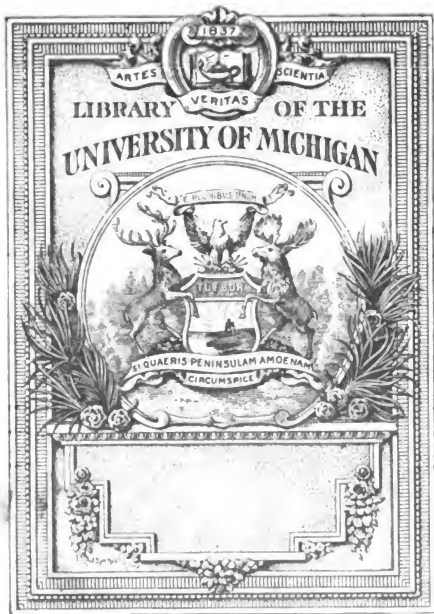


Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens



THE GIFT OF

Dr. A. L. Oletz

830.6
B5-8

Bibliothek
der
U n t e r h a l t u n g
und des
W i s s e n s .

Mit Original-Beiträgen
der
hervorragendsten Schriftsteller und Gelehrten.

Jahrgang 1884.

Fünfter Band.

Stuttgart.
Verlag von Hermann Schönlein.

Inhalts-Verzeichniß des fünften Bandes.

	Seite
<u>Klippen des Glücks. Roman von Adolph Streckfuß.</u>	
(Fortsetzung)	5
<u>Wandlungen. Novelle von Adolph Katsch</u>	119
<u>Der erste Rhehine. Biographische Skizze von Schmidt-</u>	
Weißenfels	184
<u>Neujahrsbräuche. Von Oswald Heim</u>	199
<u>Die Stadt Peter's des Großen. Bilder aus der</u>	
russischen Metropole. Von Hasso Harden . . .	215
<u>Der Buchsweiler Weibekrieg. Eine geschichtliche</u>	
Begebenheit aus dem Elsaß. Von Anton Dhorn	228
<u>Der hygienische Nutzen der Zimmerpflanzen.</u>	
Von Dr. Boehnke-Reich	243
<u>Mannigfaltiges:</u>	
Antwort einer Königin	250
Die letzten Augenblicke des französischen Generals	
Moreau &c.	251
Abenteuer eines Schafes	251
Eine Urtheilsfällung des Kaisers Rudolph von	
Habsburg	253
Ueber die Höhengrenzen des Baumwuchses &c. .	254
Kriegsgebräuche	255
Ein Heirathsvermittler, welcher übel ankam &c. .	256



Klippen des Glücks.

Roman

von

Adolph Streckfuß.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Egon fühlte sich nach der Unterredung mit seinem Vater so müde, so körperlich und geistig matt, daß es ihm ganz unmöglich war, auch nur einen bestimmten Gedanken zu fassen. Er sank auf das Sopha, den Kopf vergrub er in die Kissen, er mochte nichts sehen, nichts hören, nichts denken; so versank er in einen Zustand halber Bewußtlosigkeit, in einen Zustand des halben Wachens, halben Träumens. Bilder aus seinem vergangenen Leben zogen nicht klar und bestimmt, sondern nebelhaft verschwommen an seinem Geiste vorüber. Er sah sich als Kind in trostloser Einsamkeit in dem reichgeschmückten Kinderzimmer, es war ihm, als fühlte er noch einmal die brennende Sehnsucht nach Liebe, die den unglücklichen Knaben erfüllt hatte, den Neid, den dieser gefaßt hatte gegen andere Kinder, denen es vergönnt war, die Mutter oder den Vater zärtlich küssen zu dürfen; dann sah er sich wieder als Jüngling unter der wüsten Stu-

dentenschaar, die er um sich gesammelt hatte, unter den jammervollen Schmeichlern, die sich seine Freunde nannten, so lange er mit vollen Händen das Geld für ihre nichtswürdigen Lustbarkeiten vergeuden konnte; er sah sich in der Gesellschaft, im Kreise schöner Damen, der gefeierte Held des Abends, auf den die Mütter und die Töchter Jagd machten mit liebenswürdigen Worten, mit reizendem Lächeln, den sie zu fesseln suchten und der sie Alle, Alle von ganzem Herzen verachtete. Er sah sich am Seeufer, wie er dem Bekenntniß Pechmayer's lauschte, es war ihm, als ergreife ihn abermals jene bittere Laune, die Lust zu dem tollen Abenteuer; alle diese Bilder waren verschwommen, nebelhaft, dann aber entwickelte sich plötzlich vor seinem Geiste mit wunderbarer Klarheit das Bild Diezschens. Er sah sie, wie er sie an jenem Nachmittag gesehen hatte, als sie von ihm seinen Rath eingeholt, als sie voll Vertrauen sich an ihn gewendet hatte. So treu und wahr, so innig, ja liebevoll hatte sie damals zu ihm aufgeschaut, der Blick war ihm tief in's Herz gedrungen. Wie hatte er ihn nur jemals vergessen können!

Und wie damals die Wirklichkeit, so übte heute die Erinnerung einen zauberhaften Einfluß auf ihn aus; er fühlte sich plötzlich gekräftigt, gestärkt zum ferneren Kampfe gegen das Leben, die dumpfe Verzweiflung, die ihn ergriffen hatte, als alle seine Zukunftspläne morsch zusammenbrachen, verslog, er fühlte, daß es unwürdig sei, sich niederbeugen zu lassen durch einen Schicksalsschlag.

Er schämte sich, daß er stundenlang verzagt und thatenlos verträumt, daß ihm wieder, wie so oft früher, die

Selbstbeherrschung gefehlt, daß er sich willenlos dem Einfluß des Augenblickes hingegeben hatte.

„Die Erinnerung an Dich soll mir der Leitstern für mein Leben sein!“ sagte er sich.

Er richtete sich auf, zur rechten Zeit, denn draußen auf dem Korridor ertönten nahende Männerschritte, die Flügelthüre wurde weit geöffnet, und in derselben erschien ein noch immer, trotz seiner Jahre, schöner, stattlicher Herr, welchem der Geheimrath v. Arnau auf dem Fuße folgte. Egon erkannte den Eintretenden augenblicklich, obgleich er ihn nie zuvor gesehen hatte, war ihm doch das reizend-jugendliche Ebenbild des älteren Mannes nur zu wohl bekannt, waren ihm doch diese Züge nur zu vertraut.

„Mein Sohn Egon, Herr v. Massenbourg,“ sagte der Geheimrath vorstellend. Werner v. Massenbourg aber entzog sich dieser Vorstellung, er bot Egon formlos die Hand und sagte, die größte Freundlichkeit und Zuborkommenheit in feinen Ton legend:

„Sie müssen mir schon verzeihen, Herr v. Arnau, daß ich, jede Förmlichkeit bei Seite setzend, zu Ihnen eingebrungen bin, ohne zu fragen, ob Sie mir diesen Besuch gestatten, ja, ohne mich nur melden zu lassen; ich habe dafür nur die Entschuldigung der übergroßen Freude, welche ich empfand, als mein verehrter Freund, Ihr Herr Vater, mir mittheilte, daß unsere Trauer um Sie beendet ist, daß Sie dem Leben wiedergegeben sind. Ich mußte Sie sofort recht von Herzen begrüßen, Herr v. Arnau, ich konnte nicht anders, meine Freude war zu groß.“

Wodurch fühlte sich Egon bei dieser herzlichen Anebe

verlezt? Er vermochte es nicht zu sagen. Erschien ihm doch die Aehnlichkeit zwischen Vater und Tochter, während Herr v. Massenburg sprach, fast noch größer als zuvor; der Vater hätte ihm daher sympathisch erscheinen müssen, aber er fühlte sich durch denselben zurückgestoßen, jedes der freundlichen Worte erschien ihm wie eine bewußte Lüge, er vermochte nur einige höfliche, frostige Worte auf den herzlichen Gruß zu erwidern.

Werner v. Massenburg ließ sich durch diesen kühlen Empfang nicht zurückschrecken, er zeigte eine unveränderte herzliche Freundlichkeit, er drückte, nachdem er auf Einladung des Geheimraths auf dem Sopha Platz genommen hatte, dem auf einem Lehnstuhle gegenüber sitzenden Egon noch einmal kräftig die Hand und sprach noch einmal in warmen Worten seine große Freude darüber aus, daß der Todtgesagte sich unter den Lebenden wieder eingefunden habe, und daß es noch Zeit sei, alles das Unheil wieder gut zu machen, welches leicht aus einer längeren Fortdauer des Glaubens, Egon sei aus dem Leben geschieden, hätte entstehen können.

„Ihr Herr Vater weiß,“ sagte er, „wie tief schmerz- lich es mir war, daß alle die schönen Pläne, welche wir Beide für eine innige Verbindung unserer Familien entworfen hatten, vernichtet sein sollten, um so glücklicher bin ich, daß mir jetzt diese schöne Hoffnung von Neuem erblickt.“

„Wenn ich nicht irre, ist Fräulein v. Massenburg mit einem Herrn v. Wangen verlobt?“ fragte Egon mit scharfem Tone.

„Allerdings,“ erwiderte Massenburg ohne alle Verlegenheit. „Bei der traurigen Lage, in welcher meine Tochter sich befand, mußte ich daran denken, ein Mittel zur Wiederherstellung ihres gefährdeten Rufes zu finden. Ein sehr wohlhabender junger Gutsbesitzer, ein redlicher, aber sehr unbedeutender junger Mann, bat mich um die Hand meiner Tochter; es wurde mir schwer, meine Einwilligung zu geben, noch schwerer ist es meiner Tochter geworden, die so viel Liebes und Gutes von Ihnen gehört hat, daß sie sich sehr glücklich bei dem Gedanken fühlte, die Gemahlin eines so hervorragenden jungen Mannes zu werden. Sie weigerte sich zuerst entschieden, Herrn v. Wangen ihr Jawort zu geben; sie betrachtete sich, so schrieb sie mir, als die trauernde Wittwe des ihr und dem Leben so früh Ent-rissenen, erst auf meinen ausdrücklichen Befehl hat sie sich als gehorsame Tochter gefügt. Die Voraussetzung, unter welcher sowohl ich als Bertha, wie Herr v. Wangen sehr wohl weiß, unsere Zustimmung zur Verlobung gegeben haben, ist jetzt durch Ihre Wiederkehr hinfällig geworden, diese Verlobung ist daher an sich nichtig, ich habe mich freudig bereit erklärt, sie sofort zu lösen, als mir soeben Ihr Herr Vater Ihre Bereitwilligkeit, auf unsere alten Verabredungen zurückzugehen, mitgetheilt hat.“

„Aber Fräulein v. Massenburg und Herr v. Wangen?“ fragte Egon.

„Bertha wird glücklich darüber sein, daß sie befreit wird von einem verhaßten Ehebund, und Herr v. Wangen wird sich in das Unabänderliche fügen müssen. Noch heute werde ich ihm und Bertha dies schreiben, und mit wahrer

Herzensfreude begrüße ich Sie, mein theurer Herr v. Er-
 nau, als meinen lieben künftigen Schwiegersohn.“

Er wollte wieder die Hand Egon's ergreifen, dieser
 aber zog sie zurück. Er war empört über die Lüge,
 welche Herr v. Massenburg mit geläufiger Zunge aus-
 sprach; er hatte es ja aus Bertha's eigenem Munde ge-
 hört, wie sie über ihre Verbindung mit Herrn Egon
 v. Ernau und über diesen dachte.

„Ich bedaure, Herr v. Massenburg,“ sagte Egon ruhig
 aber sehr entschieden, „daß ich auf die Bezeichnung, mit
 welcher Sie mich beehren, keinen Anspruch machen darf.
 Es widerspricht meinem Begriff von Ehre, die Veran-
 lassung zu sein, daß eine schon veröffentlichte Verlobung
 gelöst wird.“

„Welche neue Marotte!“ rief der Geheimrath erzürnt.
 „Weßhalb hast Du mich denn zu Herrn v. Massenburg ge-
 schickt?“

„Ich habe Dich nicht geschickt, Papa.“

„Aber Du hast geschwiegen, als ich Dir sagte, daß ich
 die Auflösung der Verlobung bewirken wolle.“

„Ich erinnere mich nicht, ein Wort davon gehört zu
 haben.“

„Das begreife, wer da kann!“ sagte der Geheimrath sehr
 entrüstet. „Du treibst die Rücksichtslosigkeit zu weit. Ich
 habe jetzt wohl als Vater das Recht, zu fordern, daß Du mein
 Wort einlösest. Ich habe es Dir ausdrücklich gesagt, daß
 ich die Auflösung der Dir so unangenehmen Verlobung
 bewirken wolle. Um Deinetwegen, um Deinen Wunsch
 zu erfüllen, bin ich sofort nach Tisch zu Herrn v. Massen-

burg gefahren, sogar mein Mittagsschläfchen habe ich um Deinetwegen aufgegeben, und nun willst Du mich im Stich lassen, weil Dir wieder eine tolle Idee durch den Kopf fliegt. Das dulde ich nicht!"

"In der That, Herr v. Ernau," so nahm jetzt auch Herr v. Massenburg das Wort, "Ihr Herr Vater hat wohl ein Recht, zu zürnen, wenn wirklich Ihre Worte ernst gemeint sind, aber ich glaube es nicht. Ich achte das Bartgefühl, welches Sie bedenklich macht, der Urheber der Auflösung einer geschlossenen Verlobung zu sein, aber ich bin überzeugt, Sie werden Ihr an sich gerechtfertigtes Bedenken fallen lassen, wenn Sie ruhig überlegen. Die Verlobung mit Herrn v. Wangen ist für meine Tochter nur ein überaus trauriges Mittel gewesen, um sich einem Skandal zu entziehen, den Sie, Herr v. Ernau, Sie dürfen mir wegen dieser Offenheit nicht zürnen, veranlaßt haben. Ein überaus trauriges Mittel, sagte ich, denn meine Tochter weiß, daß sie auf ihr Lebensglück verzichtet, indem sie einem ungeliebten, unbedeutenden, geistig tief unter ihr stehenden Manne ihre Hand reicht. Ist es nicht Ihre Pflicht, Herr v. Ernau, das, was Sie verschuldet, wenn es noch möglich ist, wieder gut zu machen? Sie können meine Tochter bewahren vor einem unglücklichen Leben, wollen Sie jetzt zögern, dies zu thun, weil — eine leere Form verleßt werden muß, ja, eine leere Form, denn nichts Anderes ist diese Verlobung, die ihren Ursprung nur dem Zwange verdankt, den mein Wille auf meine Tochter ausgeübt hat."

Herr v. Massenburg sprach die Wahrheit, Egon wußte

es nur zu wohl, Bertha liebte ihren jetzigen Verlobten nicht, vielleicht war sie wirklich nur einem Zwange gewichen, als sie ihr Jawort gegeben hatte, er wußte auch, daß sie freudig ihre Verlobung lösen werde, wenn sie erfuhr, wer wirklich der Herr v. Ernau sei. Dem unbedeutenden, niedrig geborenen Kandidaten Gottlieb Pechmayer schlug ihr Herz entgegen, das hatte ihm manch' feuriger Blick aus dem schönen dunklen Auge gesagt, mancher Blick, der ihm die Ruhe seiner Nächte geraubt hatte. Noch war Bertha ihm nicht verloren, durch ein einziges Wort der Zustimmung konnte er sich ihren Besitz erringen, sie würde sein Weib, wenn er ja sagte, ein Ja, ein einfaches Ja.

Eine brennende Lust, dies Ja zu sagen, erwachte in ihm.

„Die Erinnerung an Dich soll mir der Leitstern für mein künftiges Leben sein!“ Das Wort, welches er vor wenigen Minuten halblaut gesprochen, tönte in ihm wieder, er sah Lieschen vor sich, sie schaute ihn an mit einem tief traurigen Blick. Ja, sie trauerte darüber, daß er noch schwanken konnte, wo das Gebot der Pflicht so klar war, daß er wieder im Begriffe stand, der Lockung des Augenblickes zu folgen, daß er nicht vermochte, sich selbst, seine eigenen glühenden Wünsche zu beherrschen.

„Die Erinnerung an Dich soll mein Leitstern sein!“ Ein Lächeln flog über sein Gesicht, er schwankte nicht mehr.

„Ich bedaure es tief,“ sagte er ernst und entschieden, „wenn ich die Veranlassung bin, daß Fräulein v. Massen-

burg eine Verbindung schließt, zu welcher sie nur der Wille ihres Vaters zwingt, trotzdem aber werde ich mich niemals dazu herbeilassen, in das Recht des Herrn v. Wangen einzugreifen. Für mich ist eine Verlobung keine leere Form, und ich will hoffen, auch nicht für Fräulein v. Massenbourg. Wäre die junge Dame wirklich im Stande, ein Gelöbniß, welches sie soeben erst, wenn auch durch traurige Verhältnisse dazu veranlaßt, abgelegt hat, freventlich zu brechen, um eine andere Verlobung einzugehen, dann würden unsere Anschauungen über Ehre und Recht zu weit auseinander gehen, als daß es mir möglich wäre, an ein Gelöbniß der Treue gegen mich zu glauben. Es würde schon eine Beleidigung für Fräulein v. Massenbourg sein, ihr eine Auflösung ihrer Verlobung zuzumuthen. Ich werde dazu keinesfalls Veranlassung geben, und bitte Sie, Herr v. Massenbourg, dies als meinen unwiderruflichen Beschluß zu betrachten!"

„Der Mensch ist unberechenbar in seinen Schrullen,“ rief der Geheimrath empört aus. „Er weiß nicht, was er redet. Klümmern Sie sich nicht um ihn, Freund Massenbourg, morgen wird er wieder anders denken. Ist nur erst die Verlobung gelöst, dann —“

„Du irrst, Vater. Mein Entschluß ist unerschütterlich. Ich gebe Dir und Herrn v. Massenbourg hiedurch mein Ehrenwort, daß, auch wenn die Verlobung der jungen Dame mit Herrn v. Wangen gelöst wird, ich niemals meine Einwilligung zu einer Verbindung mit ihr geben werde.“

Herr v. Massenbourg warf Egon einen wüthenden Blick zu. „Nach dieser bündigen Erklärung,“ sagte er aufstehend,

„habe ich keine Veranlassung, über diesen Gegenstand noch ein Wort zu verlieren, und bedaure nur, daß ich mich habe verleiten lassen, Ihrer Aufforderung zu folgen, Herr Geheimrath!“

In sehr kalter, förmlicher Weise verabschiedete er sich von Egon. Der Geheimrath folgte ihm, ohne dem Sohne, über dessen Verhalten er auf's Tiefste empört war, nur einen Abschiedsgruß zu gönnen.

Als Egon sich allein sah, athmete er recht aus tiefster Brust frei auf. Er fühlte sich durchdrungen von einem Gefühl innerer Befriedigung. Zum ersten Male in seinem Leben war es ihm gelungen, seine eigene Lust und Leidenschaft der Pflicht unterzuordnen, sich selbst zu bezwingen, er fühlte, daß mit diesem Moment ein neues Leben für ihn beginne.

20.

Das Herrenhaus von Linau, so war der frühere polnische Name des Rittergutes Linowo germanisirt worden, machte durchaus keinen besonderen Eindruck; manches sächsische Bauernhaus sieht stattlicher aus, als das einstöckige Wohnhaus des großen Rittergutes, welches Hugo v. Wangen von seinem Vater geerbt hatte und in welchem er mit seiner jungen schönen Frau residirte, seit er der selbstständige Herr der Güter geworden war. Vor dem Tode des Vaters hatte er auf einem Vorwerke in einem noch weniger comfortablen Hause sein erstes Heim aufschlagen müssen, denn Herr v. Wangen's Vater meinte, ein junges Ehepaar müsse sich glücklich fühlen auch in kleinen Räumen. Große

Gesellschaften brauchten junge Leute nicht bei sich zu sehen, sie mußten sich selbst genug sein; es sei gar nicht gut, wenn ein Gutsbesitzer gleich beim ersten Beginn seiner Etablirung aus dem Vollen wirthschaften könne, im Anfang müsse er sich einschränken lernen, das Geld ausgeben lerne er später immer noch frühzeitig genug.

Nach diesem Grundsatz hatte Wangen's Vater das einfache kleine Wohnhaus auf dem Vorwerke für seinen einzigen Sohn eingerichtet, als dieser sich verheirathete, und Hugo v. Wangen würde zum Leidwesen seiner schönen lebenslustigen jungen Frau wohl noch manches Jahr unter den beschränktesten Verhältnissen haben wirthschaften müssen, wenn sein Vater nicht schon zwei Jahre nach seiner Verheirathung gestorben wäre und ihm seinen ganzen großen Grundbesitz hinterlassen hätte.

Der alte Herr hinterließ nur zwei Kinder, einen Sohn und eine Tochter, ein Kind von zwölf Jahren. Er hatte in seinem Testament bestimmt, daß sein Sohn Hugo die sämmtlichen Güter erben, dafür aber die Verpflichtung übernehmen solle, seine Schwester, deren Erbtheil hypothekarisch auf die Güter eingetragen werden mußte, in seinem Hause zu erziehen.

Mit Freuden erfüllte Hugo v. Wangen die ihm durch das väterliche Testament auferlegte Verpflichtung; er hatte seine kleine Schwester recht von Herzen lieb, und auch ohne das Testament des Vaters würde er sie sicherlich nicht von sich gelassen haben, hatte er doch seiner Mutter, die kurz nach der Geburt des Töchterchens gestorben war, auf dem Sterbebette kurz vor ihrem Tode das heilige Ver-

sprechen gegeben, daß er dem kleinen Märchen ein treuer Bruder sein wolle. —

Seit dem Tode des Vaters bewohnte Hugo v. Wangen mit seiner Frau und seiner Schwester Klara das Herrenhaus von Linau. Für ihn war es groß genug, wie es auch für seinen Vater viele Jahre lang vollständig ausreichend gewesen war; enthielt es doch zu jeder Seite des quer durch das ganze Haus gehenden Flures oder Vorsaales, der auch als Speisesaal benützt werden konnte, vier große Zimmer und außerdem vier hübsche Mansardenzimmer; die große Küche lag im Keller und stand durch eine Treppe direkt mit dem Vorfaal in Verbindung. Von den vier Zimmern zur rechten Seite des Flures, wenn man vom Hof aus in den Vorfaal trat, waren zwei, welche vom Hof aus ihren eigenen Eingang hatten, für den Verwalter als Wohn- und Schlafzimmer, zwei für die männliche und weibliche Hausdienerschaft, den Kutscher, den Bedienten, die Köchin, das Stubenmädchen und die Kammerjungfer der gnädigen Frau eingerichtet, da blieben dann für die Herrschaft noch zur linken Seite des Flures vier große Zimmer und außerdem drei Mansardenzimmer, denn eines der letzteren war der Wirthschafterin angewiesen.

In diesen Räumen hatte der alte Herr v. Wangen viele Jahre glücklich mit seiner Familie gelebt und sogar ein gastfreies Haus geführt. Zwei Mansardenzimmer waren als Fremdenstuben eingerichtet und wurden selten leer von Gästen, im dritten wohnten die Kinder mit der alten Kinderfrau, von den vier Zimmern unten war eines, das, von welchem eine kleine Treppe hinauf nach der Kinder-

stube führte, das Schlafzimmer, und die übrigen drei waren zugleich Wohn- und Gesellschaftszimmer; große eigene Gesellschaftsräume brauchte der alte Herr nicht, denn die guten Nachbarn und die Freunde und Verwandten, welche sich häufig in seinem gastlichen Hause vereinten, fühlten sich am wohlsten in den gemüthlich eingerichteten Wohnzimmern. Sie machten keinen Anspruch auf ein prächtiges, der neuesten Mode genügendes Mobilier, wie es in manchem anderen Schloß nahe wohnender Edelleute zu schauen war, ihnen gefielen die altmodischen, aber sehr bequemen Möbel des Herrn v. Wangen viel besser.

In die allerdings den Ansprüchen, welche in neuerer Zeit an ein vornehmes Haus gemacht werden, keineswegs genügende Elternwohnung war Hugo v. Wangen mit seiner jungen Frau gezogen. Ihm genügte sie, er fühlte sich in ihr heimisch, ihm waren alle die alten Möbel, an welche sich seine schönsten Kindheitserinnerungen knüpften, eng an's Herz gewachsen, Bertha aber fand sie abscheulich. Sie sprach energisch den Wunsch aus, der ganze alte Plunder solle durch ein neues, eines Herrn v. Wangen würdiges Mobilier ersetzt werden. Hiezu war indessen Wangen nicht zu bewegen. Mit schwerem Herzen gab er es zu, daß das schönste der Zimmer, das, aus welchem eine Flügelthüre hinaus nach einem in den Garten hinein gebauten Altan führte, als Bertha's Wohnzimmer ganz ihrem Geschmack gemäß prachtvoll eingerichtet wurde, aber in den übrigen Räumen blieben die alten, unmodernem Möbel, von denen er sich nicht trennen konnte und die nun seltsam genug mit den modernen Prunkmöbeln im Gartensalon kon-

trafirten. Die altmodischen, häßlichen Zimmer vermied deshalb Bertha soviel sie es irgend konnte, sie hielt sich stets nur in ihrem Gartensalon, und wenn das Wetter es irgend erlaubte, auf dem mit einem leichten Zinkdach überspannten, elegant gebauten Altan auf; hier wohnte sie, hier empfing sie auch die Besuche, welche nach alter Gewohnheit in Linau selten fehlten.

In der Ausschmückung des Altans hatte Bertha ganz ihrer Lust folgen können, er glich einem mit dem höchsten Comfort, aber zugleich höchst geschmackvoll eingerichteten Wohnzimmer, dessen Glaswände, je nachdem die Witterung es erforderte, durch eine kunstvolle Maschinerie sich versenkten oder erhoben, so daß der Altan selbst im Winter geheizt und benutzt werden konnte, während an heißen Sommertagen die Glaswände ganz oder theilweise versenkt wurden, je nachdem ein frischer Luftzug erwünscht oder nicht angenehm war.

Am dem glühend heißen Augustnachmittag, an welchem wir Bertha im Herrenhaus von Linau wiederfinden, waren die Glaswände vollständig versenkt, nicht das leiseste Lüftchen hatte sich die nachlässig auf dem Schaukelstuhl sich Wiegende entgehen lassen mögen; sie fächelte sich mit einem prachtvollen Spizenfächer, aber die drückend schwere Luft erschien ihr dadurch nur noch unerträglicher.

Kein Lüftchen wehte, eine vollständige Windstille herrschte, und doch stiegen von Südwesten her fest zusammengeballte schwarze Wolkenmassen langsam am Himmel empor; schon hatte die Abendsonne sich hinter ihnen versteckt, schon erhoben sie sich über das hohe Gebüsch,

welches den breiten, vor dem Altan liegenden Rasenplatz im Garten begrenzte.

„Es ist unerträglich schwül und heiß!“ seufzte Bertha, den Roman, in welchem sie gelesen hatte, bei Seite legend, denn selbst für die leichte Beschäftigung nahm ihr die drückende Schwüle Luft und Kraft. „Man vergeht in diesem entsetzlichen Klima entweder vor Hitze oder vor Kälte. Man friert oder man siedet, einen schönen, milden, lauen Sommerabend gibt es in diesem abscheulichen Westpreußen nicht.“

Sprach sie die Worte zu sich selbst oder richtete sie dieselben an die junge Dame, welche etwas entfernt von ihr an dem in der Mitte des geräumigen Altans stehenden runden Tisch saß und eben eifrig beschäftigt war, der kleinen Klara eine Zeichnung zu corrigiren, welche diese nach einem auf dem Tisch vor ihr stehenden Arbeitskästchen etwas fehlerhaft in der Perspektive gemacht hatte. Es war schwer zu bestimmen, denn Bertha schaute, während sie sprach, die junge Dame nicht an, sie blickte hinaus nach dem Garten und wehte sich mit dem Fächer frische Luft zu. Sie hatte trotzdem eine Antwort erwartet, und als sie eine solche nicht erhielt, richtete sich ihr Blick schnell der jungen Dame zu; die zuerst langsame Bewegung ihres Fächers wurde schneller und ein eigenthümlich scharfer Zug legte sich um den feingeschnittenen Mund.

„Elise!“

Der Ruf des Namens erklang so schneidend befehlend, daß die Angerufene, welche sich eben zu der Zeichnung niederbeugte, erschreckt jäh empor fuhr. Eine dunkle Purpur-

röthe flog über ihr reizendes Gesicht, ihre Lippen öffneten sich leicht zu einer Entgegnung, aber noch im rechten Moment besann sie sich, sie preßte die Lippen fest zusammen, kein Wort ließ sie laut werden, so sehr auch der scharfe Ruf eine Frage nach seiner Ursache gerechtfertigt hätte. Sie verließ ihren Platz und trat zu Bertha, dem an sie ergangenen Rufe folgend.

„Kannst Du keine Antwort geben, wenn ich zu Dir spreche?“ fragte Bertha mit scharfem Tone.

„Verzeih', ich hatte nicht geglaubt, daß die Bemerkung an mich gerichtet sei,“ entgegnete die so unfreundlich Angeredete.

„Wirklich eine eigenthümliche Entschuldigung! Zu wem sollte ich wohl sprechen, als zu Dir? Oder meinst Du, ich sei albern genug, hier Monologe zu halten? Ich muß Dich schon bitten, künftig meinen Worten eine etwas größere Aufmerksamkeit zu schenken; ich liebe es nicht, in den Wind zu sprechen.“

Jedes Wort wurde von Bertha scharf betont und mit der Absicht zu kränken gesprochen; es erreichte auch seinen Zweck, wieder färbte sich für einen Augenblick das Gesicht der jungen Dame mit einer fliegenden Röthe, aber wieder unterdrückte sie eine ihr auf der Zunge schwebende Entgegnung, sie antwortete nicht, aber ihre Schülerin trat für sie ein.

Auf Klara schienen die gegen ihre Lehrerin gerichteten unfreundlichen Worte einen viel tieferen Eindruck zu machen, als auf die Beleidigte selbst; sie legte den Bleistift nieder, sprang auf und stellte sich, die zarte kleine

Gestalt so hoch aufrichtend, wie nur irgend möglich, vor ihre Schwägerin, mit blinkenden Augen betrachtete sie diese, und daß sie bereit war, mit ihr den Streit aufzunehmen, das erklang aus dem trohigen Tone, mit welchem sie sagte:

„Was fällt Dir ein, Bertha? Was hat Elise gethan, daß Du sie so anfährst? Daß sie Deine alberne Bemerkung über unser Westpreußen nicht beantwortet hat? Die konnte auch an mich gerichtet sein, und ich würde Dir schon geblührend geantwortet haben, wenn ich nicht mit meiner schlechten Zeichnung so eifrig beschäftigt gewesen wäre.“

Die Kleine war reizend, als sie so trohig und herausfordernd vor Bertha stand, sie hatte Elisens Hand ergriffen und hielt diese fest.

„Das ist ja allerliebste!“ entgegnete Bertha, ihre kleine Schwägerin mit einem verächtlichen Blick musternd und sich dann wieder zu der Lehrerin wendend. „Deine Erziehungsmethode scheint vortreffliche Früchte zu tragen, beste Elise! Kaum vierzehn Tage hast Du sie angewendet und schon hast Du es dahin gebracht, daß dieses unartige Kind die Achtung gegen die Frau des Bruders und Vormundes in so unziemlicher Weise verletzt. Ich gratulire Dir zu solchen Resultaten, welche mich zwingen werden, von Hugo zu fordern, daß er Klara zu einer strengeren Erziehung in irgend ein Institut schickt.“

„Versuch' es doch!“ erwiderte Klara höhniſch. „So große Macht Du auch über meinen lieben Hugo leider hast, das wird Dir doch nicht gelingen, Du müßtest denn das Testament meines guten alten Papa umwerfen können.“

„Schweig', ich spreche nicht mehr mit Dir!“

„Ich aber spreche mit Dir und werde immer so mit Dir sprechen, wenn Du mit Deinen giftigen Worten recht absichtlich die gute Elise zu beleidigen und zu kränken suchst. Ich leide das nicht! Ich bin kein kleines Kind mehr und ich weiß ganz genau, welche Rechte ich hier im Hause habe.“

„Märchen, ich bitte Dich –“

„Laß mich nur reden, Elise!“ fuhr Klara fort, die sanfte Mahnung Elisens unterbrechend, „einmal muß es doch geschehen. Ich habe es mir oft genug vorgenommen in den vierzehn Tagen, seit Du bei uns bist, wenn ich hörte, wie Bertha Dich bei jeder nur denkbaren Gelegenheit zu kränken suchte durch ihre spitzigen Bemerkungen. Bis jetzt habe ich geschwiegen, nun aber schweige ich nicht mehr!“

„Thue es mir zu liebe, Märchen!“ sagte Elise bittend. „Ich bitte Dich recht sehr darum. Du hast gehört, welche Vorwürfe mir Bertha gemacht hat, und vielleicht mit Recht, weil ich die Veranlassung gewesen bin, daß Du scharf und heftig zu ihr gesprochen hast. Wenn Du mich lieb hast, Märchen, dann bitte Bertha um Verzeihung für Deine harten Worte!“

„Die?! Nimmermehr. Ich habe Dich so recht von Herzen lieb, so lieb, ich kann es gar nicht sagen wie; aber das kann ich nicht thun! Sie hat viel, viel mehr verdient für ihre Bosheit und ihre Undankbarkeit gegen Dich als das, was ich ihr gesagt habe.“

„Solche Frechheit ist nicht zu ertragen!“ rief Bertha

tief empört. „Glücklicherweise kommt dort Hugo, er wird wohl wissen, was er sich selbst und seiner Frau schuldig ist.“

Hugo v. Wangen kehrte von einer kleinen Reise zurück, welche er nach G. gemacht hatte. Er war am frühen Morgen fortgefahren, hatte die Geschäfte besorgt, die ihn nach der Stadt gerufen hatten, und war dann eiligst nach Linau zurückgekehrt, um vor dem Ausbruch des im Westen drohenden Wetters zu Haus zu sein. Er war im Hofe vorgefahren und kam jetzt sehr heiter und vergnügt durch die Gartenstube nach dem Altan.

Mit Hugo v. Wangen war in vier Jahren eine große Veränderung vorgegangen; aus dem schwächlichen, schüchternen Jüngling war ein vollkräftiger, tüchtiger Mann geworden. Nur der gutmüthige Ausdruck seines freundlichen Gesichtes war unverändert geblieben, ja, er hatte sich in den vier Jahren noch vertieft. Hugo v. Wangen war kein schöner Mann, aber er hatte ein gewinnendes, angenehmes Aeußere.

Er war, als er auf den Altan trat, über seine unverhofft frühzeitige Rückkehr aus der Stadt und die schnelle Beendigung seiner Geschäfte so vergnügt, daß er die finstere, auf der sonst so glatten Stirne seiner Frau ruhende Wolke gar nicht bemerkte.

„Glücklich daheim noch vor dem Unwetter!“ rief er heiter. „Guten Tag, Frauchen!“ Dabei beugte er sich zu der im Schaukelstuhl Sitzenden nieder, gab ihr einen tüchtigen Kuß, dann nahm er Klara beim Kopf und küßte sie, um endlich die Lehrerin mit einer leichten Ver-

beugung und einem herzlichen „Guten Tag, Fräulein Lieschen!“ zu begrüßen.

„Wie oft soll ich Dich bitten, diese vertrauliche und für eine junge Dame von einundzwanzig Jahren gänzlich unpassende Anekdote zu unterlassen!“ herrschte ihn Bertha mit scharfer Stimme an.

„Nun ja, Frauchen, Du hast Recht,“ erwiderte er gutmüthig, „ich hatte mich wieder vergessen! Das Fräulein Lieschen liegt mir noch von alter Zeit her auf der Zunge, und ich denke, Fräulein Lieschen nimmt es mir nicht übel, wenn es mir hie und da wieder entschlüpft; aber ich will mich schon bessern, also guten Tag, mein gnädiges Fräulein v. Osternau.“

„Das gnädige Fräulein wirst Du wohl thun, bei der Stellung, welche Elise in unserem Hause einnimmt, fortzulassen!“

„Wie Du willst, Frauchen, sagen wir also, guten Tag, Fräulein v. Osternau; wir wollen uns über solche Förmlichkeiten den Kopf nicht weiter zerbrechen, jede Anekdote ist ja wohl recht, wenn sie nur gut gemeint ist. Mach' kein so grimmiges Gesicht, Frauchen, ich thue ja, was Du willst. Verdorb' mir wenigstens heute den vergnügten Abend nicht. Denk' Dir nur, ich habe heute eine große Freude gehabt, ich habe einen alten lieben Bekannten, ja ich kann sagen, einen alten lieben Freund ganz unvermuthet in G. wieder gesehen. Rathe einmal, Frauchen, Du kennst ihn auch, und auch Sie, Fräulein Lieschen, wollte ich sagen, Fräulein v. Osternau!“

Bertha hatte keine Lust, zu rathen, sie wartete nur

auf eine günstige Gelegenheit, um ihre Klagen gegen Elise und Klara zu erheben, und kümmerte sich wenig um den wiedergefundenen, ihr jedenfalls höchst gleichgiltigen Freund ihres Mannes; aber ihr Interesse wurde doch erregt, als Wangen eifrig fortfuhr:

„Nein, Ihr könnt es nicht errathen! Denkt Euch, als ich eben von G. fortfahren wollte, ich saß schon im Wagen, wer kommt da im Sturmschritt die Straße herunter, ebenfalls in höchster Eile? Storting, mein alter lieber Freund Storting! Ich sprang aus dem Wagen heraus, wir haben uns umarmt und wahrhaftig auf offener Straße einen Kuß gegeben, so erfreut waren wir Beide! Wie gern hätte ich ein Stündchen mit ihm geplaudert, aber es ging nicht, das recht bedenklich drohende Wetter am Himmel liess es nicht, ich mußte fort und auch er hatte die höchste Eile, wenn er vor Ausbruch des Wetters nach Magnost kommen wollte, da er noch einige Geschäfte in G. zu besorgen hatte.“

„Magnost?“ fragte Bertha erstaunt. „Ist das nicht das Gut des Herrn v. Ernau?“

„Ganz richtig, und das ist gerade das Merkwürdigste bei der ganzen Geschichte, Storting ist jetzt Oberinspektor beim Herrn v. Ernau.“

Als der Name Ernau ausgesprochen wurde, horchte Elise hoch auf.

„Herr v. Ernau!“ sagte sie. „Verzeihung, Herr v. Wangen, ist dies derselbe Herr v. Ernau —“ sie unterbrach sich plötzlich, ihr Blick fiel auf Bertha, — „ich meine,“ fuhr sie verlegen fort, „der Herr Doktor v. Ernau, der —“

„Sie brauchen nicht so verlegen zu werden, Fräulein v. Osternau,“ fiel Wangen lachend ein, „Sie können ruhig fragen, ist dies derselbe Herr v. Ernau, der vor vier Jahren so grenzenlos thöricht war, sich vor der Verlobung mit der reizendsten Braut zu flüchten, der damals todt gesagt wurde, wieder auferstanden und dann wieder in alle Welt gegangen ist? Ich bin ihm für seine tollen Streiche viel zu dankbar, und ich denke, mein Frauchen auch, als daß uns eine Erinnerung an ihn unangenehm sein könnte, ich bin sogar ganz ordentlich neugierig darauf, ihn kennen zu lernen.“

„Er wohnt hier in der Nachbarschaft?“ fragte Elise, welche die tiefe Erregung, mit welcher sie auf eine Antwort wartete, kaum zu verbergen vermochte.

„Sein Hauptgut Plagnitz liegt kaum zwei Meilen von Linau, bis jetzt aber wohnt er noch nicht dort. Wo er sich aufhält, weiß kein Mensch. Alle Rechenschaftsberichte, Gelder und Briefe von Plagnitz werden nach Berlin an das Comptoir des Geheimraths v. Ernau, seines Vaters, geschickt. Herr v. Ernau selbst hat sich bis jetzt um die Bewirthschaftung seiner Güter nur wenig bekümmert, wenn nicht auf seine Veranlassung von dem Comptoir in Berlin die vor einigen Jahren gestellte Forderung sehr eingehender und ausführlicher Rechenschaftsberichte erfolgt ist. Nur zweimal ist er, wie mir der alte Administrator Siebeking erzählt hat, überhaupt in Plagnitz gewesen, das letzte Mal vor etwa vier Jahren. Damals hat er das ganze Gut und sämtliche Vorwerke genau besichtigt, sich nach allen Kleinigkeiten der Bewirthschaftung erkundigt,

sich viele Notizen in seine Briefftasche geschrieben, dabei aber hat er es belassen, nicht einen einzigen Befehl hat er erteilt, ja nicht einmal einen Wunsch hat er ausgesprochen. Nach einem etwa vierzehntägigen Aufenthalt hat er dem Administrator gesagt, er trete jetzt eine größere landwirthschaftliche Reise an, er beabsichtige in Zukunft die Bewirthschaftung seiner Güter selbstständig zu führen, ehe er dies aber unternehme, müsse er sich eine gründliche Kenntniß der Landwirthschaft verschaffen. Er ist dann abgereist und hat seitdem nichts wieder von sich hören lassen. Er muß ein ganz sonderbarer Kauz sein, ich bin wirklich neugierig, ihn kennen zu lernen, endlich einmal wird er doch wohl zurückkehren. Was meinst Du, Frauchen, Dir würde es doch gewiß ebenfalls Vergnügen machen, dies Wunderthier einmal von Angesicht zu Angesicht zu sehen."

"Er ist mir gänzlich gleichgiltig!" erwiderte Bertha, verächtlich mit den Schultern zuckend.

"Mir nicht. Ich bin nur neugierig, wie Storting sich mit dem abenteuerlichen Menschen stellen wird, er hat ihn auch noch nicht gesehen, ja er hat nicht einmal im Briefwechsel mit ihm gestanden. Vor fünf Wochen las er in einer landwirthschaftlichen Zeitung, daß auf dem Rittergute Plagnitz die Stellung eines Oberinspektors besetzt werden solle, nähere Auskunft werde im Comptoir des Bankhauses A. C. Ernau & Comp. in Berlin erteilt. Er richtete eine einfache briefliche Anfrage an das Comptoir über die Bedingungen, unter welchen die Stelle vergeben werden solle, er fügte hinzu, daß er gern eine Oberinspector-

stelle auf einem größeren Gute annehmen würde, und daß er bereit sei, die Zeugnisse, aus denen seine Befähigung zur Leitung einer größeren Wirthschaft hervorgehe, einzusenden. Erst vierzehn Tage nach Absendung seines Briefes erhielt er die ihn höchlichst überraschende Antwort: jede Bedingung, welche er selbst stellen möge, werde von vornherein acceptirt, er möge die Höhe des Gehaltes bestimmen, welches er beanspruche, eine Einsendung seiner Zeugnisse sei unnöthig. Gewünscht werde nur, daß er die Stelle bald antrete, er möge so schnell wie möglich nach Plagnitz reisen und sich dem Administrator Herrn Siebeking vorstellen, der angewiesen sei, auf jede von ihm gewünschte Bedingung hin den Engagementsvertrag mit ihm abzuschließen. Dreihundert Mark Reisegeld waren dem Briefe beigelegt. Natürlich reiste Storting auf diesen Brief hin sofort nach Plagnitz; der alte Siebeking, der seit längerer Zeit krank und einer kräftigen Unterstützung dringend bedürftig ist, empfing ihn mit außerordentlicher Zuverlässigkeit, er hatte in der That von dem Comptoir die Anweisung erhalten, Herrn Storting auf jede von diesem gestellte Bedingung hin als Oberinspektor zu engagiren, und so ist denn Herr Storting seit etwa vierzehn Tagen als Oberinspektor in Plagnitz angestellt worden, ohne daß der Administrator verlangt hätte, seine Zeugnisse nur anzusehen.“

„Er verdient solches Vertrauen!“ sagte Elise ernst. „Er ist ein redlicher, vortrefflicher Mensch! Einsichtsvoll, unermüdlich thätig, ein tüchtiger Landwirth, und dabei stets bescheiden und anspruchslos. Mein guter Vater schenkte ihm auch das vollste Vertrauen.“

„Gewiß verdient er es, das weiß ich ja am besten,“ bestätigte Wangen, „hätte ich gewußt, daß er frei sei, dann hätte ich ihn mir sicher um jeden Preis engagirt; aber woher kennen die Herren im Ernau'schen Comptoir seine vortrefflichen Eigenschaften? Es ist unerhört, einen Oberinspektor zu engagiren, dessen Zeugnisse man nicht einmal gesehen hat.“

Elise antwortete nicht; aber ihr Vächeln zeigte, daß sie wohl eigene Gedanken über den Zusammenhang dieses seltsamen Engagements habe, welches für Wangen so unbegreiflich war, daß er gar nicht darüber fortkommen konnte. Er kam, während er weiter von seiner kurzen Begegnung mit Storting erzählte, immer wieder darauf zurück, wie unverständlich es auch diesem sei, daß er ein so unbedingtes Vertrauen gefunden habe. Leider habe ihm Storting in kurzen fünf Minuten, länger habe er ja nicht Zeit zum Plaudern gehabt, nichts Weiteres über sein Leben in Plagnitz erzählen können, er werde dies aber hoffentlich bald nachholen, denn in den nächsten Tagen werde er, Wangen, nach Plagnitz hinüberreiten, um recht eingehend mit dem alten Freunde sich über die alten schönen Zeiten zu unterhalten.

Fräulein Elise seufzte leise bei der Erwähnung der schönen alten Zeit, dafür warf ihr Bertha einen bitterbösen Blick zu; auch sie erinnerte sich in diesem Augenblick der alten Zeit, welche für sie gar nicht schön gewesen war, und mit dieser Erinnerung wurde zugleich die an die eben erlebte häßliche Scene, an ihren Streit mit Klara wieder erweckt.

„Wir haben uns nun wohl lange genug mit Deinem Herrn Storting beschäftigt,“ sagte sie unfreundlich. „Du hast durch die Erzählung von Deinem Zusammentreffen mit ihm mich unterbrochen; ich war, als ich Dich kommen sah, eben im Begriff, Dich aufzufordern, ein ernstes Wort mit Deiner Schwester und auch mit Elise zu sprechen. Ich hoffe, Du wirst Deine Frau gegen eine Behandlung in Schutz nehmen, die ganz unerträglich ist.“

„Ich soll Dich in Schutz nehmen, Frauchen!“ fragte Wangen, bald Bertha, bald Elise, bald Klärchen fragend anschauend. „Was in aller Welt ist denn hier vorgegangen?“

„Klara hat sich in einer wahrhaft empörenden Weise gegen mich betragen, und da sie dabei durch Elise unterstützt wird —“

„Das ist eine Blüthe!“ fiel Klara keck ein.

„Schweig, ich spreche jetzt mit Deinem Bruder und Vormund!“

„Nein, ich schweige nicht, wenn Du lügst! Elise hat auf alle Deine Nichtswürdigkeiten nicht ein Wort erwidert, sie hat mich sogar aufgefordert, Dich um Verzeihung zu bitten. Du selbst hast den Streit mit mir angefangen, Du hast mir gedroht, Du würdest von Hugo fordern, daß er mich aus dem Hause fort in eine strenge Erziehungsanstalt schicke —“

„Das fordere ich allerdings von ihm!“ rief jetzt Bertha mit schriller, kreischender Stimme im höchsten Zorn. „Du hörst es jetzt selbst, Hugo, wie dies abscheuliche kleine Geschöpf sich gegen mich, Deine Frau, auflehnt! Ihr

Troß muß durch Strenge gebändigt werden. Sie muß fort aus dem Hause, ich kann nicht mit ihr zusammen leben!“

„Frauchen, ich bitte Dich, beruhige Dich,“ sagte Wangen, gutmüthig Bertha's Hand ergreifend, aber sie riß sich zornig von ihm los.

„Ich verlange von Dir einen männlichen Entschluß zum Schutze Deiner Frau,“ fuhr sie fort. „Klara muß aus dem Hause, sie oder ich!“

So heftig hatte Hugo v. Wangen seine Frau noch gar nicht gesehen, aber der Zorn stand ihr gut. Sie erschien ihm wunderschön mit ihren blitzenden schwarzen Augen, ihren glühenden Wangen, ihrem trotzig aufgeworfenen Munde. Zähzornige Menschen waren ihm eigentlich zuwider, er war selbst so gutmüthig und ruhig, daß er gar nicht recht begreifen konnte, wie sich die Menschen wegen Kleinigkeiten ärgern und in Zorn gerathen konnten, aber bei seiner reizenden Frau fand er selbst den Zorn liebenswürdig. Lächelnd sagte er:

„Frauchen, Frauchen! Dein Eifer reißt Dich fort, wenn Du wieder ruhig bist, wirst Du anders denken. Fräulein v. Osternau, wollen Sie die Güte haben, mich mit meiner Frau ein Viertelstündchen allein zu lassen?“

Elise verbeugte sich zustimmend, sie nahm Klara bei der Hand und führte sie mit sich fort. Die Kleine folgte ihr gern, in der Thüre der Gartenstube aber drehte sie sich noch einmal um und schaute Bertha mit einem keck herausfordernden Blick spöttisch lachend an.

„Sieh' nur das abscheuliche Geschöpf an, es wagt

noch, mich auszulachen!" sagte Bertha in voller Wuth. „Ich erkläre Dir, ich kann nicht mit ihm zusammen in einem Hause leben. Klara muß fort, ich dulde sie nicht mehr im Hause!"

„Du wirst Vernunft annehmen, Frauchen," erwiderte Wangen mit unverändert gemüthlicher Ruhe, „wenn Du Dich ein wenig beruhigt hast. Du weißt, daß ich gern jeden Deiner Wünsche erfülle, wenn ich es irgend kann, aber Du mußt von mir auch nicht das Unmögliche verlangen. Klara ist meine einzige Schwester, ich habe meiner sterbenden Mutter versprochen, ihr einst den Vater zu ersetzen, dem Vater, sie nicht von mir zu lassen, bis sie die Frau eines tüchtigen Mannes wird. Solche Versprechen kann ich nicht brechen!"

„Dann behalte Deine Schwester bei Dir; ich bleibe mit dem Geschöpf nicht in einem Hause!"

„Aber Bertha, ich bitte Dich, sei doch vernünftig. Klara ist ein so liebevolles, gutes Kind! Ein bißchen keck und naseweis wohl, aber herzensgut! Wenn Du sie nur ein wenig freundlicher behandeln wolltest, würde sie Dir mit der größten Freudigkeit gehorchen! Du siehst ja, wie schnell und innig sie sich an Lieschen angeschlossen hat."

„Das ist es eben! Beide sind gegen mich verbündet. Elise haßt mich! Schon als sie noch ein halbes Kind war, damals in Schloß Osternau, hat sie eine unüberwindliche Abneigung gegen mich gehabt und sie offen gezeigt. Ich werde es ihr nie vergessen, daß ich damals gezwungen war, ihr Liebe und Freundschaft zu heucheln, und daß sie mich mit giftigem Spott zurückgewiesen und

keine Gelegenheit versäumt hat, mich zu ärgern und zu kränken! Das gedente ich ihr! Damals war ich abhängig von ihr, heute ist sie es von mir! Heute muß sie Demuth und Freundlichkeit heucheln, wenn ihr auch das stolze Herz bei jeder Demüthigung vor Wuth bersten möchte!“

„Frauchen, was sprichst Du da? Wüßte ich nicht, wie gut und liebenswerth Du bist, dann könnte ich wirklich an Deinem Herzen zweifeln. Aber ich kenne Dich ja besser! Von Dir ist ja der Vorschlag ausgegangen, Liezchen als Erzieherin für Klara in unser Haus zu rufen und ihr ein so hohes Gehalt zu bieten, daß sie ihre arme Mutter reichlich unterstützen kann. Du hast für Dein gutes Herz das beste Zeugniß abgelegt, indem Du nicht dulden wolltest, daß das unglückliche Mädchen sich bei Fremden eine Stelle suche!“

Ein eigenthümliches, häßliches Lächeln spielte um Bertha's feinen Mund, als Wangen so sprach.

„Lassen wir Elise,“ sagte sie, „mit ihr will ich schon fertig werden, sie kann ja in unserem Hause als meine Gesellschafterin bleiben, auch wenn Klara fort ist; aber Klara muß aus dem Hause!“

„Ich sagte Dir, daß ich mein Versprechen nicht brechen kann; selbst wenn ich wollte, so könnte ich es nicht, dafür hat der Vater in seinem Testament gesorgt. Ich wollte Dich nicht gern kränken und habe deshalb bis jetzt Unstand genommen, Dich über die Einzelheiten des Testaments zu unterrichten, aber es kann nichts helfen, Du mußt es endlich doch erfahren, daß wir Klara gar nicht aus dem

Hause schicken können, wenn wir uns den Besitz der Güter erhalten wollen.“

„Erkläre Dich deutlicher! Ich will und muß endlich wissen, was in diesem Testament steht!“

„Es wäre mir lieber, ich brauchte es Dir nicht zu sagen, aber Du sollst es erfahren. Ich darf es Dir nicht verhehlen, mein Vater hatte in den letzten Jahren seines Lebens gegen Dich ein gewisses Mißtrauen gefaßt, welches ich nicht zu beseitigen vermochte. Er glaubte, Du werdest Deinen Einfluß auf mich aufbieten, damit ich nach seinem Tode mit Dir nach Berlin übersiedele; Du seiest vergnügungssüchtig und herzlos, sagte er mir, Klara werde Dir für Deine Pläne im Wege stehen, Du werdest mich gegen sie einzunehmen, die kleine Schwester aus meinem Herzen zu verdrängen suchen. Ich habe vergeblich mich bemüht, sein Mißtrauen zu besiegen; ich sei zu schwach gegen Dich, meinte er, ich sei weiches Wachs in Deiner Hand, Du könntest mich zu Allem bewegen!“

„Ein liebenswürdiger Schwiegerpapa!“ murmelte Bertha. „Ich weiß es, er haßte mich, wie ich —“ sie vollendete den Satz nicht. „Fahre fort!“

„Sein Mißtrauen war leider unbefleglich, er hat ihm Ausdruck in seinem Testament gegeben. Noch bin ich nicht der Besitzer der Güter, nur ihre Erträgnisse gehören mir, so lange Klara in meinem Hause erzogen wird. Erst mit dem Tage, an welchem Klara sich verheirathet oder mündig wird, werden die Güter mein freies Eigenthum, wenn Klara so lange in meinem Hause gelebt hat. Der Vater, der die großen Erziehungsanstalten haßte und oft gesagt

hat, die jungen Mädchen würden in denselben nur verdorben und zu frivolen Balldamen erzogen, hat in dem Testamente ausdrücklich verboten, daß ich Klara zur Erziehung in ein solches Institut schicke. Verleze ich diese Bestimmungen des Testaments, dann wird Klara die Universalerin, die Güter werden gerichtlich taxirt und ich erhalte nur den gesetzlich mir zukommenden Pflichttheil von der Erbschaft. Derselbe Fall tritt ein, wenn Klara durch unfreundliche Behandlung von mir oder meiner Frau — das Testament bestimmt dies ausdrücklich — gezwungen wird, vor ihrer Verheirathung oder ihrer Mündigkeit mein Haus zu verlassen; ob Klara hiezu wirklich durch meine oder meiner Frau Schuld berechtigt ist, hat ein Schiedsgericht zu entscheiden. Der Vater hat alle in einem solchen Falle nur denkbaren Möglichkeiten vorausgesehen, das Testament ist unter Beihilfe eines vortrefflichen Juristen, des Justizrath Herder, abgefaßt, es zeigt keine Lücke und ist unumstößlich, ich würde nichts dagegen thun können, auch wenn ich so pietätlos wäre, den letzten Willen meines Vaters mißachten zu wollen.“

„Kennt Klara die Bestimmungen des Testaments?“

„Ich glaube wohl, daß ihr der Justizrath die Hauptbestimmungen mitgetheilt hat. Er ist ihr Taufpathe, und sie ist sein Liebling. Gegen Dich, ich kann es Dir nicht verhehlen, hat er stets ein Vorurtheil gehabt; ich glaube, Du hast ihn, den alten Freund des Vaters, etwas von oben herab behandelt und ihn hiedurch schwer beleidigt. Ich denke, Frauchen, Du wirst nun wohl einsehen, daß ich Klara nicht in ein Institut bringen könnte, auch wenn

ich es wollte; aber ich gestehe Dir offen, ich vermöchte es auch nicht über das Herz zu bringen, wenn ich es dürfte. Klara ist ein so herziges Kind, versuch' es nur einmal, ihr Herz zu gewinnen, glaube mir, es wird Dir leicht werden und Du wirst dann selbst Deine Freude daran haben, daß sie in unserem Hause lebt."

"Ich soll wohl die Hand noch küssen, die mich schlägt?" erwiderte Bertha bitter. "Ich hasse dieses abscheuliche Geschöpf, und jezt um so tiefer, da ich weiß, daß ich gezwungen bin, es zu dulden! Aber sei ohne Sorgen, ich werde Deiner Schwester keine Gelegenheit geben, die Macht, welche sie besitzt, zu gebrauchen. Ich werde so freundlich und liebenswürdig gegen sie sein, daß kein Schiedsrichter auf der Welt es wagen soll, ihr das Recht zu ertheilen, unser Haus zu verlassen und Dich dadurch um Dein Erbtheil zu betrügen. Das ist ihre Absicht, ich durchschaue sie, deshalb lehnt sie sich auf gegen mich. Die schlaue kleine Schlange kennt ihre Rechte und will sie gebrauchen; aber es soll ihr nicht gelingen!"

Wangen fühlte sich tief verletzt durch die lieblosen Worte seiner Frau; es war nicht das erste Mal, daß ihn ein hanger Zweifel an ihrer Herzengüte überkam; er hatte denselben stets unterdrückt und sich gutmüthig selbst darüber Vorwürfe gemacht, wenn ein einziges freundliches Wort ihn leicht wieder versöhnt hatte, heute aber vermochte er so leicht sich nicht zu beruhigen; es kränkte ihn zu sehr, daß Bertha offen ihren Haß gegen Klara, seinen Herzensliebbling, aussprach.

21.

Der Regen prasselte gegen die hinaufgeschraubten Glaswände des Altans, Blitz auf Blitz zuckte durch das Dunkel der Nacht, die gewaltigen Donnerschläge ließen das alte Herrenhaus von Linau in seinen Grundfesten erzittern.

Hugo v. Wangen ging unruhig in dem weiten Raum auf und nieder. Schon seit mehr als zwei Stunden wüthete das Unwetter, der Regen floß in Strömen, man hörte im Altan das dumpfe Rauschen eines vom Gutshof nach dem tiefer liegenden Garten sich ergießenden wilden Baches, der sich aus den abfließenden Wassermassen gebildet hatte.

Wangen war ernstlich besorgt. Er erwartete seinen Inspektor, den er mit drei Gespannen nach der Station N. geschickt hatte, um dort auf dem Bahnhof Getreide abzuliefern und einige Frachtgüter zurückzubringen; die Wagen hätten schon seit mindestens einer Stunde in Linau zurück sein müssen, aber sie kamen nicht und kamen nicht. Er hatte Befehl gegeben, daß ihm die Rückkunft sofort gemeldet werde, aber keine Meldung erfolgte.

„Das Wetter wird immer fürchterlicher,“ sagte Wangen, und ein Blitzstrahl, der blendend niederzuckte und dem fast unmittelbar ein krachender, das ganze Haus erschütternder Donner Schlag folgte, bestätigte seine Worte. Die Scheiben der Glaswand klirrten so laut, als sollten sie zerbrechen, und zugleich heulte der Sturm so gewaltig, daß er die laut gesprochenen Worte fast übertönte.

„Du machst mich nervös, wenn Du so ruhelos wie ein

wildes Thier im Käfig umherläuft," erwiderte Bertha unmutig. „Setz' Dich doch nur endlich zu uns; durch Deine Unruhe besserst Du nichts.“

Wangen hörte sie nicht, mit immer größeren Schritten ging er auf und nieder, seine Unruhe wuchs mit jeder Minute.

„Wenn den Leuten nur kein Unglück passirt ist!“ sagte er angstvoll. „Der Dombrowker Damm ist ohnehin unsicher und sogar gefährlich, wenn er von einem so entsetzlichen Regen durchweicht wird.“

„Aengstige Dich doch nicht, Hugo," erwiderte Klara, die seine Sticerei, mit welcher sie beschäftigt war, niederlegend und ihren Platz am runden Tisch verlassend. Sie hing sich an des Bruders Arm und schaute liebevoll zu ihm auf, indem sie ihm bei seiner ruhelosen Wanderung folgte. „Herr Kämpf ist ja bei den Leuten, er ist so umsichtig, er sorgt gewiß dafür, daß ihnen nichts zustößt. Wahrscheinlich ist er gar nicht unterwegs, sondern wartet das Wetter auf der Station ab.“

„Unser Klärchen hat Recht," erwiderte Bertha freundlich Klara zunicke. Sie war, seit ihre kleine Schwägerin zum Abendessen mit Elise wieder nach dem Altan gekommen war, voll Liebenswürdigkeit; die harten Worte, welche sie erst vor so kurzer Zeit mit Klara gewechselt hatte, schien sie ganz vergessen zu haben, und auch Elise erhielt einen Antheil von der Freundlichkeit, mit welcher Bertha jede Gelegenheit benützte, um den häßlichen letzten Streit vergessen zu machen. „Herr Kämpf wartet gewiß auf der Station; er hat das Wetter heraufziehen

sehen; es stand ja während des ganzen Nachmittags am Himmel!"

„Eben deshalb wird er gefahren sein! Es zog anfangs so langsam und dann plötzlich mit fürchterlicher Schnelligkeit herauf. Es hat ihn sicherlich unterwegs getroffen und —“

Er unterbrach sich hoch aufhorchend; der Regen hatte augenblicklich etwas nachgelassen, er prasselte nicht mehr so heftig und dröhnend gegen die Scheiben der Glaswand. Wangen hörte jetzt laut und deutlich das Rollen eines schnell über das Pflaster des Hofes fahrenden Wagens.

Der Wagen hielt, im nächsten Moment wurde die Thüre des Gartensalons geöffnet und mit eiligen Schritten kam durch denselben der Inspektor Kämpf nach dem Altan. Das Wasser lief in Strömen nieder von seinem vollständig durchnästen und beschmutzten Ueberrock, es bildete große Pfützen auf dem Fußboden überall da, wo er den Fuß niedergelegt hatte, die schwarzen Haare hingen ihm in nassen Strähnen über die gebräunte Stirne.

„Gott sei Dank, Sie sind glücklich zurück,“ rief Wangen, dem Inspektor entgegeneilend, dann aber, als er dem jungen Manne in's Gesicht schaute und bemerkte, wie tief verstört derselbe bald ihn, bald die Damen anschaute, hielt er seinen Schritt an.

„Wir sind zurück, Herr v. Wangen,“ erwiderte der Inspektor sehr ernst. „Die Gespanne folgen mir auf dem Fuße, der erste Wagen hält schon vor der Thür; wir haben kein Unglück genommen, aber — ich fürchte die gnädige Frau und die gnädigen Fräulein zu erschrecken,

aber — es ist doch ein großes Unglück geschehen. Ein Fremder, der kurze Zeit vor uns von der Station in einem Einspanner abgefahren, ist mit dem Wagen vom Dombrowker Damm abgestürzt. Der Kutscher ist todt, und auch der fremde Herr gibt kaum noch ein Lebenszeichen von sich. Er ist wohl während des Herabfallens aus dem Wagen mit dem Kopf auf einen Stein gestürzt; auf der Stirne hat er eine tiefe Wunde. Neben ihm lag unten am Damm sein kleiner Reisekoffer. Wir haben ihn auf den ersten Wagen gehoben und auf das Stroh gebettet, den unglücklichen Kutscher haben wir auf den zweiten Wagen gelegt, ihm ist nicht mehr zu helfen. Pferd und Wagen mußten wir im Stiche lassen. Wir konnten bei dem fürchterlichen Wetter uns nicht zu lange aufhalten. So haben wir denn nur noch den Reisekoffer des Fremden mitgenommen und dann sind wir langsam hierher gefahren. Vielleicht ist der fremde Herr noch zu retten; aber ich fürchte — doch da bringen ihn die Leute eben in den Vorsaal.“

Draußen in dem Vorsaal ließ sich ein wirres Geräusch von Männertritten und durcheinander tönenden Stimmen hören. Wangen wartete eine weitere Erklärung nicht ab, er eilte nach dem Vorsaal, der Inspektor, Elise und Klara folgten ihm, zuletzt auch Bertha, welche sich erst aus ihrem Schaukelstuhl erhob, als sie allein auf dem Altan zurückblieb.

In dem großen Vorsaal hatte sich die gesammte Dienerschaft des Hauses und das Hofgesinde, die Knechte und Mägde versammelt, mit wunderbarer Schnelligkeit war

durch Haus und Hof die Schreckensnachricht von dem Unglücksfall gedrungen. Die mit den Wagen von der Station zurückkehrenden Knechte hatten den fremden Herrn, der kaum noch ein wahrnehmbares Zeichen des Lebens gab, von dem ersten Wagen heruntergehoben und vorsichtig in's Haus getragen, hier hatten sie ihn auf ein schnell aus dem von dem Wagen mitgebrachten Stroh bereitetes Lager gebettet. Die Knechte und Mägde standen rings um das dürftige Lager und schauten halb neugierig, halb angstvoll nieder auf den leblosen Fremden. Sie flüsternten miteinander, ein lautes Wort wagte selbst die vorlaute Kammerjungfer nicht zu sprechen.

Wer mochte der Unglückliche wohl sein, der so starr und leblos auf dem Strohbund lag, als sei auch er schon entschlummert zum langen Schlaf, wie der arme Knecht, dessen Leiche noch draußen auf dem zweiten Wagen sich befand.

Niemand kannte ihn, selbst nicht der zweite Inspektor, Herr Berndal, der doch seit Jahren in der Gegend lebte und auf viele Meilen im Umkreise mit allen Herren sowohl, als mit den Kaufleuten in den Städten des Kreises bekannt war. Einer der Knechte erzählte, er habe den Herrn gesehen, als dieser mit dem Zug auf der Station angekommen und aus einem Coupé erster Klasse gestiegen sei. Er müsse wohl ein reicher Herr sein, er habe sehr stattlich und vornehm ausgesehen, und der Stationsinspektor, mit dem er gesprochen, habe sich sehr tief vor ihm verbeugt und selbst dem Stationsdiener den Befehl gegeben, dem Herrn schnell einen Wagen zu besorgen.

Jetzt sah man es dem auf dem Strohlager Liegenden freilich nicht mehr an, daß er schön, vornehm und stattlich noch vor wenigen Stunden ausgesehen habe. Sein ganzer Anzug war mit einer Lehmsschicht überzogen und an mehreren Stellen zerrissen, das Wasser tropfte nieder aus den vom Regen vollständig durchnässten Kleidern. Auch das Gesicht des Leblosen war beschmutzt durch Lehm und geronnenes Blut; die schwarzen Haare hingen wirr über die Stirn, sie fielen nieder über eine Wunde, die er sich wohl beim Fall auf einen Stein geschlagen hatte und aus der noch immer einzelne Blutstropfen sickerten, die langsam über die Schläfe niedersanken und sich dann in dem vollen Haar verloren. Die Gesichtszüge des Fremden waren schwer erkennbar bei dem unsicheren Lichte der zwei von Knechten gehaltenen Stalllaternen und einer Stearinkerze, welche die Kammerjungfer hielt; diese aber sagte doch flüsternd, der arme Mensch müsse ein hübscher junger Mann sein, wohl kaum über dreißig Jahre alt; wenn das bleiche Gesicht belebt wäre, würde es gewiß schön sein.

Das Flüstern der um das Strohlager Stehenden verstummte plötzlich, als Herr v. Wangen mit Fräulein Elise und Klärchen, denen Frau v. Wangen langsam folgte, aus dem Gartensalon in den Vorsaal kam; ehrerbietig wurde der Herrschaft Platz gemacht.

Wangen trat an das kunstlose Lager, mitleidig schaute er nieder zu dem Unglücklichen, neben ihm standen Elise und Klärchen. Frau v. Wangen warf nur einen scheuen Blick auf die regungslose Gestalt, auf das blutbefleckte bleiche

Gesicht, dann trat sie, kaum ihren Abscheu gegen den häßlichen Anblick verbergend, sich abwendend zurück, Elise dagegen beugte sich theilnahmevoll nieder, mit sanfter Hand strich sie die nassen Locken von der hohen weißen Stirn und mit angstvoller Aufmerksamkeit lauschte sie, ob sie wohl einen Athemzug aus dem festgeschlossenen Munde höre.

„Er lebt!“ sagte sie leise, freudig überrascht, „noch ist nicht jede Hoffnung verloren,“ dann aber, als einer der Knechte die Laterne etwas senkte, so daß ihr Licht heller auf das Gesicht des Leblosen fiel, schaute sie plötzlich diesen mit starrem Blicke an, tiefer beugte sie sich zu ihm nieder, dann richtete sie sich jäh auf und die Hand auf ihr Herz pressend rief sie im Tone des tiefsten Entsetzens: „Großer Gott! Er ist es!“

Sie wankte, sie war einer Ohnmacht nahe; aber im nächsten Moment gelang es ihr mit Aufgebot ihrer ganzen Willenskraft, sich zu fassen.

„Er ist es, es ist entsetzlich!“ flüsterte sie noch einmal.

Der plötzliche Ausruf Elisens erregte Bertha's Aufmerksamkeit, ihre Neugier war jetzt größer als ihr Widerwille gegen den unangenehmen Anblick, sie trat wieder zu dem Strohlager, zu dem eben Wangen, nicht weniger als seine Frau überrascht, sich niederbeugte.

„Sie kennen den Unglücklichen?“ fragte er, dann aber fügte er schnell hinzu: „Wahrhaftig ja, auch mir ist er bekannt. Ich habe dies Gesicht schon gesehen; aber wo? Richtig, jetzt erinnere ich mich, in Schloß Osternau! Jetzt erkenne ich ihn, er ist der Kandidat, der so plötzlich auf

Nimmerwiedersehen verschwand, der Informator mit dem sonderbaren Namen, ach, ich erinnere mich, Pechmayer war der Name.“

Der Name hatte einen so komischen Klang, daß er selbst in diesem ernstesten Augenblick ein Lächeln auf die Lippen der umstehenden Dienerschaft rief, aber dasselbe verschwand sofort wieder, da Wangen erfreut ausrief:

„Er lebt! Ich habe soeben deutlich gesehen, daß seine Lippen zuckten. Wir müssen ihm sofort ein besseres Lager bereiten. In der blauen Mansardenstube steht das Fremdenbett bereit. Faßt an, Leute, dorthin wollen wir ihn bringen; aber vorsichtig!“

Er ging selbst seinen Leuten, die sich freudig zur Hilfe bereit um ihn drängten, mit gutem Beispiel voran, indem er vorsichtig den Oberkörper des Liegenden, ihn mit dem Arm unterstützend, hob, Elise half ihm dabei, aber sie machte bereitwillig den beiden kräftigeren Inspektoren Platz, die mit Herrn v. Wangen's Hilfe den starren Körper erhoben und ihn langsamen Schrittes, jede Erschütterung vermeidend, über den Vorfaal, die steilen Treppen hinauf nach der Mansardenstube trugen. Elise ging neben den Trägern her, mit sanfter Hand unterstützte sie den Kopf des Verwundeten, sie achtete nicht darauf, daß das wieder etwas reichlicher fließende Blut aus der Stirnwunde ihre Hand und ihr Kleid besleckte, sie sah es nicht einmal.

„Wir müssen auf das Schnellste ärztliche Hilfe herbeiholen,“ sagte Wangen, als der Verwundete glücklich auf dem weichen Fremdenbett gelagert war. „Jede Minute ist kostbar.“

Ein Blitz und ein diesem unmittelbar folgender krachender, fürchterlicher Donnerschlag antwortete auf Wangen's Worte, zugleich wurde der Regen von dem sich erhebenden sturmartigen Wind in Strömen gegen die klirrenden Fenster geschleudert.

„Kein Knecht wird es wagen, in solcher Nacht nach Ostrowko zu fahren,“ bemerkte der Inspektor Berndal bedenklich. „Der Weg ist bei der tiefen Dunkelheit gefährlich. Wir werden warten müssen, bis wenigstens das Wetter vorüber ist.“

„Ich fürchte, es wird in der That nicht anders gehen,“ erklärte auch Wangen, der an das Fenster getreten war und in die dunkle Nacht hinauschaute. Seine Worte schienen eine Bestätigung zu finden durch den immer wilder brausenden Sturmwind, durch einen in der nächsten Umgebung des Hauses niederzudenden blendenden Blitzstrahl und einen Donnerschlag, der an fürchterlicher Gewalt die früheren noch weit überbot.

„Es ist unmöglich, in diesem Wetter wagt Niemand nach Ostrowko zu fahren!“ sagte, als nach dem langrollenden Donner ein menschliches Wort wieder hörbar wurde, noch einmal der Inspektor Berndal.

Elise hatte sich bisher sorgsam mit dem Verwundeten beschäftigt, sie hatte die Kissen des Bettes geordnet und war bemüht gewesen, dem leblosen Körper eine bequeme Lage zu geben, diese Beschäftigung schien sie so ganz zu erfüllen, daß sie kaum auf die neben ihr gesprochenen Worte hörte; jetzt aber richtete sie sich plötzlich auf und sich an Herrn v. Wangen wendend sagte sie ruhig:

„Ich bin schon zweimal in Ostrowko gewesen und kenne den Weg genau. Ich werde dorthin fahren und den Arzt holen, wenn Sie nur befehlen wollen, daß sofort ein Wagen für mich angespannt wird.“

„Sie wollen selbst in die dunkle Winternacht hinaus, Fräulein Lieschen? Unmöglich!“

„Sie vergessen, daß ich ein Landkind und seit frühester Kindheit daran gewöhnt bin, mit einem Einspänner allein auf den schwierigsten Wegen zu fahren. Mein Auge ist scharf, meine Hand sicher. Ich kenne den Weg und fürchte weder die Dunkelheit noch das Wetter. Eine Stunde Verzug kann vielleicht ein Menschenleben gefährden, welches möglicherweise durch rechtzeitige ärztliche Hilfe gerettet werden kann. Jede Minute ist kostbar, Sie haben es selbst gesagt, Herr v. Wangen! Ich werde nach Ostrowko fahren, Sie dürfen mich daran nicht hindern.“

Mit bewunderndem Blick betrachtete der Inspektor Kämpf das schöne junge Mädchen, welches seinen kühnen Entschluß so ruhig vertheidigte, als handle es sich um die gewöhnlichste, leichteste Sache der Welt.

„Ich glaube wirklich, Sie wären im Stande, in die Sturmnacht hinaus zu kutschiren, gnädiges Fräulein!“ sagte er lächelnd; „aber daraus wird nichts. Ich würde ja nie wieder einem Menschen ohne Scham in's Gesicht sehen können, wenn ich das duldete. Ich fahre und hole den Doktor, in spätestens zwei Stunden soll er hier sein.“

„Sie sind eben erst von der Reise zurückgekehrt,“ wendete Elise ein.

„Umsoweniger thut es mir etwas, wenn ich noch ein-

mal in den Regen hinausfahre. Ich bin schon so naß, daß ich nicht nasser werden kann. In zwei Stunden bin ich mit dem Doktor zurück.“

Auch der Inspektor Berndal, beschämt darüber, daß ein junges Mädchen wagen wollte, was er als unmöglich gehalten hatte, bot sich jetzt an, die Fahrt nach Ostrowko zu unternehmen, aber Kämpf blieb dabei, daß er das bessere Anrecht habe. Elise widersprach ihm nicht, sie würde freudig sich den Gefahren der nächtlichen Reise ausgesetzt haben, um für den Schwerverwundeten Hilfe herbeizurufen, aber ebenso gern blieb sie auch bei ihm zurück, um ihm ihre Pflege angedeihen zu lassen.

Mit der ihr eigenen ruhigen Bestimmtheit erklärte sie, sie werde bei dem Bewußtlosen bleiben, bis der Arzt komme, sie forderte, daß sie mit demselben allein gelassen werde, und selbst Klara, die sich erbot, mit ihr die etwaige Pflege zu theilen, wies sie zurück.

Wangen wollte Einwendungen machen, die Wirthschafterin oder die Kammerjungfer könnte ja, bis der Arzt gekommen sei und weitere Bestimmungen getroffen habe, das lästige Geschäft der Pflege übernehmen, aber Elise ließ sich nicht zurückweisen und sie fand Bertha's Unterstützung.

„Laß' ihr nur ihren Willen,“ sagte Bertha, mit einem spöttisch boshaften Blick das junge Mädchen betrachtend, welches sich eben wieder zu dem Liegenden niederbeugt hatte und seinem Athemzuge lauschte. „Es ist ihr ein Herzensbedürfniß, ihn zu pflegen. Du weißt ja, daß sie schon damals, als sie noch ein halbes Kind war, für ihren Klavierlehrer schwärmte. Alte Liebe rostet nicht. Sie hat

sich sein Bild im Herzen bewahrt und ihn gleich erkannt. Mag sie doch ihren Herrn Pechmayer pflegen, wir wollen uns nicht zwischen ihn und sie drängen.“

Erröthend richtete Elise sich auf; ein flammender Blick traf Bertha, ihre Lippen bebten, aber sie bezwang ihren Unwillen, sie unterdrückte die bittere ihr auf der Zunge schwebende Antwort, mit einer Thräne im Auge wendete sie sich ab, da umfaßte sie Klara und küßte sie zärtlich.

„Weine nicht, Du liebe, liebe Elise,“ flüsterte die Kleine, sich innig an Elise anshmiegend. „Mache der Boshaften nicht die Freude, Dich durch ihre Worte getränkt zu fühlen.“

Auch Wangen fühlte sich verletzt durch Bertha's boshafte Bemerkung, unwillkürlich mußte er zurückdenken an die unbehagliche Unterhaltung, welche er vor wenigen Stunden mit ihr gehabt und in welcher er denselben Ton gehört, denselben Blick gesehen hatte. Nicht so herzlich, wie sonst immer, war sein Ton, als er erregt sagte:

„Du solltest in solchen Augenblicken nicht scherzen, Berthal komm, wir wollen Fräulein Lieschen nicht stören bei ihrem Werk der Barmherzigkeit, unter keiner besseren Pflege als der ihrigen können wir den Unglücklichen lassen.“

22.

Egon erwachte aus einem langen, tiefen Schlafe. Er schlug die Augen auf, dabei fühlte er einen dumpfen Kopfschmerz und zugleich ein brennendes Prickeln an der Stirne; er fuhr mit der Hand nach der schmerzenden Stelle, da traf dieselbe auf einen feuchten Leinenverband,

der um die Stirne gelegt war, und zugleich traf sein Auge auf Gegenstände in seiner nächsten Umgebung, die ihm gänzlich unbekannt waren.

Die blauen, mit weißem Muster verzierten Tapeten des Zimmers, in welchem er sich befand, hatte er nie gesehen; die sämmtlichen nicht prunkvollen, aber bequemen Möbel desselben waren ihm fremd.

Wie war er in diese fremde Umgebung gekommen? Weshalb war sein Kopf mit einem Verband verhüllt. Er ließ sich wieder zurück in das weiche Kissen sinken und sann nach, dabei schmerzte ihm wohl der Kopf etwas, aber er konnte doch ziemlich klar denken.

War er nicht vor kurzer Zeit erst mit der Eisenbahn auf der Station R. angekommen? Wichtig, so war es. Er hatte sich an den Bahnhofsinспекtor gewendet und ihn gebeten, ihm einen Wagen nach Plagnik zu verschaffen; er erinnerte sich jetzt deutlich des freundlichen gefälligen Mannes, dem er einen Gruß von einem alten Kriegskameraden gebracht hatte und der denselben durch die größte Gefälligkeit und Dienstbereitschaft vergalt. Hatte der Inspektor nicht vor der Fahrt gewarnt und von einem bei schlechtem, dunklem Wetter gefährlichen Wege gesprochen? Ganz recht! Egon erinnerte sich, daß er die Warnung verlacht habe, er erinnerte sich weiter einer unbehaglichen Fahrt im strömenden Regen bei dunkler Nacht. Der Kutscher hatte in einem Gemisch von polnischer und deutscher Sprache über die grauenhafte, nur für Augenblicke durch einen blendenden Blißstrahl aus den schwarzen Wetterwolken unterbrochene Finsterniß gewettert und ge-

flucht. Nur Schritt für Schritt hatte er fahren können, weil er den Weg nicht zu erkennen vermochte und weil es dem einen Pferde zu schwer wurde, den kleinen offenen Wagen auf dem vom Platzregen durchweichten Lehmswege fortzuschleppen.

Fröstelnd hatte sich Egon in seine Reisebede eingehüllt und sich doch vor dem strömenden Regen nicht schützen können, und dann — er sann nach — was geschah dann? Er erinnerte sich eines lauten Aufschreies, den er gehört, eines heftigen Schmerzes am Kopf, den er gefühlt hatte, weiter wußte er nichts. Und doch! Es lebten noch dunkle, unklare, verschwommene Bilder traumartig in seiner Erinnerung! Fiel nicht ein Lichtstrahl ihm blendend in's Auge? Sah er sich nicht in einem halbdunkeln Raum, umgeben von vielen Menschen? Tauchten unter diesen nicht alte bekannte Gestalten auf? Beugte sich nicht zu ihm, der nicht die Kraft besaß, ein Glied zu regen, ein wunderliebliches Engelsangeficht nieder, schauten ihn nicht aus diesem zwei tiefblaue Augen mit einem Blick an, aus welchem inniges Mitleid sprach? War dies ein Traum? Wie oft hatte er in den letzten Jahren in seinen schönsten Träumen die zarte Elfen Gestalt gesehen, aber immer war es die Gestalt eines noch an der Grenze der Kindheit stehenden kleinen Mädchens gewesen, Lieschens Gestalt, wie er sie zuletzt gesehen und wie sie unauslöschlich in seiner Erinnerung lebte. Wie merkwürdig hatte sich plötzlich das Traumbild verändert! Und doch waren die Züge des reizenden Gesichtes dieselben, die ihm so theuer in der Erinnerung waren, nur entwickelter und fast noch schöner!

Ja, es war ein Traum, und ein Traum war es auch, daß er dann mit halbgebrochenen Augen die Elfen Gestalt wieder sah, daß er eine weiche Hand auf seiner Stirn fühlte, wie sie einen kühlenden Verband auf dieselbe legte, daß Lieschen an seinem Bette saß, seine Hand in der ihren hielt und ihn anschaute mit einem Blick voll inniger Theilnahme und voll Liebe.

Es war nur eine dunkle, traumartige Erinnerung, ein schöner Traum gewesen, aus welchem er jetzt erwacht war, der ihn aber so beschäftigte, daß er sich in die Wirklichkeit noch nicht hineinzufinden vermochte, er träumte fort, denn ein Traum war es gewiß, daß er jetzt eine Stimme hörte, die bekannt an sein Ohr klang, er hatte sie früher oft gehört, damals in Schloß Osternau.

„Wir haben uns schmerzlich nach Ihnen gesehnt, Herr Doktor.“

Eine Egon unbekannte Stimme antwortete: „Das thut mir herzlich leid, Herr v. Wangen, aber es war mir unmöglich, früher zu kommen. Ich war während der ganzen Nacht am Bett eines Schwerkranken, erst vor einer Stunde bin ich nach Haus gekommen und habe mich dann sofort in den Wagen gesetzt, um Ihrem Rufe zu folgen. Ich hoffe, daß meine Hilfe nicht zu spät kommt.“

„Ich hoffe das Gleiche,“ erwiderte Herr v. Wangen, Egon erkannte jetzt die Stimme. „Der Zustand des armen Menschen hat sich wenigstens nicht geändert. Seine liebevolle Pflegerin, welche während der ganzen Nacht an seinem Bett gesessen und seine Wunde mit feuchten Umschlägen gekühlt hat, hat mir soeben erst mitgetheilt, daß er noch

immer bewußtlos ist, daß er aber ruhig und kräftig athmet. Bitte die Thüre rechter Hand, Herr Doktor, der Verwundete liegt im blauen Zimmer."

Die Thüre wurde geöffnet und die Sprechenden traten ein, der Eine war Herr v. Wangen, Egon erkannte ihn sofort trotz der großen Veränderung, welche vier Jahre in dem Aeußeren des jungen Mannes hervorgebracht hatten, der Andere war ein kleiner, ältlicher, Egon fremder Herr.

Das war kein Traum. Der behäbige, kräftige junge Mann war wirklich Herr v. Wangen. Egon wachte, er befand sich wirklich im Bett, mit einer Wunde am Kopf, in dem ihm unbekanntem Zimmer, aber wie er dorthin gekommen, was mit ihm vorgegangen war, davon hatte er keine Ahnung.

Er richtete sich jetzt im Bette auf, in welches er wieder zurückgesunken war, es ging auch, wenn schon schwer, mit klarem Auge schaute er Herrn v. Wangen an und streckte ihm die Hand entgegen.

„Ei sieh' da, unser Patient ist bei vollem Bewußtsein. Das ist ja ein erfreuliches Zeichen!" sagte der Doktor, an das Bett Egon's tretend und dessen Hand ergreifend. „Kein Fieber! Die Augen klar! Ich denke, Sie haben sich ohne Noth große Sorgen gemacht, Herr v. Wangen!"

Er fragte Egon, ob er Schmerzen fühle, und erhielt eine ruhige klare Antwort, dann nahm er den Verband von der Stirn des Patienten und untersuchte dessen Wunde mit großer Aufmerksamkeit.

„Nichts von Bedeutung!" sagte er endlich sehr zufriedengestellt. „Die heftige Erschütterung durch den bösen Fall

und das Aufschlagen der Stirne auf einen Stein hat die lange Bewußtlosigkeit zur Folge gehabt; die Wunde selbst hat nichts auf sich, in wenigen Tagen wird sie geheilt sein. Sie können von Glück sagen, daß Sie so gut davon gekommen sind.“

„Was ist denn mit mir geschehen?“

„Das wird Ihnen Herr v. Wangen erzählen. Meiner Hilfe bedürfen Sie nicht. Sie sind noch ein wenig schwach durch den starken Blutverlust, haben wohl auch noch einen leichten dumpfen Kopfschmerz, die Folge der Erschütterung, das ist Alles. Schonen Sie sich ein paar Tage, machen Sie sich keine zu heftige Bewegung und damit Gott befohlen, denn ich muß eiligst nach Ostrowko zurück, wo ich nothwendiger gebraucht werde als hier.“

„Darf Herr Pechmayer das Bett verlassen?“ fragte Herr v. Wangen.

„Wenn er sich kräftig genug fühlt, kann er thun und lassen, was er will. Adieu, Herr — Pechmayer, so heißen Sie ja wohl!“ Ein Lächeln flog bei Nennung des sonderbaren Namens über das Gesicht des Arztes.

„Nein, mein Name ist v. Ernau,“ erwiderte Egon.

„Ei der Tausend! Herr v. Ernau! Der lang erwartete Gutsherr von Plagnitz!“ rief der Doktor offenbar freudig überrascht. „Das wird für meinen alten Freund Sieveking eine besondere Freude sein und auch für Herrn Storting, der schon mit Sehnsucht auf Ihre endliche Ankunft wartet. Jetzt freue ich mich doppelt, daß Ihr gefährlicher Sturz vom Dombrowker Damm so glücklich abgelaufen ist. Morgen komme ich wieder, um zu sehen, wie es Ihnen geht,

Jetzt aber muß ich leider nach Ostrowko zurück, wo ein paar schwerkranke Patienten mich erwarten. Ich empfehle mich Ihnen, Herr v. Ernau, und auch Ihnen, Herr v. Wangen. Bitte, ich bedarf keines Geleites, finde mich schon so zurecht!"

Der bewegliche kleine Mann hatte das Krankenzimmer schon verlassen, ehe noch Wangen sich von seinem maßlosen Staunen erholt hatte. Der Name Ernau löste ihm plötzlich ein Räthsel, über welches er oft vergeblich nachgedenken hatte. Unter dem Namen eines Kandidaten Pechmayer hatte vor vier Jahren der Doktor Egon v. Ernau, der einst für Bertha ausersehene reiche junge Mann, in Schloß Osternau gelebt. Jetzt endlich wurde es ihm klar, was er nie zu begreifen vermocht hatte, weshalb damals Egon v. Ernau unmittelbar nach seiner Rückkehr nach Berlin seine Ansprüche auf die Hand Bertha's erhoben hatte, die aber durch Werner v. Massenbourg, nach dessen eigener Erzählung energisch zurückgewiesen worden waren, weil Bertha inzwischen ihr Herz verschenkt hatte. Herr v. Ernau hatte Bertha in Schloß Osternau kennen gelernt und — wie konnte dies auch anders sein? — war in glühender Leidenschaft für sie entbrannt. Als er nun nach Berlin zurückkehrte, als er hörte, daß Bertha's Herz einem Anderen gehöre, als seine Forderung, sein altes Recht geltend machen zu dürfen, durch Werner v. Massenbourg schroff — so hatte es dieser ja dargestellt — zurückgewiesen wurde, als er sich sagen mußte, daß die Heißgeliebte ihm für immer verloren sei, da hatte ihn wohl eine tiefe Verzweiflung ergriffen, da verließ er Berlin, um in einem ruhelosen, abenteuerlichen Reiseleben Zerstreuung und Heilung für sein

verwundetes Herz zu suchen. Ein inniges Mitleiden mit dem Unglücklichen, welchem er die schönste Lebenshoffnung geraubt hatte, erfüllte den gutmüthigen Wangen, zugleich aber konnte er sich auch eines gewissen unbequemen Gefühls nicht erwehren; er erinnerte sich, daß ihn damals im Schloß Osternau oft eine Regung der Eifersucht geplagt hatte, wenn er im Familienkreise Bertha und den Kandidaten zusammen gesehen, wenn er beobachtet hatte, mit welcher Bewunderung Bertha dem Gesange Pechmayer's lauschte.

Wangen war durch diese sich kreuzenden Gedanken so verwirrt, daß er seinem Erstaunen kaum Worte zu geben wußte.

„Sie sind Herr Egon v. Erna u?“ sagte er endlich.

„Ja, Herr v. Wangen,“ erwiderte Egon, unwillkürlich über das maßlose Erstaunen lächelnd, welches sich in dem gutmüthigen Gesicht Wangen's so deutlich ausdrückte. „Sie finden einen alten Bekannten unter verändertem Namen wieder. Sie sollen von mir die natürliche Erklärung dieser Metamorphose erhalten, dafür aber bitte ich Sie, mir erst zu sagen, wo ich bin, wie ich hierhergekommen bin und was eigentlich mit mir vorgegangen ist? Ich habe schon vergeblich mein Gedächtniß angestrengt, es liegt für mich ein Schleier über den Vorgängen der vergangenen Nacht.“

Egon's Frage beruhigte Wangen, er setzte sich an das Bett und erzählte in einfachen Worten, was er selbst von seinem Inspektor gehört hatte, er schilderte, in welcher schweren Sorge er und seine Frau geschweht hätten, einer Sorge, die jetzt glücklicherweise durch Egon's Wiedererwachen zum Leben gehoben sei.

Egon hörte ihm mit tiefer Spannung zu; als Wangen von seiner Frau sprach, gedachte er des schönen Traumes, den er während der Nacht gehabt hatte. Jetzt wußte er, wem die Hand gehörte, die so sanft und weich seine Stirne berührt und ihm die brennende Wunde gefühlt hatte. Wie seltsam, daß in dem Halbtraum die Erinnerung sich so trügerisch gestaltet hatte, daß er geglaubt, Lieschen sei bei ihm, während es doch Bertha gewesen war, die ihn gepflegt hatte. Oft schon waren in den vergangenen Jahren die beiden Traumgestalten ineinander verschwommen; er hatte von Bertha geträumt, daß er sie in seinen Armen halte, und dann war es plötzlich Lieschen gewesen, meist endeten so seine wirren Träume und immer fühlte er sich dann wunderbar beruhigt und beglückt; mehr und mehr war die Erinnerung an Bertha in ihm erloschen, während ihn Lieschens holdes Bild noch oft in seinen schönsten Träumen umschwebte. Es überkam ihn fast ein Gefühl der Enttäuschung, als er aus Wangen's Mittheilung glaubte entnehmen zu müssen, daß Bertha sich seiner so treu und sorgsam angenommen habe, aber er gab diesem Gefühl keine Worte, solcher Undankbarkeit wollte er sich nicht schuldig machen; er dankte im Gegentheil Wangen herzlich für die liebevolle Aufnahme und Pflege, die er in dem gastlichen Hause gefunden habe, an diesen Dank schloß er eine kurze Erklärung, wie er dazu gekommen sei, einst im Schlosse Osternau die Rolle des Kandidaten Pechmayer zu spielen.

„Ich war ein verwöhntes Kind des Glückes,“ sagte er. „Ich hatte alle Vergnügungen des städtischen Lebens in

solchem Uebermaß genossen, daß sie mich anwiderten, daß ich ihrer und des Lebens satt war. Deshalb floh ich aus Berlin, und als ich zufällig mit dem Kandidaten Pechmayer zusammentraf, als er mir die jämmerliche Geschichte seines Lebens erzählte, erwachte in mir die tolle Lust, einmal zu probiren, wie sich wohl das Leben eines solchen Menschen gestalte. Ich brachte den abenteuerlichen Plan sofort zur Ausführung, indem ich Pechmayer seine Kleidung und seine Papiere abkaufte, und ging als Kandidat Pechmayer nach Schloß Osternau. Daß ich durch meine thörichte Verkleidung, durch die Täuschung des Herrn v. Osternau in mancherlei Verlegenheiten kam, haben Sie mit durchlebt, Herr v. Wangen; ich habe nicht nöthig, darauf weiter einzugehen. Sie wissen auch, daß ich endlich den Entschluß faßte, das trügerische Spiel aufzugeben und als Egon v. Ernau wieder nach Berlin zurückzukehren. Es geschah, aber als ich nach Berlin kam, stand schon in mir der Entschluß fest, das einstige Vergnügungsleben aufzugeben, welches ich bisher geführt, welches mir nie genügt und schließlich nur Langeweile und Ekel bereitet hatte. In Osternau hatte ich den Ernst des Lebens und zugleich die Freude und den Genuß kennen gelernt, welche die Erfüllung eines Berufes dem Manne gewährt, die Reize des Landlebens hatten sich mir erschlossen. Ich will Sie nicht langweilen mit einer Detaildarstellung meiner ferneren Erlebnisse, sie lassen sich in wenige Worte zusammenfassen. Ich war bestrebt, mich zu einem tüchtigen Landwirth auszubilden, mir Kenntnisse zu sammeln, um mit Erfolg meine Güter selbst bewirthschaften zu können. Zu

diesem Zweck habe ich einige Jahre auf größeren Gütern die Landwirthschaft praktisch erlernt und bin dann umher gereist, um meine Kenntnisse zu vermehren. Jetzt endlich hoffe ich Erfahrungen genug gesammelt zu haben. Ich kehre nach Blagnitz zurück und werde fortan dort als ein echter und rechter Landadelmann leben. Da haben Sie in wenigen Worten meine Geschichte, Herr v. Wangen; ich bitte Sie, dieselbe Ihrer Frau Gemahlin zu erzählen, sie wird mir dann hoffentlich verzeihen, daß ich auch sie damals als Kandidat Pechmayer zu täuschen gewagt habe. Und nun gestatten Sie mir, daß ich das Bett verlasse und mich anziehe; ich fühle mich dazu vollständig kräftig genug und sehe dort meinen Reisekoffer stehen, der die nöthige Garderobe enthält. Während ich Toilette mache, haben Sie vielleicht die Güte, Ihre Frau Gemahlin darauf vorzubereiten, daß ich mich ihr vorstellen und ihr meinen herzlichen Dank für die liebenswürdige Aufnahme und Pflege in Ihrem Hause sagen darf.“

23.

Frau Bertha v. Wangen war früher als gewöhnlich aufgestanden, sie wollte den herrlichen thaufrischen Morgen, der der Gewitternacht gefolgt war, auf dem Altan genießen; auf diesem wurde das Frühstück servirt, an welchem auch Elise und Klärchen Theil nehmen mußten, denn Bertha liebte es nicht, allein zu sein, und heute hätte sie dazu am wenigsten Lust gehabt, denn sie war neugierig, wie der verwundete Gast die Nacht verbracht habe. Sie hatte deshalb ihre Kammerjungfer schon früh nach der blauen Man-

sardenstube geschickt, um Fräulein Elise von ihrem Posten am Krankenbette abzurufen, die Kammerjungfer sollte die Stelle der Krankenpflegerin einstweilen übernehmen, wenn es nöthig sei; aber es war nicht nöthig, denn der Verwundete schlief seit einigen Stunden, er athmete ruhig und regelmäßig und er bedurfte daher augenblicklich keiner Pflege.

So war denn Elise gehorsam nach dem Altan gekommen und bereitete, wie es ihre Obliegenheit war, auf der Maschine den Kaffee, während sie Bertha Bericht darüber abstattete, wie der Verwundete die Nacht verbracht hatte. Wangen war, während sie erzählte, seine Cigarre rauchend auf dem Altan auf und nieder gegangen, aber er wurde bald abgerufen, denn der langewartete Arzt aus Dombrowko wurde endlich von Herrn Kämpf gemeldet und er hatte denselben nach der blauen Mansardenstube führen müssen.

In banger Erwartung harrete Elise der Rückkehr Wangen's; sie hätte diesen so gern nach dem Krankenzimmer begleitet, um aus des Arztes eigenem Munde zu hören, ob er Hoffnung habe, das Leben des Verwundeten zu erhalten; aber sie wagte es nicht, einen solchen Wunsch auch nur zu äußern, hatte doch Bertha schon eine böshafte Bemerkung darüber gemacht, daß sie die ganze Nacht allein im Krankenzimmer zugebracht habe, und daß doch eigentlich eine so aufopferungsvolle Pflege für eine junge Dame nicht recht schicklich sei. Dafür hatte sich zwar Bertha die scharfe Antwort Klara's gefallen lassen müssen, daß Alles, was ihre liebe Elise thue, schicklich und gut sei; aber diese konnte

gerade deshalb dem Drange ihres Herzens nicht folgen, sie durfte den Zwiespalt zwischen Bertha und Klara nicht verschärfen.

Auch Bertha war nicht so ruhig, wie sie erscheinen wollte; auch sie wartete mit angstvoller Spannung auf die Entscheidung des Arztes. Wie sie damals in Schloß Osternau sich stets bemüht hatte, das Interesse zu verbergen, welches ihr der Informator einflößte, so wollte sie dasselbe auch heute nicht zeigen; recht absichtlich sprach sie von ihm mit einer gewissen Nichtachtung, als kümmere sie sich wenig um ihn, als sei ihr sogar die Aufnahme des Verwundeten in ihr Haus nur eine lästige Pflicht. Indem sie Elise wegen ihrer über die Grenzen der Schicklichkeit hinausgehenden aufopferungsvollen Pflege tadelte, wollte sie verbergen, welchen Antheil sie an dem alten Bekannten aus früherer Zeit nehme, sich selbst aber konnte sie denselben nicht verbergen. Sie hatte während der Nacht kaum wenige Minuten wirklich geschlafen, die Erinnerung an die alte Zeit hatte sich ihr gewaltsam aufgedrängt, und auch wenn sie für kurze Zeit halb entschlummert war, verfolgte sie doch in den Traum hinein das Bild des, wie sie fürchtete, zum Tode Verwundeten; sie sah die leblose Gestalt, das bleiche blutbefleckte Gesicht wieder vor sich und entsetzt fuhr sie aus dem Halbschlaf empor. Wenn sie dann wieder wachte, überkam sie ein bitterer Neid gegen Elise, die an seinem Lager sitzen und ihn pflegen durfte. Ja, sie beneidete Elise, und doch erfüllte sie ein Gefühl halb des Entsetzens, halb des Abscheues, wenn sie zurückdachte an den häßlichen Anblick der schmutzigen leblosen Gestalt. Es

kämpfte in ihr dieser Abscheu und das Interesse für den Unglücklichen.

Nur wenige Minuten war der Arzt bei dem Kranken geblieben, dann verließ er die blaue Mansardenstube. Bertha hörte es ganz deutlich, wie er über den Vorraum oben schritt und dann die Treppe hinabstieg, sie kannte den Schritt ihres Gatten am Tone, sie wußte daher, daß Wangen noch in dem Krankenzimmer zurückgeblieben war. Weshalb verließ der Arzt so schnell und allein das Zimmer? Kam seine Hilfe zu spät? Hatte er vielleicht einen Todten statt eines Verwundeten gefunden?

Eine fieberhafte Angst überkam Bertha, eine brennende Begierde, Gewißheit zu erhalten. Jetzt hörte sie die Schritte des Arztes auf dem Vorfaal, er wollte das Haus verlassen, ohne ihr Bericht erstattet zu haben. Noch konnte sie ihn erreichen, wenn sie ihm nacheilte, noch ihn fragen, ihn ausforschen! Aber nein, sie durfte es nicht thun! Elise durfte nicht ahnen, welche namenlose Angst sie erfüllte. Immer war es Elise, die ihr im Wege war! Damals in Schloß Osternau hatte sie gewaltiam ihre Abneigung gegen sie verborgen, ja ihr Freundschaft und Liebe heucheln müssen, jetzt war Elise mit Klara gegen sie verbündet, und jetzt mußte sie wieder Elisens wegen ihren heißen Wunsch unterdrücken!

Endlich nach langer, langer Zeit, die Minuten erschienen ihr wie Stunden, ertönten wieder Schritte auf dem Vorflur oben. Das waren die Schritte Wangen's! Er stieg die Treppe hinunter, er ging über den Vorfaal, jetzt trat er in den Gartensalon und nahte dem Altan. Bertha

sprang auf, um ihm entgegenzueilen, sie konnte ihre innere Bewegung nicht mehr bemeistern, sie wollte in seinen Zügen lesen, welche Nachricht er bringe; aber schnell nahm sie wieder ihren gewohnten Platz im Schaukelstuhl ein, ein einziger Blick hatte genügt, sie zu beruhigen. Eine Todesbotschaft brachte er nicht!

Mit einem Lächeln auf den Lippen betrat Wangen den Altan, sein erster Blick traf Bertha, sie saß in dem Schaukelstuhl bequem zurückgelehnt und wiegte sich in demselben; ein großes Interesse nahm sie wohl kaum an der guten Nachricht, die er brachte, um so höher aber war das Elifens, es lag klar ausgedrückt in dem fragenden Blicke, mit welchem sie zu ihm aufschaute, im Ausdruck tiefer Seelenangst, den ihr liebes Angesicht trug.

Wangen nickte ihr freundlich zu. „Ihrem Pflegling geht es vortrefflich, Fräulein Lieschen!“ sagte er heiter. „Er ist zum Bewußtsein erwacht; seine Wunde hat, wie der Doktor versichert, gar nichts zu bedeuten. Jetzt ist er wohl schon beschäftigt, sich aus seinem Koffer mit neuer Toilette zu versehen; in einer Viertelstunde wird er sich den Damen mit einem Verband um die verwundete Stirne, sonst aber als ein gesunder Mensch vorstellen.“

Eine brennende Röthe überflog Elifens Gesicht, eine Thräne rollte über ihre Wangen. Sie antwortete nicht, ihr Herz war so voll, sie konnte der Glückseligkeit, die sie erfüllte, keine Worte geben, dafür aber jubelte Klara laut auf, sie umarmte Elise und frohlockend rief sie: „O, nun ist Alles gut! Nun wirst Du nicht mehr so bitterlich

weinen, Du liebe, gute Elise, wie heute Morgen, als Dich Bertha rufen ließ!"

„Nein, zu Thränen ist jetzt gar keine Veranlassung,“ fuhr Wangen heiter fort, aber im nächsten Moment wurde er ernster und zu Bertha gewendet fuhr er fort. „Dir bringe ich noch eine besondere Botschaft unseres Gastes. Er wünscht sich Dir vorzustellen und Dir zu danken für die Aufnahme, welche er in unserem Hause gefunden hat. Ich soll Dich auf seinen Besuch vorbereiten.“

„Ein Besuch des Herrn Pechmayer hat doch nicht solche Bedeutung, daß ich dazu einer Vorbereitung bedürfte,“ entgegnete Bertha, welche sich wieder vollständig gefaßt hatte, mit spöttischem Tone. „Herr Pechmayer scheint die große Meinung, welche er früher von sich selbst hatte, noch nicht verloren zu haben.“

„In diesem Falle hat er einigen Grund zu dem Wunsche, daß ich Dich auf seinen Besuch vorbereite, der Dich sonst jedenfalls und vielleicht nicht ganz angenehm überrascht haben würde, denn Herr Pechmayer wünscht sich Dir in seiner wahren Gestalt, ohne die Maske, die er in Schloß Osternau getragen hat, unter seinem wahren Namen als unser künftiger Nachbar, Herr Doktor Egon v. Ernau vorzustellen!“

„Er ist es. Ich wußte es längst!“ sagte Elise unwillkürlich.

Die Wirkung, welche der Name Ernau auf Bertha ausübte, war zauberhaft. Sie verlor ihre erzwungene Selbstbeherrschung ganz und gar, sie sprang auf und mit flammenden Augen schaute sie zuerst ihren Gatten und dann Elise an.

„Du wußtest es? Du warst also seine Vertraute, mit ihm im Geheimen gegen mich verbunden!“ rief sie mit vor Zorn bebender Stimme.

„Nein, Bertha, wie kannst Du dies nur denken?“ entgegnete Elise ruhig. „Er hat zu mir nie ein Wort des Vertrauens gesprochen, aber einmal — wir waren allein, und ich hatte mich scharf verurtheilend über den Herrn v. Ernau geäußert — da warf er mir vor, daß ich lieblos urtheile, und als er dann den Herrn v. Ernau nicht zu rechtfertigen, sondern aus seiner Seele heraus zu erklären suchte, wie es gekommen, daß jener auf Irrwege geführt worden sei, da ahnte ich, daß er nicht für Jenen, sondern für sich selbst spreche, und als er uns dann plötzlich verließ und zugleich der Herr v. Ernau in Berlin wieder auftauchte, da wußte ich, wer mein Lehrer gewesen war. Ich habe nie ein Wort darüber geäußert, nicht einmal gegen meine guten Eltern, ich glaubte kein Recht zu haben, sein Geheimniß zu verrathen, so lange er selbst es aufrecht erhalten wollte, aber für mich war es kein Geheimniß mehr.“

„Du wußtest also auch gestern, daß wir Herrn v. Ernau in unser Haus aufnahmen! Ah, jetzt begreife ich, weshalb Du Dich dazu drängtest, an seinem Bette zu wachen und ihn zu pflegen! Natürlich, Du wolltest ihn Dir erhalten, den reichen Herrn v. Ernau!“

„Frauchen, wie unfreundlich und ungerecht urtheilst Du wieder!“ sagte Wangen vortwurfsvoll.

„Natürlich, ich bin ungerecht! Fräulein Elise ist ja selbstverständlich das Musterbild einer edelmüthigen, barm-

herzigen Jungfrau! Welche Nebenabsichten sollte sie wohl gehabt haben? Den armen Kandidaten Pechmayer würde sie natürlich wohl mit derselben Liebe und Aufopferung gepflegt haben, wie den reichen Rittergutsbesitzer!"

"Ich glaube Dir keine Veranlassung zu so beleidigenden Aeußerungen gegeben zu haben. Gestatte, daß ich mich auf mein Zimmer zurückziehe, bis Du ruhiger und geneigter zu einem gerechten Urtheil geworden bist."

"Du willst wohl sagen, bis Herr v. Ernau sich uns vorstellt?" fragte Bertha spitzig. "Natürlich willst Du Toilette machen, um ihn zu begrüßen und seine Dank-sagungen für die liebevolle nächtliche Pflege in Empfang zu nehmen!"

"Ich werde ihn nicht sehen, da ich mein Zimmer nicht verlassen werde, so lange Herr v. Ernau in Linau weilt."

"Damit er Dich dort aufsuche! Du willst ihn allein für Dich haben, dann natürlich muß er Dir danken dafür, daß Du die Nacht an seinem Bett gewacht hast. Klara bleibt ja hier und sie wird nicht verfehlen, Dich heraus-zustreichen!"

"Klara wird mir gewiß die Freundlichkeit erweisen, mich zu begleiten."

"Ja, ich gehe mit Dir und ich bleibe bei Dir," sagte Klara, Elise umarmend und zärtlich küssend. "Du sollst nicht allein weinen über die Kränkungen, mit denen Dich Bertha überhäuft, meine Liebe soll Dich trösten! Gib der Boshaften gar keine Antwort mehr, sie verdient es nicht, daß Du sanfte und freundliche Worte an sie verschwendest!"

Sie ergriff die Hand Elisens und zog diese mit sich

fort, ihrer Schwägerin, die ihr mit zornfunkelnden Augen nachschaute, gönnte sie nicht einmal einen Abschiedsblick.

Wangen, der an dem Wortgefecht zwischen seiner Frau und Elise keinen Antheil genommen hatte, ging während desselben auf dem Altan auf und nieder. Jedes Wort, welches seine Frau zu Elise sprach, schnitt ihm in's Herz. Wie giftig und boshaft klangen alle ihre Bemerkungen! Er konnte es klärchen wahrlich nicht verdenken, daß sie Partei nahm für die Angegriffene, und es war mindestens verzeihlich, wenn sie es in einer Bertha beleidigenden Weise that, er wäre nicht im Stande gewesen, sie dafür zurechtzuweisen, war er doch selbst kaum minder als sie empört über Bertha's Benehmen.

„Ich hätte nie geglaubt, daß Du so lieblos sein könntest!“ sagte er traurig, als er mit Bertha allein auf dem Altan war.

Bertha hörte die Worte wohl, aber sie beachtete sie nicht, nachdenklich schaute sie vor sich nieder, dann blickte sie plötzlich zu ihrem Manne auf und hastig fragte sie:

„Hast Du Herrn v. Ernau gesagt, daß Elise seine Pfliegerin gewesen ist?“

„Nein, das habe ich versäumt. Ich war so überrascht darüber, daß er sich bei vollem Bewußtsein befand, dann daß er sich mir als Herr v. Ernau vorstellte! Ich habe ganz vergessen, ihm überhaupt von Elise zu sprechen, unsere Unterhaltung war so kurz —“

„Entschuldige Dich doch nicht, Du hast ja unbewußt gerade das Rechte gethan. Ernau darf nicht erfahren, daß Elise in unserem Hause ist. Du siehst mich verwundert an?

Ich werde es Dir erklären. Ich will es nicht dulden, daß sich in meinem Hause ein skandalöser Liebeshandel fortspinnt, der schon vor vier Jahren, als Elise noch ein halbes Kind war, in Schloß Osternau begonnen hat. Ich habe damals Elise aufmerksam beobachtet, und sie wußte es, daß ich sie durchschaute, deshalb hat sie mich bitter gehaßt. Ich ahnte freilich nicht, daß es der reiche Herr v. Ernau sei, nach welchem das freche, gefallsüchtige kleine Geschöpf seine Neze auswurf; in meiner thörichten Unbefangenheit meinte ich, Elise sei sterblich in den Informator verliebt, erst durch ihren unbedachten Ausruf: ‚Er ist es! Ich wußte es längst!‘ hat sie mir die Augen geöffnet. Jetzt erklärt es sich mir, weshalb sie, wie Du mir selbst erzählt hast, für den Kandidaten Pechmayer nur Spott und Verachtung gehabt hat, so lange sie glaubte, daß er eben nur ein unbedeutender armer Mensch sei! Als sie aber erfahren hat, daß der Informator der damals noch mir bestimmte reiche Herr v. Ernau sei, der jedenfalls die seltsame Verkleidung gewählt hatte, um mich, ohne von mir gekannt zu sein, kennen zu lernen, da verdoppelte sich ihre Abneigung gegen mich und sie wuchs zum grimmigen Haß, als sie sich von mir beobachtet sah. Der unwillkürliche Ausruf: ‚Er ist es!‘ hat mir dies Alles klar gemacht. Und noch mehr, jetzt begreife ich auch, weshalb Elise, obgleich sie mich heute wie früher tödtlich haßt, doch Deiner Aufforderung, als Erzieherin Klara's zu uns zu kommen, gefolgt ist. Sie hätte gewiß zehn mindestens ebenso einträgliche Stellen bekommen können, und doch hat sie die in unserem Hause angenommen, weil das falsche Geschöpf wußte, daß Herr

v. Ernau in unserer Nachbarschaft wohnt, weil sie hoffte, bei uns die ihr vor vier Jahren mißglückte Liebesintrigue wieder aufnehmen zu können, deshalb hat sie sich auch dazu gedrängt, den Verwundeten zu pflegen, deshalb hat sie unermüdblich die ganze Nacht an seinem Bette gefessen und hat dasselbe erst verlassen, als ich sie durch Klara zum Frühstück rufen ließ. O, ich durchschaue jetzt die falsche, klug berechnende Person! Aber sie soll sich täuschen! Ihr schlauer Plan soll nicht in Erfüllung gehen!"

Immer unbehaglicher wurde es Wangen zu Ruthe, während seine schöne Frau mit großer Zungenfertigkeit die gehässigen Beschuldigungen gegen Elise erhob, zum ersten Male bemerkte er, daß ihr reizendes Gesicht einen Ausdruck haben könne, der ihm gar nicht gefiel, daß um den fein geschnittenen Mund ein scharfer Zug sich lege, daß ihr dunkles, wunderschönes Auge doch recht zornig und boshaft anschauen könne. Er fühlte sich verletzt durch Bertha's Worte, aber doch war er zu gutmüthig und nachsichtig, um ernsthaft zu zürnen.

"Ich begreife Dich nicht, Frauchen," sagte er traurig, "wie kannst Du nur so hart und lieblos urtheilen und so seltsamen Einbildungen nachhängen."

"Es sind keine Einbildungen!" erwiderte Bertha heftig. "Du selbst wirst Dich von der Wahrheit überzeugen, wenn Du nur die Augen öffnen willst, die Deine Gutmüthigkeit blind macht. Aber Elisens Plan soll nicht gelingen, ich bin es dem unglücklichen Herrn v. Ernau schuldig, ihn zu schützen vor den Nachstellungen dieser Circe. Wir haben uns Beide, Du und ich, schweres Unrecht gegen ihn vor-

zuwerfen, das werden wir jetzt gut machen, indem wir ihn vor dem Unglück bewahren, das Opfer von Elisens Verführungskünsten zu werden."

"Ich verstehe Dich nicht mehr, Bertha. Was hätten wir Beide uns wohl in Beziehung auf Herrn v. Ernau vorzuwerfen?"

"Hast Du die Vergangenheit ganz und gar vergessen? Ich war die Verlobte des Herrn v. Ernau, und doch habe ich, als ich Dich kennen lernte, ihn vergessen! Kaum erhielt ich die unbegründete Nachricht seines Todes, da gab ich Deinen Liebesworten Gehör, und als er dann später sein Recht geltend machte, da wies ich mit Abscheu ihn zurück. Er liebte mich; jetzt erst, da ich erfahren habe, daß er mich in Schloß Osternau kennen gelernt hat, begreife ich es, weshalb er in der Verzweiflung über seine Zurückweisung aus Berlin geflohen ist. Du hast von meinem Vater die ganze traurige Geschichte gehört. Ist es Dir nicht mitunter schwer auf's Herz gefallen, daß wir Beide dem unglücklichen jungen Manne wohl ein bitteres Unrecht gethan haben? Ich konnte nicht anders. Ich liebte Dich! Wie hätte ich Dir mein Wort brechen können des älteren Versprechens wegen? Mit meiner Liebe zu Dir rechtfertigte ich mich selbst; aber das Bewußtsein, ungerecht gegen ihn gewesen zu sein, ist mir doch geblieben. Fühlst Du das nicht mit mir, Du lieber, böser Mann?"

Bertha hatte Wangen's Hand ergriffen, sie zog ihn mit sanfter Gewalt zu sich, und als sie nun zu ihm aufschaute mit einem tiefen, seelenvollen Blick, da meinte er, so wunderbar liebreizend habe er sie nie gesehen. Ber-

geffen war die Mißstimmung, die er vor wenigen Minuten erst gefühlt hatte, ihr freundliches Lächeln entzückte ihn, in diesem Augenblicke hätte er ihr nichts, nichts versagen können!

„Meinst Du nicht auch, daß wir jetzt Beide die Pflicht haben, durch verdoppelte Freundlichkeit das gut zu machen, was wir einst durch unsere Liebe gegen ihn versündigt haben?“ fragte Bertha, Wangen's Hand fest haltend und dabei liebevoll zu ihm aufschauend.

„Nun ja, Frauchen, allerdings, aber was können wir thun?“

„Wir müssen ihm auf das Freundlichste entgegenkommen, müssen gute Nachbarschaft mit ihm halten und vor Allem ihn davor bewahren, daß er nicht in die Neze einer Kofette fällt! Mir ist da plötzlich ein Gedanke gekommen. Wie herrlich wäre es, wenn Ernau und Klärchen sich fänden!“

Wangen lachte hell auf. „Welcher Einfall!“ sagte er. „Müßt Ihr Frauen denn immer auf Heirathen spekuliren! Klärchen ist ja noch ein Kind!“

„Aber ein wunderschönes Kind von vierzehn Jahren und in zwei Jahren eine Jungfrau, die dem Gatten zum Altare folgen kann. Wäre es nicht herrlich, wenn Du Dein Schwesterchen hier ganz in der Nähe als Herrin auf Plagnitz behalten könntest? Herr v. Ernau wird uns oft besuchen, er wird Klärchen kennen lernen, und dann muß er sie auch liebgewinnen, sie ist ja so reizend!“

„Wer wird jetzt schon an solche Thorheiten denken!“

„Man kann nicht früh genug daran denken, seine Lieben

glücklich zu machen! Versprich mir wenigstens, nichts gegen meinen schönen Plan zu thun. Herr v. Ernau darf nicht erfahren, daß Elise in unserem Hause ist.“

„Es wird sich ihm nicht verbergen lassen.“

„Laß mich nur gewähren. Versprich mir, daß Du ihm nichts sagen willst!“

Er versprach es, ganz zufrieden war er nicht mit sich selbst; aber als Bertha ihm lieblosend die Wangen streichelte und ihn so recht freundlich bittend anschaute, da hätte er ihr wohl noch ganz andere Versprechungen gemacht, durch solchen Blick konnte sie ihn zu Allem bewegen.

24.

Egon erhob sich, nachdem Wangen ihn verlassen hatte, um aus dem Bett aufzustehen. Er hatte sich doch zuviel zugetraut. Als er sich aufrichtete, ergriff ihn ein Schwindel, er sank zurück und mußte längere Zeit ruhen, ehe er einen neuen Versuch, sich zu erheben, machen konnte. Er fühlte einen dumpfen Kopfschmerz, der es ihm unmöglich machte, ganz klar zu denken; nach und nach verschwand der Schmerz, nicht vollständig, aber doch so weit, daß Egon seine Gedanken wieder sammeln konnte.

Er hatte versprochen, der Frau v. Wangen seinen Besuch zu machen. Er sollte Bertha wiedersehen. Es erschien ihm selbst merkwürdig, daß bei dem Gedanken sein Puls nicht schneller schlug, daß er ganz ruhig und kaltblütig zu überlegen vermochte, wie er wohl unter den jetzt so veränderten Verhältnissen die einst heiß Geliebte begrüßen müsse. Sie hatte ihm viel zu verzeihen, das erste

Zusammentreffen mit ihr war gewiß peinlich, aber es mußte überwunden werden, denn bei der geringen Entfernung der Güter Plagnitz und Linau ließ sich kaum ein späteres Zusammentreffen vermeiden. Je eher es überwunden war, je besser!

Egon erhob sich; es ging nach der kurzen Ruhe leichter als vorhin, wohl fühlte er noch immer einen Anflug von Schwindel, aber es gelang ihm doch, aufzustehen.

Dort neben dem Waschtisch stand sein Koffer, in ihm fand er die nöthige Wäsche und einen Anzug, in welchem er es wagen konnte, sich der Frau des Hauses vorzustellen. Nicht ohne Anstrengung gelang es ihm, seine Toilette zu vollenden, er war doch noch recht schwach, mehrfach mußte er sich unterbrechen und Minuten lang ruhen, ehe er mit der leichten Arbeit zu Ende kommen konnte.

Jetzt war er fertig. Er warf einen Blick in den Spiegel. Fast erschraf er vor dem Bild des bleichen Mannes, welcher ihn mit matten Augen anschaute. Heute fiel es ihm zum ersten Male auf, daß er in vier Jahren doch recht viel älter geworden sei, erglänzte dort nicht in der schwarzen Locke, welche sich unter der leinenen Stirnbinde hervorstahl, sogar ein weißes Haar?

„Der alte Verehrer wird der schönen gnädigen Frau nicht mehr gefährlich werden!“ sagte er leise, seinem Spiegelbild lächelnd zunickend. „Du bist nie schön gewesen, heute aber siehst Du über die Maßen verkommen und jämmerlich aus! Nun, vielleicht ist's gut so, das Bewußtsein Deines kläglichen Anblicks wird Dich vor dummen Einbildungen schützen, wenn etwa die schöne Frau Dich freund-

lich empfängt. Was todt ist und längst im Grabe liegt soll nicht wieder aufleben! Und die alten Erinnerungen sind todt, sie sind versenkt in das Grab des unglücklichen Pechmayer, wir können sie nicht brauchen für das neue, ernster Arbeit gewidmete Leben!"

Er ordnete noch etwas an dem Anzug, strich ein paar Falten glatt, die der elegante Sommerrock durch das lange Liegen im Koffer erhalten hatte, dann verließ er sein Zimmer, um hinabzusteigen nach dem Altan, auf welchem, wie ihm Wangen gesagt hatte, die schöne Hausfrau den Gast erwarten werde.

In demselben Augenblick, als er aus seinem Zimmer in einen dem Bodenraum abgewonnenen halbhellen Vorflur trat, öffnete sich die Thüre eines anderen Mansardenzimmers und aus derselben trat auf den Vorflur ein junges Mädchen, ein Kind von vielleicht kaum vierzehn Jahren.

Egon blieb überrascht unwillkürlich stehen. Die kleine graziose Gestalt des lieblichen Kindes erinnerte ihn an die Elfen Gestalt Lieschens, seine Phantasie versetzte ihn plötzlich zurück nach dem Schloß Osternau, in das dem eben angekommenen Lehrer angewiesene Zimmer. Er stand wieder wie damals am Fenster und schaute hinaus nach dem Garten; er hörte das fröhliche Gelächter zweier spielenden Kinder, dann drangen Beide durch das dichte Gebüsch! Lieschens Bild, wie er sie damals gesehen, stand in zauberischem Liebreiz vor seiner Seele, im nächsten Moment aber war es verschwunden, die Wirklichkeit machte ihre Rechte geltend, Egon wurde sich bewußt, daß er in einem fremden Hause vor einem jungen Mädchen stehe,

welches die Höflichkeit zu begrüßen gebot. Er verbeugte sich, wie er es vor einer erwachsenen jungen Dame gethan haben würde, zugleich aber schaute er das schöne Kind mit nicht geringem Interesse an. Die kleine graziose Figur hatte in der That eine Aehnlichkeit mit der Lieschens, und auch das liebliche Kindergesicht hatte zwar nicht in den Zügen, wohl aber im Ausdruck etwas, das ihn an Lieschen erinnerte. So neugierig und schelmisch lustig und dann wieder so ernst forschend, wie in diesem Augenblick das junge Mädchen, hatte ihn einst auch Lieschen angeschaut, als sie ihn zum ersten Male sah.

Märchen schloß, als sie Egon erblickte, schnell die Thüre des Mansardenzimmers, aus dem sie getreten war; mit einem leichten Knix erwiderte sie seine höfliche Begrüßung, dann trat sie ganz nahe zu ihm.

„Sie also sind der Herr v. Ernau, von dem ich so viel gehört habe!“ sagte sie leise. „Ich habe Sie mir ganz anders vorgestellt.“

„Wirklich? Und wie haben Sie sich denn meine geringe Person vorgestellt, mein Fräulein?“ fragte Egon unwillkürlich lächelnd.

„Das weiß ich eigentlich selbst nicht, aber ganz anders. Freilich, die Stirnbinde entstellt Sie, und wenn Sie sich erst von dem Blutverlust erholt haben werden, werden Sie auch besser aussehen. Fühlen Sie sich wieder wohler? Sind Sie kräftig genug, um allein zu gehen, oder soll ich Sie führen? Sie lächeln und denken, solch' kleines schwaches Ding, wie ich, werde Ihnen nichts nützen können; aber Sie irren sich! Ich bin stärker als Sie glauben, stützen Sie sich

nur auf mich! Sie brauchen gewiß noch einen Anhalt, denn Sie sehen entsetzlich bleich, matt und krank aus.“

„Ich danke Ihnen für das liebenswürdige Anerbieten, aber —“

„Sie lehnen es ab, natürlich; aber ich werde hinter Ihnen gehen, und wenn Sie wanken, werde ich Sie unterstützen, auch wenn Sie es nicht wollen. Doch da fällt mir ein, Sie kennen mich noch gar nicht und ich muß mich Ihnen selbst vorstellen; ich heiße Klara v. Wangen und bin die Schwester Hugo's v. Wangen, der Ihren Besuch schon meiner Schwägerin Bertha angemeldet hat. Gewiß find Sie im Begriff, diesen Besuch abzustatten?“

„Allerdings, mein gnädiges Fräulein.“

„Nennen Sie mich nicht gnädiges Fräulein, das klingt wie Spott. Ich bin noch kein Fräulein und werde Klara genannt, nur die Dienftboten sagen: Fräulein Klara. Sie kennen den Weg durch das Haus nicht, ich werde Sie nach dem Altan führen, wo Sie meine Schwägerin finden, die Sie gewiß schon mit großer Neugier erwartet. Sie war sehr erstaunt, als sie hörte, daß unser Gast der Herr v. Ernau sei. Nun, sie hat auch wohl Ursache dazu. Zeugen sie nicht, Herr v. Ernau! Eine Cousine von mir, die längere Zeit, als mein Vater noch lebte, bei mir in Dinau zum Besuch war, hat mir die ganze sonderbare Geschichte erzählt, daß Sie einst mit Bertha verlobt waren, daß man Sie aber dann für todt hielt und deshalb Bertha sich mit meinem Bruder verlobte. Es ist vielleicht unartig, daß ich Ihnen dies Alles so offen sage. Sind Sie mir deshalb böse, Herr v. Ernau?“

„Gewiß nicht! Ich bin Ihnen im Gegentheil dankbar für Ihre Offenheit.“

„Nun, dann will ich Ihnen noch mehr sagen. Nehmen Sie sich vor Bertha in Acht! Sie hat ein falsches Herz! Ich weiß nicht, was sie beabsichtigt; aber daß sie mit Ihnen ihre besonderen Pläne hat, das habe ich in ihrem falschen Auge gelesen! Glauben Sie ihr nicht! Nun aber habe ich Ihnen schon mehr als zuviel gesagt, wir dürfen nicht länger zusammen plaudern. Kommen Sie, ich will Sie nach dem Altan führen. Gehen Sie nur voran, hier die Treppe hinab, ich bleibe hinter Ihnen.“

Egon folgte der Weisung. Er hätte wohl gern das Gespräch noch fortgesetzt, aber es schien ihm unschicklich, ein naives, plauderhaftes Kind auszuforschen, und er widerstand deshalb der Versuchung, noch mehr über Bertha zu hören. Er ging langsam die Treppe hinunter; einmal mußte er stehen bleiben und sich am Geländer festhalten, weil ein Schwindel ihn überkam, da war Klärchen sofort an seiner Seite und ergriff ihn kräftig beim Arm. „Sie werden schwach,“ sagte sie theilnahmvoll; aber er erholte sich augenblicklich wieder, und ihr dankend konnte er seinen Weg fortsetzen.

Im Vorfaal unten blieb Klärchen stehen. „Nun können Sie nicht mehr fehlen,“ sagte sie, „diese Thür führt nach dem Gartensalon und aus diesem kommen Sie auf den Altan. Wollen Sie mir einen Gefallen erweisen, Herr v. Ernau?“

„Gern! Wie vermag ich es?“

„Sagen Sie weder meinem Bruder, noch meiner

Schwägerin, daß Sie mich gesehen und mit mir gesprochen haben.“

„Weshalb soll ich daraus ein Geheimniß machen?“

„Das erkläre ich Ihnen ein anderes Mal; heute aber rechne ich auf Ihre Verschwiegenheit. Adieu, Herr v. Ernau!“

Sie wartete eine Antwort nicht ab, leichten Schrittes eilte sie fort, die Treppe wieder hinauf, welche zum Boden und den Mansardenzimmern führte.

„Nehmen Sie sich vor Bertha in Acht!“ so hatte das junge Mädchen gesagt. Welche seltsame Warnung! Konnte denn das niedliche Kind ahnen, was Bertha früher für Egon gewesen war, welchen Schmerz und welche gewaltige Anstrengung es ihn einst gekostet hatte, sich dem Zauber zu entreißen, den sie auf ihn ausgeübt hatte? Er war nicht im Stande, sich auf diese sich ihm ausdrängende Frage eine Antwort zu geben, denn schon stand er im Gartensalon und schon kam ihm Bertha, die seine Schritte gehört hatte, in der Thüre des Altans entgegen.

Wie wunderbar, wie berückend schön war sie! Viel schöner noch als damals und doch war sie ihm in jener Zeit des Sturmes und Dranges wie das Ideal menschlicher Schönheit erschienen. Die feine Figur war wohl nicht mehr ganz so schlank, sie hatte an Fülle gewonnen, aber ohne an Grazie zu verlieren. Das dunkle schwarze Auge, welches ihn mit einem Blick freudiger Erregung anschaute, erschien ihm noch strahlender und ausdrucksvoller. Das liebliche glückliche Lächeln, welches ihren rosigten Mund umspielte, als sie ihn begrüßte, war entzückend verführerisch.

Sie streckte ihm beide Hände zum herzlichem Gruß entgegen.

„Wie glücklich, wie unaussprechlich glücklich bin ich, daß die schwere Sorge um Sie, die uns den Schlaf dieser Nacht geraubt hat, gehoben ist, daß ich Sie so wiedersehe! Seien Sie mir willkommen, herzlich willkommen, Herr v. Ernaul!“

„Nehmen Sie sich vor Bertha in Acht!“ Konnte die kleine Warnerin ahnen, wie stürmisch das Blut Egon zum Herzen bringen würde, als er die ihm dargebotenen Hände ergriff und die feine, weiche rechte Hand küßte, als er deren sanften Druck fühlte? Konnte sie ahnen, daß ein einziger Blick aus diesen glühenden dunkeln Augen genügte, um den Seelenfrieden zu erschüttern, den Egon sich nach vierjährigem schweren Kampf endlich errungen hatte? Aber die Warnung war doch nicht vergeblich gewesen, Egon gedachte ihrer und des Wortes „sie hat ein falsches Herz“. Er hatte es in vier langen Jahren gelernt, sich selbst zu beherrschen, die Erinnerung an Klara's Warnung befähigte ihn, die heftige Erregung, die ihn ergriff, zu unterdrücken, kalt und ruhig zu erscheinen, während sein Herz mächtig und schneller schlug. Sein Gefühl drängte ihn, das herrliche Weib in seine Arme zu schließen, den wonnigen Mund, wie er so oft geträumt hatte, zu küssen, aber er vermochte es, sich zu bezwingen, und als er Bertha's Hand loslassend den herzlichem Gruß erwiderte, verrieth der ruhige, gleichmäßige Ton seiner Stimme nichts von dem Kampf, der in seiner Seele entbrannt war.

„Sie machen mich sehr glücklich, gnädige Frau, durch

die freundliche Aufnahme, welche ich nicht verdient habe. Sie zeigt mir, daß ich hoffen darf, Ihre Verzeihung, deren ich so sehr bedarf, dafür zu erhalten, daß ich mich Ihnen einst unter einem falschen Namen —“

„Ich lasse Sie nicht zu Ende sprechen, Herr v. Ernaud,“ sagte Bertha, ihn unterbrechend. „Nicht ein Wort sollen Sie über die Vergangenheit sagen. Sie liegt weit, weit hinter uns, und das wohlthätige Dunkel, welches auf ihr liegt, soll nicht gelichtet werden. Ich habe mir selbst gelobt, nie an die traurige Vergangenheit, stets nur an die Gegenwart und Zukunft zu denken. Sie müssen mir versprechen, daß Sie meinem Beispiel folgen wollen: Kein Wort von dem, was war! Wollen Sie mir dies Versprechen geben, Herr v. Ernaud?“

„Wenn Sie es verlangen, gnädige Frau!“

„Ja, ich fordere es. Wir sind nahe Nachbarn, wir werden uns hoffentlich oft sehen, weshalb wollen wir uns schöne Stunden eines freundlichen Zusammenlebens verbittern durch Erinnerungen, die am besten vergessen werden, durch Auseinandersetzungen und Erörterungen, die unnöthig sind und uns nur trübe stimmen können. Ich verspreche Ihnen, daß ich nie eine Frage über die Vergangenheit an Sie richten, zu Ihnen nie von dieser sprechen will, und das Gleiche fordere ich von Ihnen. Geben Sie mir darauf Ihr Wort?“

„Ich gebe es, obgleich es mir schwer wird. Ist es mir auch vielleicht nicht möglich, mich vollständig vor Ihnen zu rechtfertigen, so hätte ich Ihnen doch gern eine Erklärung —“

„Wollen Sie schon jetzt das kaum gegebene Wort brechen? Keine Erklärung! Nichts von der Vergangenheit! Nur der Gegenwart wollen wir leben, und diese gebietet, daß Sie sich Ruhe gönnen. Sie sind noch schwach von dem Blutverlust und dem schrecklichen Fall. Ich fürchte, Sie haben zu früh das Bett verlassen. Sie zittern! Geben Sie mir Ihren Arm, ich führe Sie zu einem Lehnstuhl. Stützen Sie sich nur tüchtig auf mich, ich bin stark!“

Sie hatte seinen Arm ergriffen und in den ihren gelegt, kaum zu früh, denn Egon fühlte, daß ihn plötzlich wieder ein Schwindel ergriff und daß seine Kräfte schwanden, aber er erholte sich im Moment wieder; trotzdem zog er seine Hand nicht zurück, es war ihm ein zu wunderbares, berausches, wonniges Gefühl, daß er sich stützen konnte auf diesen vollen weichen Arm, der ihn so kräftig aufrecht erhielt.

Wangen kam Bertha zu Hilfe, Beide führten Egon, obgleich dieser jetzt ihre Hilfe mit dem Bemerken, er fühle sich ganz stark, ablehnen wollte, nach dem Altan zu einem Lehnstuhl, auf welchem er Platz nehmen mußte. Bertha holte ein weiches Kissen herbei, welches sie ihm sorgsam zur Stütze unter den Kopf schob, sie ließ sich nicht dadurch irre machen, daß er ihr versicherte, er bedürfe wirklich keiner Hilfe.

„Sie sind viel schwächer, als Sie selbst glauben, Herr v. Ernau,“ sagte sie mit liebenswürdiger, milder Freundlichkeit. „Ein Patient aber hat keinen eigenen Willen, und so müssen Sie es denn schon dulden, daß ich den Ver-

band von Ihrer Stirne nehme, um nachzusehen, ob er sich auch nicht gelockert, nicht verschoben hat."

Sie that es mit leichter, sicherer Hand, und erst als sie sich überzeugt hatte, daß der Verband vollständig in Ordnung sei, setzte sie sich neben Egon, und nun begann sie ein lebhaftes Gespräch, in welches sie mit großer Gewandtheit auch Wangen hineinzuziehen verstand, obgleich dieser wie Egon kaum recht zu einer Unterhaltung geneigt schien, denn während derselben flogen auch seine Gedanken, wie die Egon's, unwillkürlich in die Vergangenheit zurück. Es drängte sich ihm gebieterisch die Vergleichung zwischen dem „Sonst“ und dem „Jetzt“ auf. Hatte nicht damals Bertha vielleicht für den Informator ein wärmeres Gefühl gehegt, zeigte sie ihm heute nicht eine zärtlichere Sorge, als die leichte Wunde erforderte? Es war ein unbequemes Gefühl erwachender Eifersucht, dessen Wangen sich schämte, welches ihn aber doch immer wieder von Neuem ergriff, wenn er sah, wie überaus freundlich, ja liebevoll sich Bertha zu dem Gast zeigte, er konnte sich nicht verhehlen, daß sie zu demselben in einem Tone sprach, den er selbst von ihr nur selten, nur dann gehört hatte, wenn sie von ihm irgend einen dringenden Wunsch erfüllt sehen wollte.

Solche Gedanken waren wohl geeignet, Wangen zu verstimmen und ihn schweigsam zu machen, aber Bertha's Einfluß auf ihn war so groß, daß er seine Mißstimmung überwand und halb gegen seinen Willen sich endlich lebhafter an der Unterhaltung betheiligte. Bertha zwang ihn, Egon, der ja jetzt ihr lieber Nachbar sein werde, Auskunft zu ertheilen über alle die in der Umgegend angefahrenen deutschen Guts-

besitzer; sie selbst schilderte ihm die kleinen Eigenthümlichkeiten der hervorragendsten Herren und Damen aus der Gesellschaft, die fortan den Umgangskreis des Neuankommenden bilden würden, sie entwickelte dabei einen Scharfsinn und eine Beobachtungsgabe, welche alle ihre Schilderungen interessant machten, dann berief sie sich auf Wangen, der nicht umhin konnte, ihr beizustimmen und ihre Mittheilungen zu ergänzen. Jedem hatte sie irgend eine Eigenthümlichkeit, einen kleinen lächerlichen Zug abgelauscht; ein wenig Bosheit lag in allen ihren lustigen Beschreibungen der Personen, aber dieselbe trat nicht unangenehm hervor, sie belustigte und interessirte, und wenn sie dann wieder ernst von den vortrefflichen Eigenschaften dieses oder jenes alten Herrn sprach, verßöhnte die Bewunderung, die sie denselben zollte, Egon schnell wieder mit den fast zu scharfen Bemerkungen, welche Anderen galten.

Egon gab sich dem Zauber, den die Unterhaltung mit Bertha auf ihn ausübte, so vollständig hin, daß er das unglückliche Verhängniß, welches ihn nach Linau geführt hatte, ganz und gar vergaß, er wurde an dasselbe erst wieder erinnert, als der Inspektor Kämpf auf dem Altan erschien und dem Herrn v. Wangen meldete, der Wagen, der die Leiche des am Dombrowker Damm verunglückten polnischen Knechtes nach der Station R. führen sollte, sei ange-spannt. Herr Kämpf begrüßte nach dieser Meldung Egon und wünschte ihm freudig Glück dazu, daß für ihn das traurige Abenteuer noch so glücklich verlaufen sei.

Die Erinnerung an seine gestrige unselige Reise und den Zweck derselben wurde durch des Inspektors Erscheinen

in Egon geweckt, der Zauber der Unterhaltung mit Bertha war durchbrochen, er hatte sich derselben schon zu lange und zu willenlos hingeeben. Der Ernst des Lebens erforderte wieder seine Rechte.

Er bat den Inspektor Kämpf, sich in R. nach den Verhältnissen des Unglücklichen, dem die nächtliche Fahrt den Tod gebracht hatte, zu erkundigen, damit er seine Pflicht gegen etwaige hilfsbedürftige Hinterbliebene erfüllen könne, dann wendete er sich an Herrn v. Wangen und bat, ihm einen Wagen zu leihen, damit er sofort die Reise nach Plagnitz antreten könne.

„Unmöglich! Sie dürfen uns noch nicht verlassen, Herr v. Ernau!“ rief Bertha, als sie seine Bitte hörte. „Sie müssen in Dinau bleiben, bis Ihre Wunde vollständig geheilt ist. Wir dürfen Sie nicht fortfahren lassen, ehe Ihre Kräfte wieder ganz erstarkt sind.“

Auch Wangen bestätigte diese Worte, vielleicht nicht mit demselben Eifer, den Bertha zeigte, aber doch sehr freundlich; auch er widersetzte sich Egon's Verlangen, dieser aber blieb fest bei demselben. Er erklärte mit nicht zurückzuweisender Entschiedenheit, daß er nothwendig so bald wie irgend möglich in Plagnitz sein müsse, daß er sich kräftig genug fühle, die kurze Reise zu machen, und daß er daher mit dem herzlichsten Dank für die gastliche Aufnahme in Dinau doch die Gastfreundschaft Wangen's nicht länger in Anspruch nehmen könne und dürfe. Weder die Vorstellungen Wangen's noch die Bitten Bertha's vermochten seinen Vorsatz zu erschüttern, Wangen sah sich daher gezwungen, seine Bitte zu erfüllen und dem Inspektor

Kampf den Auftrag zu ertheilen, daß sofort für Herrn v. Ernau zur Fahrt nach Plagnitz die leichte Kalesche angespannt werde.

25.

Der alte Administrator Siebeking war plötzlich ernstlich erkrankt, er mußte das Bett hüten und war nicht einmal im Stande, irgend eine Anordnung für die Wirthschaft zu geben, denn bei jedem gesprochenen Worte fühlte er heftige Schmerzen und Stiche in der Brust. Die ganze Arbeitslast und Verantwortlichkeit der großen Gutswirthschaft lag daher auf Storting. Er fühlte sich einer solchen Verantwortung wohl gewachsen, aber ganz angenehm war sie ihm gerade in diesem Augenblick nicht. Schon vor einigen Tagen waren aus Berlin ein prächtiger Flügel und mehrere für Herrn v. Ernau bestimmte Kisten in Plagnitz eingetroffen, und am Morgen hatte ein expresser Bote vom Postamt einen Brief überbracht, der an Herrn Doktor Egon v. Ernau, Plagnitz bei G., adressirt war, da ließ sich wohl mit Sicherheit erwarten, daß der Gutsherr jedenfalls in allernächster Zeit ankommen und endlich die eigene Bewirthschaftung seiner Güter übernehmen werde.

Es war so Manches in der Wirthschaft nicht so vollständig in Ordnung, wie Storting es wünschte. Herr Siebeking war allerdings ein tüchtiger praktischer Landwirth aus der alten Schule, aber er war ein alter Herr und schon seit langer Zeit kränklich; da waren denn mancherlei Mißbräuche in der Wirthschaft cingerissen, welche Storting in einer kaum vierzehntägigen Thätigkeit noch nicht hatte ganz beseitigen können.

Mit einem gewissen Bangen sah Storting der Ankunft des unbekanntenen Gutsherrn entgegen, und als er nun gegen Mittag vom Felde zurückgekommen auf dem Hof stand und in der Ferne eine Equipage erblickte, welche auf dem nach dem Gutshof führenden Wege nahte, schlug ihm doch das Herz etwas schneller.

Der Herr, der in die Kissen des Wagens sich zurücklehnte, konnte nur Herr v. Ernau sein; aber nein, er war es nicht, Storting's scharfes Auge erkannte schon von Weitem den Bekannten aus alter Zeit, wie verändert derselbe auch erschien. Der bleiche Mann, der im Wagen schnell näher kam, war der Kandidat Pechmayer!

Im Sturmschritt eilte Storting dem Wagen entgegen, der eben in das Hofthor einfuhr.

„Willkommen, Herr Pechmayer!“ rief er freudig erregt auf den Kutschentritt springend und die Hand in den Wagen reichend. „Wie wunderbar! Gestern habe ich in G. Herrn v. Wangen begrüßt, und heute kommen nun auch Sie hieher zu mir nach Plagnitz! Das ist eine große unerwartete Freude. Seien Sie willkommen, herzlich willkommen!“

Egon erwiderte kräftig den herzlichen Händedruck.

„Ihr liebenswürdiger Empfang beweist mir, daß Sie mir ein freundschaftliches Andenken bewahrt haben, Herr Storting,“ sagte er gerührt, „ich hoffe, Ihre Gesinnung gegen mich wird keine Veränderung erfahren, wenn ich Ihnen mittheile, daß ich auf den früher von mir während weniger Wochen geführten Namen keinen Anspruch mehr machen darf. Ich heiße Egon v. Ernau.“

Die Ueberraschung, welche sich bei dieser plötzlichen Eröffnung in Storting's Zügen ausdrückte, war so groß und wirkte so komisch, daß Egon unwillkürlich hell auslachen mußte.

„Gi, Freund Storting,“ sagte er lachend, „weshalb dieser Schrecken? Ist denn der Herr v. Ernau ein so entseßlicher Mensch? Ich hoffe darauf, daß Sie ihm ebenso freundschaftlich gesinnt bleiben, wie dem einstigen Informator Pechmayer. In diesem Moment ist, das kann ich Ihnen versichern, der Herr v. Ernau ein rechter Schwächling, der dringend Ihres starken Armes bedarf. Leihen Sie ihn mir, damit ich mich beim Aussteigen darauf stützen kann.“

Der Wagen hielt vor dem Schloß, Storting sprang vom Trittbrett herab und öffnete den Schlag, schweigend bot er Egon den Arm, um ihm beim Aussteigen zu helfen, er war noch immer so überrascht, daß er unfähig war, zu antworten.

Die lange Fahrt hatte Egon doch sehr angegriffen, er fühlte sich recht matt und schwerlich wäre es ihm gelungen, im Schloß die etwas steile Treppe, welche nach den schon für ihn in Bereitschaft gesetzten Zimmern führte, hinaufzusteigen, wenn ihn Storting nicht kräftig unterstützt hätte.

Durch die Anstrengung des Treppensteigens war Egon so völlig erschöpft, daß er kaum einen Blick auf die recht elegante und wohnliche Einrichtung seiner Zimmer warf; er sank, kaum in dem Wohnzimmer angekommen, in einen Lehnstuhl und mit schwacher Stimme bat er Storting, ihm eine Stunde der Ruhe zu gönnen, dann erst könne er

den Freund so begrüßen, wie es ihm ein Herzensbedürfniß sei; er sank dann matt in den Lehnstuhl zurück und er war, ehe Storting noch das Zimmer verlassen hatte, schon in einen Halbschlaf, in eine aus tiefer Erschöpfung entsprungene Bewußtlosigkeit, die bald in wirklichen Schlaf überging, versunken.

Mehr als zwei Stunden schlief Egon; als er erwachte, fühlte er sich viel frischer und kräftiger, nur ein schwacher dumpfer Kopfschmerz erinnerte ihn an seine Verwundung. Er stand auf und trat an's Fenster, sein Blick überflog den weiten Wirthschaftshof; die peinliche auf diesem herrschende Sauberkeit, die musterhafte Ordnung, in welcher die nicht in Gebrauch befindlichen Ackergeräthschaften aufgestellt waren, machte auf ihn einen sehr angenehmen Eindruck. Er erinnerte sich, daß es bei seinem letzten Besuch in Plagnitz vor etwa vier Jahren nicht so auf dem Hofe ausgesehen hatte. „Man sieht es gleich, daß Storting jetzt hier waltet,“ sagte er leise mit einem Lächeln der Befriedigung.

Er fühlte eine brennende Lust, sich sofort umzuschauen auf seinem Besitztum, heute konnte er dasselbe mit anderen Augen betrachten, als damals vor vier Jahren, heute war er eingeweiht in die Geheimnisse der Landwirthschaft, sein Blick war durch die Praxis geschärft, er hatte Erfahrungen gesammelt. Schnellen Schrittes verließ er sein Zimmer, aber er war noch kaum einige Stufen der Treppe hinabgestiegen, da kehrte der fatale Schwindel wieder, der ihn daran mahnte, daß er doch wohl für die nächste Zeit der Ruhe und Schonung bedürfe, um sich erst ganz wieder zu

erholen. Er hielt sich am Geländer der Treppe fest, bis der Schwindelanfall vorüber war, dann kehrte er, langsam und vorsichtig gehend, da jeder starke Schritt ihm Schmerz machte, nach seinem Zimmer zurück.

Er sank in den Lehnstuhl; sobald er ruhig saß, war der Kopfschmerz, der durch die Erschütterung des Körpers bei jedem Schritt hervorgerufen wurde, verschwunden, er konnte wieder klar denken. Er durfte sich nicht körperlich anstrengen, das sah er wohl ein, aber doch fühlte er den dringenden Wunsch, jetzt, da er endlich das künftige Feld seines Wirkens erreicht hatte, sich von dem Administrator Siebeling Bericht erstatten zu lassen über dessen bisherige Thätigkeit.

Eine silberne Tischglocke stand ihm zur Hand, er ließ sie anschlagen, nach kaum einer Minute erschien eine ältere Dienerin, um sich zu erkundigen, was der gnädige Herr befehle, sie erzählte zugleich, Herr Storting habe ihr aufgetragen, recht aufzupassen und ihn sofort zu benachrichtigen, wenn der gnädige Herr aus seinem Schlummer erwacht sei. Herr Storting warte unten beim Herrn Administrator, der Doktor Wendeborn aus Ostrowko sei auch unten, er sei vor fünf Minuten angekommen. Die Frau Administrator habe ihn rufen lassen, weil der Herr Administrator so schwer krank geworden sei und im Bett liege, und Herr Storting habe gesagt, das sei vortrefflich, denn nicht nur der Herr Administrator brauche den Doktor, sondern gewiß auch der gnädige Herr, der so bleich und erschöpft sei und sich wohl sehr krank fühle. Das sei auch gewiß richtig, denn der gnädige Herr sehe aus zum Gott-

erbarmen. Jetzt wolle sie, wenn der gnädige Herr es erlaube und nicht andere Befehle habe, gleich hinunter laufen und Herrn Storting sagen, daß der gnädige Herr erwacht sei und daß Herr Storting mit dem Doktor zum gnädigen Herrn kommen könne.

Egon hatte keine anderen Befehle, er war froh, die geschwähige alte Frau loszuwerden, und so schickte er sie denn fort, um Storting zu benachrichtigen; nach wenigen Minuten erschien dieser und mit ihm der bewegliche kleine Doktor, dessen Bekanntschaft Egon schon am Morgen in Linau gemacht hatte.

„Ei, ei, Herr v. Ernau, was machen Sie mir für Streiche!“ sagte der Doktor, schon beim Eintreten in das Zimmer mit dem Finger drohend. „Habe ich Ihnen nicht heute Morgen gesagt, Sie sollen sich ein paar Tage schonen und sich keine starke Bewegung machen? Warum sind Sie nicht in Linau geblieben, wo Sie die beste Pflege hatten? Eine Fahrt von zwei Meilen auf dem schlechten Landwege über Stock und Stein ist wohl keine starke Bewegung? Sie sehen schrecklich aus, blaß und hohläugig, Sie gefallen mir gar nicht. Aber so geht es, wenn die Patienten ihren eigenen Kopf haben, dann werden immer Dummheiten gemacht. Geben Sie einmal Ihre Hand her. Wahrhaftig, etwas Fieber, nicht zu stark, aber doch Fieber. Nun wollen wir einmal den Verband abnehmen. Natürlich, die Wunde ist leicht entzündet. Von Bedeutung ist es nicht, aber Sie müssen unter allen Umständen einige Tage das Zimmer hüten, müssen eine Medicin nehmen, die ich Ihnen unten beim Administrator aufschreiben werde, müssen sich vielleicht

noch längere Zeit schonen. Das Alles hätten Sie sich ersparen können, wenn Sie gleich Ordre parirt hätten! Und damit Gott befohlen! Heute habe ich keine Zeit mehr, denn meine Patienten in Ostrowko warten; aber morgen komme ich wieder, um nach Ihnen und nach meinem alten Freund Sieveling zu sehen. Also noch einmal: pünktlich einnehmen, wie es auf dem Rezept steht, das Zimmer hüten, nicht viel in der Stube umherlaufen, sondern ruhig im Lehnstuhl sitzen bleiben! Verstanden? Adieu, Herr v. Ernau, adieu, Herr Storting! Begleitung brauche ich nicht, finde meinen Weg allein.“

Die letzten Worte richtete er an Storting, der ihm das Geleit geben wollte, und fort war er, ehe noch Egon Zeit gewonnen hatte, irgend eine Frage an ihn zu richten.

„Ich muß Sie um Entschuldigung bitten, Herr v. Ernau,“ sagte Storting, als der kleine Doktor so formlos das Zimmer verlassen hatte, „ich habe eigenmächtig, ohne Ihre Erlaubniß einzuholen, Ihnen den Doktor, der gerade Herrn Sieveling seinen Besuch machte, zugeführt. Aber ich hielt es für meine Pflicht, Sie erschienen mir so matt und —“

„Keine Entschuldigung, lieber Freund. Sie sind meinem Wunsch zugekommen. Ich fühle selbst, daß ich des ärztlichen Rathes bedurste, und ich glaube, der kleine Doktor hat mir die richtigen Verhaltensmaßregeln gegeben, denn jetzt, da ich ruhig hier im Lehnstuhl sitze, sind Schwindel und Kopfschmerz verschwunden. Ich muß schon seinem Rathe folgen und meine Ungeduld zügeln, mit Ihnen gemeinsam einen Rundgang durch das Gehöft und einen Spa-

zierritt durch die Felder zu machen. Ich hoffte, dabei zugleich recht vertraulich mit Ihnen plaudern zu können, ich bin Ihnen ja eine Erklärung dafür schuldig, daß Sie so plötzlich Ihren alten Bekannten Pechmayer in den Herrn v. Ernau verwandelt finden; aber diese Erklärung sollen Sie doch erhalten, wenn ich sie Ihnen auch nicht während eines gemeinschaftlichen Spazierganges geben kann. Sehen Sie sich zu mir, lieber Freund, leisten Sie mir Gesellschaft. Wir wollen uns gegenseitig erzählen, wie es uns in den vier Jahren, seit wir uns nicht gesehen haben, ergangen ist.“

Storting folgte bereitwillig der freundlichen Einladung, mit großer Spannung erwartete er die Mittheilungen, die ihm ein Räthsel lösen sollten, über welches er in den letzten Jahren immer wieder vergeblich nachgedacht hatte. Wohl hatte er schon damals, als Pechmayer so plötzlich, wie er gekommen, aus Schloß Osternau verschwunden war, geahnt, daß es eine eigene Bewandniß haben müsse mit diesem Informator, der wie ein Cavalier das wildeste Pferd bändigte, der ein Meister im Billardspiel und zugleich ein wahrer Künstler war, der Französisch, Englisch, Italienisch, Lateinisch und Griechisch verstand, der nach seinem Scheiden bemittelt genug war, um eine Schuld zu bezahlen, ohne daß er doch von Herrn v. Osternau sein Gehalt in Anspruch genommen hätte; aber auf den Gedanken, daß der in Osternau so viel und so wenig günstig besprochene Herr v. Ernau unter der Maske eines Informators viele Wochen in Schloß Osternau gelebt habe, war er doch nie gekommen.

Egon lehnte sich in den Sessel zurück, eine kurze Zeit schwieg er nachdenkend, dann begann er seine Erzählung.

Wie damals, als er am Seeufer dem wirklichen Pechmayer die Geschichte des Fritz Glückskind erzählt hatte, begann er mit der Darstellung seiner freudenlosen Jugend, er schilderte mit lebendigen Farben, wie er des Lebens müde zu dem Entschluß gekommen sei, sich selbst den Tod zu geben, und wie dieser Entschluß durch die Begegnung mit Pechmayer ihn nach Schloß Osternau geführt habe. Mit scharfer, unbarmherziger Selbstkritik stellte er sein nichtiges vergangenes Leben dar, während er mit Bewunderung und Verehrung von Herrn v. Osternau und dessen Familie, mit tiefer Dankbarkeit von dem Einfluß sprach, den das Leben im Schloß auf sein ganzes Denken ausgeübt hatte. Er erzählte, wie auf der Reise sein Entschluß, sich einen ernstesten Lebensberuf zu schaffen, gereift sei, wie die zufällige Begegnung mit dem Baron v. Freistetten ihn nach Berlin zurückgewiesen habe, und wie er dann zur Ausführung seines Entschlusses geschritten sei und sich vier Jahre lang darauf vorbereitet habe, ein tüchtiger Landwirth zu werden.

Alles, was er erlebt hatte, auch sein letztes Reise-Abenteuer, seine gastliche Aufnahme in Sinau erzählte er getreulich, alle seine Fehler und Schwächen berichtete er, er beschönigte keine seiner Handlungen, nur Eines verschwieg er, in das Heiligthum seines Herzens durfte kein fremder Blick dringen.

„Und so sehen Sie mich denn hier,“ so schloß Egon seine Erzählung, „zwar mit verbundenem Kopf, aber mit heilen Gliedern, dem Tode entronnen, den mein unglücklicher Rutscher beim Sturze vom Damme herab gefunden hat, und durch die sorgliche und liebevolle Pflege der Frau

v. Wangen dem Leben wiedergegeben, einem neuen Leben, in welchem Sie, Freund Storting, mir rathend und helfend zur Seite stehen sollen. Ich habe Ihnen aufrichtig und ehrlich ausführlichst gebeichtet; es war mir ein Bedürfniß, Ihnen, der Sie in schwerer Zeit mir ein uneigennütziger Freund gewesen sind, die volle Wahrheit zu sagen; es ist mir nicht ganz leicht geworden, denn wenn ich heute zurückdenke an den zerfahrenen, unklaren, im Glück verweichlichten, geistessträgen, willensschwachen, gelangweilten, lebensmüden Egon v. Ernau, den Sie als Informator Pechmayer in Schloß Osternau gekannt haben, dann steigt mir die Schamröthe in's Gesicht. Nur eine gute Eigenschaft hatte dieser traurige Bursche: er war nicht eitel, und als er zum ersten Male in seinem Leben in einen Kreis edler und tüchtiger Menschen trat, da erkannte er seine eigene Jämmerlichkeit. Er war solcher Freunde nicht würdig, aber der Wunsch, ihrer würdig zu werden, erwachte in ihm. Durch diesen Wunsch erhielt das Leben wieder für ihn einen Reiz, der selbst dadurch vergrößert wurde, daß er sich nach dem erzwungenen Scheiden von den geliebten Menschen namenlos unglücklich fühlte, denn der wirkliche Schmerz tödtete seinen schlimmsten Seelenfeind: die aus der Uebersättigung entsprossene Langeweile und die von dieser erzeugte Schlassheit des Denkens und Fühlens. Von Ihnen, Freund Storting, und vor Allem von dem vortrefflichen Herrn v. Osternau hatte ich gelernt, welche Selbstbefriedigung, welches Glück eine energische, auf ein bestimmtes Ziel hin gerichtete Arbeit, eine angestrengte, das ganze Denken ausfüllende Berufsthätigkeit

schafft. Sie hatten mir die Liebe zu Ihrem eigenen schönen Beruf eingeflößt und den Entschluß, Ihrem Beispiel zu folgen, in mir erweckt. Mein bisheriges trostloses, nichtsnutziges Leben flößte mir einen wahren Ekel ein, aber trotzdem ist es mir nicht immer ganz leicht geworden, es ganz von mir abzuschütteln, es ist mir nur dadurch gelungen, daß ich mit einem Male alle Fäden zerriß, welche mich mit demselben verknüpften. Hätte ich in der leichten, bequemen Weise, in welcher meist reiche junge Leute es zu thun pflegen, die Landwirthschaft zu erlernen gesucht, wäre ich als Volontär in eine größere Wirthschaft gegangen, hätte ich dem Prinzipal ein hohes Honorar gezahlt, dafür aber das Recht erlangt, zu thun und lassen, was ich wollte, dann würde ich vielleicht wieder in den alten Schlenbrian zurückgefallen sein; dadurch aber, daß ich mir durch Vermittlung eines Bekannten eine Unterverwaltersstelle auf einem sächsischen Gut verschaffte, daß ich die Verpflichtung übernahm, für die mir gewährte Kost und ein kleines Gehalt tüchtig von der Pike an zu arbeiten, brach ich mit einem Male mit allen früheren Lebensgewohnheiten. Erst als ich fest im praktischen Leben stand, erkannte ich, wie viel mir noch an Wissen und Erfahrung fehle, um mit Erfolg meine Güter bewirthschaften zu können. Ich gab mir selbst das Wort, erst dann nach Plogniß zu kommen, wenn ich mir das Bewußtsein eigener Kraft und eigenen Könnens errungen haben würde. Nach diesem Ziel habe ich rastlos gestrebt, und vier Jahre hat es gedauert, bis ich es endlich nach schwerer, unablässiger Arbeit erreicht habe; diese Arbeit aber ist für mich ein Segen gewesen,

ihr verdanke ich es, daß ich eine trübe Vergangenheit vergessen konnte, um jetzt frohen Muthes ein neues Leben zu beginnen. Und nun ist mein Bericht zu Ende. Sie kennen mein Leben bis zum heutigen Tage, jetzt aber will ich auch von Ihnen hören, wie es Ihnen ergangen ist. Sie sollen mir von sich selbst und auch von allen den lieben Menschen erzählen, bei denen ich damals eine kurze Zeit innig glücklich und dann tief unglücklich gewesen bin. Ich setze voraus, Freund Storting, daß Sie gewiß mit Herrn v. Osternau in Verbindung geblieben sind, auch nachdem Sie aus mir noch nicht bekannten Gründen Ihre Inspektorstelle in Osternau aufgegeben haben."

Ein maßloses Staunen malte sich auf Storting's Gesicht, als Egon, seine lange Erzählung schließend, sich so ruhig und unbefangen nach der Familie Osternau erkundigte.

"Verstehe ich Sie recht, Herr v. Ernau," sagte er, "dann wissen Sie nichts, gar nichts von dem, was sich kaum drei Monate nach Ihrem Scheiden in Schloß Osternau ereignet hat?"

"So ist es in der That," erwiderte Egon unbefangen. "Als ich mich entschloß, ein neues Leben zu beginnen, da gab ich mir selbst das Wort, vollständig zu brechen mit meiner ganzen Vergangenheit, selbst die Erinnerung an diese hätte ich am liebsten vernichtet. Das gelang mir nun freilich nicht, ich mußte gegen meinen Willen oft zurückdenken an Schloß Osternau und seine Bewohner; aber absichtlich vermied ich es, diese Erinnerung neu zu beleben. Deshalb habe ich grundsätzlich jede Erkundigung

nach der Familie Osternau unterlassen. Der Zufall hat mich gestern plötzlich wieder hineingeführt in die alte Zeit, als er mich in das Haus der Frau v. Wangen brachte, die ich als Fräulein Bertha v. Massenbourg in Schloß Osternau gekannt habe. Da ist denn mit unwiderstehlicher Gewalt die Lust in mir erwacht, endlich wieder zu hören von allen den Lieben, an denen mein Herz noch immer hängt, wie sehr ich auch bemüht gewesen bin, sie zu vergessen. Jetzt nach vier Jahren kann ich, ohne mir selbst untreu zu werden, die mir oft so schwer gewordene Zurückhaltung aufgeben. Ich bin mir bewußt, daß ich die Kraft habe, die Sehnsucht nach dem Vergangenen zu überwinden, ich darf mich an der Erinnerung erfreuen ohne Furcht, durch sie wieder zurückgezogen zu werden in das krankhafte Traumleben vergangener Tage. Da haben Sie die Erklärung sowohl für meine Unwissenheit, welche Sie so sehr in Staunen zu setzen scheint, als dafür, daß ich Sie bitte, mir recht, recht viel von der Familie Osternau zu erzählen, von allen Mitgliedern derselben, von Herrn und Frau v. Osternau, von Fräulein Lieschen und meinem Liebling, dem kleinen Fritz, meinethwegen selbst von dem Lieutenant Albrecht, denn Alles, was Sie mir erzählen können, interessiert mich."

Storting blickte Egon traurig an.

„Es wird mir unendlich schwer, Ihren Wunsch zu erfüllen, Herr v. Ernau,“ sagte er, „denn Ihre letzten Worte zeigen mir, wie liebevoll Sie noch des trefflichen Herrn v. Osternau und Ihres einstigen Schülers, des lieben kleinen Fritz gedenken, und sie beweisen mir, daß es Sie

tief erschüttern wird, wenn ich Ihnen das fürchterliche Schicksal schildern muß, welches, kurz nachdem Sie Schloß Osternau verlassen haben, über dieses hereingebrochen ist."

"Sie spannen mich auf die Folter!" rief Egon erbleichend. „Was ist geschehen? Sprechen Sie! Das Schlimmste ist leichter zu ertragen, als die bange Furcht, welche Ihre Worte in mir geweckt haben. Lebt Herr v. Osternau nicht mehr?"

"Er ruht schon seit fast vier Jahren im Erbbegräbniß des Osternauer Friedhofs. Es ist eine lange traurige Geschichte, die ich Ihnen zu erzählen habe, Herr v. Ernau. Sie werden Ihrer ganzen Kraft bedürfen, um sie zu hören, stockt mir doch oft das Blut in den Adern, wenn ich zurückerdenke an jene entsetzlichen Ereignisse. Werden Sie heute stark genug dazu sein?"

"Ich werde es sein, weil ich es sein will! Sprechen Sie ohne Vorrede. Ich bin auf das Schlimmste gefaßt."

Storting schüttelte ungläubig den Kopf, aber er ließ sich nicht länger nöthigen, er erzählte:

"In der Nacht vom 18. zum 19. November geschah es. Ich war am 18. im Auftrage des Herrn v. Osternau in Breslau gewesen, um für ihn ein Kapital bei seinem Bankier zu erheben, sechzigtausend Thaler baares Geld in großen Banknoten, die am 19. fällige Anzahlung für die von dem Herrn gekauften Güter Wernowitz und Rudersdorf. Ich war ermüdet und durchgefroren von der Reise an dem kalten häßlichen Novembertage, als ich mich daher Abends in das warme, weiche Bett legte, schlummerte ich schnell ein und schlief wohl fester, als ich sonst geschlafen

hätte. Plötzlich mitten in der Nacht erwachte ich, mir hatte geträumt, ich stehe vor einem mächtigen großen Feuer, und als ich erwachte, dauerte der Traum fort, ich blickte in eine Flamme, die vor meinem Fenster lodern in die Höhe schlug. Ich glaubte noch zu träumen, aber als ich mich jäh im Bett in die Höhe richtete, da erkannte ich die furchtbare Wirklichkeit, es war Feuer ausgebrochen im Schloß. In einem Moment hatte ich die nothwendigsten Kleidungsstücke übergeworfen, dann stürzte ich aus dem Zimmer, aber als ich die Thüre öffnete, drang mir ein so erstickender Qualm entgegen, daß ich nur ein paar Schritte vorwärts konnte, dann mußte ich zurück in mein Zimmer, welches jetzt auch schon von Rauch erfüllt war. Ich eilte an das Fenster und riß es auf, da schlugen mir die lichten Flammen entgegen, die aus den Fenstern des Wohnzimmers des Herrn v. Osternau emporloderten — Sie erinnern sich wohl, mein Zimmer lag gerade über dem des Herrn.

In dem Wohnzimmer war das Feuer ausgebrochen, das war mir im Augenblick klar, und das Schlafzimmer der Herrschaft lag neben demselben, das Leben des Herrn und der Frau v. Osternau war in Gefahr, sie mußten ersticken oder verbrennen, wenn ihnen nicht schnelle Hilfe wurde. Auch meine Lage war eine kritische, ich konnte mich nur retten durch einen Sprung aus dem Fenster nach dem Hof hinunter, ich wagte ihn und er gelang.

Noch war Alles still auf dem Hof, noch hatte außer mir Niemand das Feuer bemerkt, die Knechte schliefen noch in den Ställen, die Dienerschaft im Schlosse, da stieß ich

mit aller Kraft meiner Stimme den Schreckensruf: „Feuer! Feuer!“ aus, und schon im nächsten Moment erwachte das Leben im Schloß und auf dem Schloßhof. Zwei Knechte, die aus dem Pferdestall stürzten, waren die Ersten auf dem Hofe, da stand plötzlich Lieutenant Albrecht neben mir, woher er gekommen, weiß ich nicht, er mußte wohl zuerst den Ausbruch des Feuers bemerkt haben, denn er hatte noch Zeit gehabt, sich vollständig anzuziehen und sich zu retten. In dem Augenblick, als ich ihn sah, stieg in mir ein sonderbarer häßlicher Verdacht auf.

„Großer Gott, welch' ein Unglück!“ sagte er zu mir, indem er mich mit seltsamem, scheuem, verwirrtem Blick anschaute. Ich antwortete ihm nicht, denn ich hatte an Anderes zu denken. Mit jeder Sekunde wurden die Flammen stärker, die aus den Fenstern emporloderten und jetzt schon in das offen stehende Fenster meines Zimmers hineinzüngelten, jetzt flammten auch in diesem die Gardinen auf.

Mit fürchterlicher Schnelligkeit verbreitete sich das Feuer, und noch schief die Herrschaft. Waren Herr und Frau v. Osternau vielleicht schon erstickt? Hatten die Flammen auch schon ihr Schlafzimmer ergriffen? Ich stürzte nach dem Seitenportal, um durch dieses in das Schloß zu bringen, ich dachte nicht daran, daß die Thüre des Abends stets von innen verschlossen wurde, erst als ich die Hand auf den Drücker legte, fiel es mir ein; aber die Thüre war nicht verschlossen, sie öffnete sich beim leisesten Druck. Eine dicke Rauchwolke qualmte mir entgegen, sie erfüllte den ganzen Vorfaal, und in demselben Augenblick, als sie durch die Oeffnung der Hausthüre Luft erhielt, als sich

der Qualm mir entgegenwälzte, schlug aus der offenstehenden Thüre des Wohnzimmers eine mächtige Flamme hervor.

Hier war ein Durchdringen nicht möglich, ich konnte nicht zum Schlafzimmer der Herrschaft gelangen, und auch Herr v. Osternau konnte sich nicht durch den von erstickendem Rauch erfüllten Vorsaal und durch das in vollen Flammen stehende Vorzimmer retten; ebensowenig war es ihm möglich, durch das Fenster in den Garten zu springen, denn die parterre nach dem Garten hinausgehenden Fenster des Schlosses waren sämmtlich mit eisernen Stäben vergittert. Er und die gnädige Frau waren rettungslos verloren, wenn ihnen nicht augenblickliche Hilfe geschafft wurde.

Nur wenn die Eisenstangen losgebrochen wurden, konnte man von außen in das Schlafzimmer dringen, dazu war ich allein zu schwach, ich schaute mich nach Hilfe um.

Es war inzwischen lebendig auf dem Hof geworden, die Knechte waren aus den Ställen hervorgekommen, sie standen starr und thatlos da, Keiner wußte, was er thun sollte; Lieutenant Albrecht stand in der Mitte der Leute; auch er hatte den Kopf verloren, er gab ihnen keine Befehle.

Zwei von den Knechten, die ich als die stärksten kannte, rief ich zu mir, den übrigen donnerte ich zu: „Nach dem Spritzenhaus, holt die Spritzen hervor!“ Dann eilte ich nach dem Gerätheschuppen, zur rechten Zeit fiel mir ein, daß dort einige schwere Eisenstangen lagen. Jeder der Knechte mußte sich mit einer Stange bewaffnen, und so schnell wir laufen konnten, stürmten wir um das Schloß herum durch den Garten. Was ich geahnt hatte, war ge-

sehen. Eines der Fenster der Schlafstube des Herrn v. Osternau stand offen, dicke Rauchwolken wirbelten aus demselben hervor. „Herr v. Osternau!“ rief ich mit donnernder Stimme. Ich erhielt keine Antwort.

„Brecht die Eisenstangen aus!“ rief ich den beiden Knechten zu. Die beiden braven Kerle wußten, daß es sich um das Leben ihres guten Herrn handelte, mit Anstrengung aller Kräfte mühten sie sich und es gelang ihnen. Nachdem die das Fenster verschließenden Gitterstangen aus der Grundmauer gerissen waren, wurden sie durch ein paar mächtige Schläge gänzlich beseitigt; ich konnte, gehoben von den beiden Knechten, mich in das nun offene Fenster schwingen. Mit einem Fuß berührte ich einen auf dem Fußboden liegenden menschlichen Körper.

Was dann weiter geschah, vermag ich kaum zu sagen. Der Rauch erstickte mich fast, ich sah und hörte nichts, nur das weiß ich, daß ich fest entschlossen war, nicht zurückzuweichen, ehe nicht Herr und Frau v. Osternau gerettet seien. Ich kam erst wieder zur wirklichen vollen Besinnung, als ich draußen im Freien tief aufathmend stand. Zu meinen Füßen lagen zwei leblose Körper. Ich selbst hatte Herrn v. Osternau mit Hilfe des einen draußen gebliebenen Knechtes durch das Fenster in's Freie gehoben, Frau v. Osternau war durch den anderen Knecht aus dem raucherfüllten Zimmer hervorgeholt worden. Beide waren ohnmächtig, sie gaben nur noch schwache Lebenszeichen, aber sie lebten und so war doch noch Rettung möglich.

Wir trugen sie, so schnell unsere Kraft es uns erlaubte, nach dem Dorfe in das Pfarrhaus und übergaben sie der

Fürsorge des Herrn Pfarrers, dann aber eilten wir nach dem Schloß zurück.

Auf dem Schloßhof herrschte eine fürchterliche Verwirrung. Aus dem Dorfe waren die Tagelöhner und Bauern vielleicht in der Absicht zu helfen nach dem Schlosse geeilt, aber sie halfen nur die Verwirrung vergrößern. Weiber und Kinder heulten und schrien, die Männer standen rath- und thatlos da, denn der, dessen Aufgabe es gewesen wäre, ihre Kräfte zu vereinen, ihnen Befehle zu geben, der Lieutenant v. Ofternau, schien ebenfalls den Kopf völlig verloren zu haben. Er stand in der Mitte des lärmenden, schreienden, heulenden Haufens, mit stierem Blick schaute er in die lodernnden Flammen, nicht einmal den Versuch, sie zu löschen, machte er. Ein paar Knechte hatten auf meinen Befehl hin die Spritze aus dem Spritzenhaus geholt, der Lieutenant hatte sich nicht dabei betheiliget, und als sich nun fand, daß merkwürdigerweise die erst vor wenigen Tagen probirten und als vollkommen gut befundenen Schläuche an vielen Stellen undicht waren, daß die Spritze auch sonst in Unordnung und vollständig unbrauchbar war, als sich deshalb die Knechte an den Lieutenant wendeten, der sonst stets bei den alle vierzehn Tage stattfindenden Proben der Feuerspritze das Kommando führte, als sie ihn um Rath fragten, seine Befehle einholen wollten, da wußte er ihnen nicht zu rathen.

Die Leute hatten sämmtlich den besten Willen, das bewiesen sie, als ich wieder auf dem Schloßhof erschien, sie drängten sich um mich, sie erbaten sich zu jeder, auch der gefährlichsten Hülfeleistung, ich sollte ihnen nur be-

fehlen, was sie thun sollten, da die Spritze ihren Dienst versage.

Was sollte ich ihnen befehlen? Das Feuer hatte in der kurzen Zeit, deren ich zur Rettung der Herrschaft bedurft hatte, entsetzliche Fortschritte gemacht, an ein Böschchen desselben war gar nicht mehr zu denken. Schon stand fast das ganze Schloß in Flammen, nur aus dem Seitenschügel, in welchem Fräulein Lieschen und der kleine Fritz ihre Zimmer hatten, loderten sie noch nicht empor.

„Wo ist Fräulein Lieschen? Wo ist Fritzchen?“

Niemand beantwortete meine Fragen, die Leute blickten sich gegenseitig entsetzt stumm an. Ich wendete mich mit der gleichen Frage an den Lieutenant, er konnte meinen Blick nicht ertragen, zur Seite sehend meinte er, sie seien sicherlich schon im Dorf beim Herrn Pfarrer. Er wußte, daß er log, das verrieth sein scheuer Blick.

Alle übrigen Schloßbewohner, die Bedienten, die Mägde, die Kammerjungfer und auch der alte Hildebrand hatten sich gerettet, sie waren theils noch im letzten Augenblick über die schon im Brande stehenden Treppen hinuntergeeilte, theils auch aus den Fenstern gesprungen, nur Lieschen und Fritzchen fehlten.

„Sie schlafen noch, sie sind verloren, da bricht die Flamme auch schon aus dem Dach des Seitenschügels hervor!“ so jammerte der alte Hildebrand. Der Lieutenant sagte kein Wort, mit stieren Augen blickte er in die sich mit grauenerregender Schnelligkeit immer weiter ausdehnenden Flammen, die jetzt wirklich auch den Seitenschügel schon ergriffen hatten.

Wenn überhaupt noch Rettung möglich war, dann war es die höchste Zeit. Durch eine der Thüren in das Schloß einzudringen, wäre nutzlos gewesen, denn die Treppen brannten und die Korridore auch des Seitenflügels waren sicher schon so von Qualm erfüllt, daß es selbst dem Muthigsten nicht gelingen konnte, durch dieselben bis zu den Zimmern der in so grauenhafter Gefahr Schwebenden vorzubringen, das war mir im Augenblick klar.

„Holt die Leitern vom Spritzenhaus her!“ rief ich den Leuten zu; sie verstanden meine Absicht, ehe ich sie ausgesprochen hatte. Dienstbereitwillig stürmten sie nach dem Spritzenhause, ein paar Duzend Hände faßten kräftig an, im Sturmschritt wurden die schweren Leitern herbeigeschleppt und ehe noch eine Minute vergangen war, standen sie schon angelehnt an die Schloßmauer unter den Fenstern der Zimmer, in welchen Lieschen und Frikchen schliefen. Ich wollte selbst die Leiter emporklettern, aber zwei tüchtige Bursche aus dem Dorf waren mir zuvor gekommen, sie waren schon oben auf den beiden Leitern, ehe ich noch an deren Fuß angekommen war, mit kräftigen Schlägen zerschmetterten sie die Fenster in demselben Augenblick, als an einem derselben Fräulein Lieschen und Frikchen, die endlich durch den Lärm aus ihrem tiefen Schlaf erweckt worden waren, erschienen.

Ein donnernder Jubelruf erhob sich unter den mit athemloser Spannung zuschauenden Leuten, als mit ruhiger Besonnenheit Fräulein Lieschen das Fenster von innen weit öffnete, als sie ihren kleinen Bruder emporhob und ihn aus dem Fenster heraus in die Arme des Retters legte,

als sie sich dann selbst auf die Fensterbrüstung schwang und dem Ritter folgte, so ruhig und sicher die Leiter hinabsteigend, wie sie es als Kind oft gethan hatte, wenn sie in den Speichern und Heuböden umhergeklettert war.

Sie waren gerettet und wurden nach dem Pfarrhaus geführt. Das wenigstens war gelungen, das Schloß aber mußten wir dem wüthenden Element überlassen, hier war nichts mehr zu retten, denn als die erste Spritze aus der Nachbarschaft herankam, hatte das Feuer schon das ganze Gebäude ergriffen, der schwache Wasserstrahl der einen Spritze fachte die Gluth nur zu größerer Macht an. Wir waren ohnmächtig gegen die Gewalt des Feuers. Nach einigen Stunden war Schloß Osternau eine wüste Brandstätte; ein Glück war es noch gewesen, daß der heftige Wind die Flammen nach dem Garten zu getrieben hatte, sonst hätten wir auch die Ställe und Scheunen nicht zu schützen vermocht.

Erst am Morgen konnte ich die Brandstätte verlassen und mich nach dem Pfarrhause begeben, um mich nach dem Befinden der Herrschaft zu erkundigen; daß Beide, Herr und Frau v. Osternau, durch die Bemühungen des von dem Pfarrer schnell herbeigeholten Arztes wieder in das Leben zurückgerufen worden seien, hatte ich schon während der Nacht erfahren.

Ich empfang vom Pfarrer traurige Nachrichten. Frau v. Osternau hatte sich zwar von ihrer Betäubung schnell erholt, sie saß jetzt mit Lieschen am Bett ihres Gatten, dieser aber befand sich in einem trostlosen Zustande. Der Arzt hatte keine Hoffnung für ihn. Er war bei voller

Besinnung, aber so schwach, daß er nur mit leiser, flüsternder Stimme, oft durch Hustenanfälle unterbrochen, zu sprechen vermochte, bei jedem solchen Anfälle drohte sein schwaches Leben zu erlöschen. Er hatte trotzdem den dringenden Wunsch ausgesprochen, mich zu sehen, sobald ich in's Pfarrhaus kommen würde, und diesem Wunsche glaubte der Pfarrer Folge leisten zu müssen, indem er mich zu Herrn v. Osternau führte.

Als ich in das Krankenzimmer trat, das Schlafzimmer des Pfarrers, welches dieser bereitwillig seinem verehrten Patron überlassen hatte, erhob sich Lieschen, welche auf einem Sessel am Bett des Vaters gesessen hatte, sie kam mir entgegen; mit wenigen innigen Worten dankte sie mir. Sie war merkwürdig ruhig und gefaßt, aber eine Thräne, die ihr Auge umflorte, sagte mir, wie tief sie das so plötzlich über sie hereingebrochene Unglück fühle, und daß sie sich mit einer bei einem so jungen Mädchen wahrhaft bewunderungswürdigen Seelenkraft zwingt, ihre Fassung aufrecht zu erhalten.

Auch Frau v. Osternau saß am Bett des Kranken, auch sie wollte mir danken, aber sie vermochte es nicht, sie brach in ein krampfhaftes Weinen aus; Lieschen führte sie aus dem Zimmer, als Herr v. Osternau mit schwacher Stimme, aber mit großer Bestimmtheit forderte, er wolle mich allein sprechen.

Ich setzte mich zu ihm an das Bett und ergriff die Hand, die er mir entgegenreichte, ich fühlte einen leisen Druck derselben.

„Es wird bald Alles vorüber sein,“ lächelte er kaum

hörbar, ich mußte mich tief zu ihm niederbeugen, um ihn zu verstehen. „Ich habe wohl nur noch Stunden zu leben; aber ich will nicht scheiden, ohne wenigstens Ihnen, Sie treuer Freund, den fürchterlichen Verdacht mitzutheilen, der mir das Sterben so schwer macht. Beugen Sie sich tiefer zu mir nieder, Storting, Sie allein sollen es erfahren: das Feuer im Schloß ist von der frevelhaften Hand eines Diebes angelegt worden, der durch dasselbe die Entdeckung feines Diebstahles verhindern wollte, und dieser nichtswürdige Dieb und Brandstifter ist — mein Vetter Abrecht.“

Ich fuhr entsetzt zurück. War mir doch selbst schon mehrfach in der Nacht ein ähnlicher Verdacht gekommen, aber ich hatte ihn unterdrückt, jetzt wurde er klar ausgesprochen von einem Manne, der stets die Wahrheit sagte, von einem Sterbenden.

Herr v. Osternau winkte mir, daß ich mich wieder zu ihm niederbeugen solle.

„Ich will nicht, daß ein Hustenanfall, der mir vielleicht den Tod bringen würde, mich unterbreche,“ so fuhr er fort, „deshalb spreche ich so leise. Sie müssen Alles wissen, denn auf Ihre Freundschaft baue ich. Ein Mensch, der fähig ist, einen Diebstahl und eine Brandstiftung zu begehen, bebt auch wohl vor Schlimmerem nicht zurück. Sie sollen über Fritzchens Leben wachen, Ihrem Schutze vertraue ich meinen Sohn an. Wollen Sie mir versprechen, ihm ein so treuer Freund zu sein, wie Sie es mir gewesen sind?“

Ich versprach es mit Thränen im Auge, das Herz

behte mir vor inniger Rührung, als ich den trefflichen Mann so krank und schwach und doch so ruhig ergeben in sein Schicksal sah. Er schwieg eine Zeit lang, ein kurzer, nicht zu schwerer Hustenanfall zwang ihn dazu, dann winkte er mir abermals, und als ich mich zu ihm hinabgebeugt hatte, fuhr er fort:

„Sie sollen erfahren, auf welchen Grund sich der schwere Verdacht stützt, den ich gegen Sie ausgesprochen habe. Schon vor einigen Monaten ist mir während der Nacht aus meinem Schreibsekretär eine bedeutende Summe durch einen Dieb, der einen Nachschlüssel gebraucht hat, entwendet worden, schon damals hegte ich den Verdacht, daß mein Better Albrecht den Diebstahl begangen habe. Ich ließ das Schloß des Sekretärs ändern, ein kunstvolles Brahmaschloß sollte mich, wie ich meinte, vor einem zweiten Diebstahl schützen. Außerdem aber blieb allnächtlich die Thüre zwischen meinem Wohn- und Schlafzimmer geöffnet, ich glaubte jetzt vollkommen sicher zu sein und in diesem Glauben verschloß ich gestern Abend das Geld, welches Sie mir aus Breslau gebracht haben, in meinen Schreibsekretär, ich wähnte, es liege dort gegen jeden Angriff geschützt. Ehe ich gestern zu Bett ging — ich war sehr müde — überzeugte ich mich noch einmal, daß sowohl der Sekretär als der eiserne Geldkasten in diesem fest verschlossen sei; den Schlüsselbund, an welchem sich auch die Schlüssel zum Sekretär und zum Geldkasten befanden, legte ich auf das kleine Tischchen, welches neben meinem Bette stand, von diesem aus konnte ich durch die geöffnete Thüre den Sekretär sehen. Ich schlief bald ein, plötzlich nach langem

festen Schläfe erwachte ich. Ein erstickender Rauch erfüllte das Zimmer, er raubte mir fast die Besinnung. Ich sprang aus dem Bett und rief meine Frau, welche ebenfalls jetzt erst aus tiefem Schlaf erwachte. Es brennt im Schloß, das war mein erster Gedanke, mein zweiter der, daß in dem Schreibsekretär mein gesamtes freies Vermögen, das Kapital, welches die Zukunft meiner Tochter sicherstellen sollte, liege. Auf jede Gefahr hin mußte ich versuchen, es zu retten. Ich griff nach dem Schlüsselbund, der kleine Tisch war leer. Da war es mir, als ob ein Blitz der Erkenntniß mich durchzuckte, ein Dieb, und ich wußte es, welcher Dieb, hatte sich während meines festen Schlummers in mein Schlafzimmer geschlichen und die Schlüssel geraubt. Ich wollte nach dem Wohnzimmer eilen, aber die Thüre war verschlossen, vom Wohnzimmer aus verriegelt, und drinnen im Wohnzimmer hörte ich das Knistern der Flammen, durch die Ritzen der alten Thüre drang der Rauch in mein Schlafzimmer, ein leuchtender Schein zuckte mitunter durch eine breitere Spalte. Ich rief meiner Frau zu, sie möge das Fenster öffnen, aber sie antwortete mir nicht. Ich rüttelte an der verschlossenen Thüre, sie gab nicht nach, aber die Spalte erweiterte sich und immer erstickender wurde der Rauch im Zimmer, ich eilte nach dem Fenster und riß es auf, dann aber brach ich zusammen, ich verlor das Bewußtsein."

Ein neuer stärkerer Hustenanfall zwang Herrn v. Osternau, inne zu halten, erst nachdem er sich ein wenig erholt hatte, vermochte er fortzufahren.

„Außer Ihnen selbst wußte im Schloß nur der Wether

Abrecht, daß in dieser Nacht das von Ihnen aus Breslau geholte Geld in meinem Schreibsekretär liege. Er ist es gewesen, der meinen festen Schlaf benutzt, sich in mein Schlafzimmer geschlichen, die Schlüssel zu dem Kunstschloß, das er sonst nicht zu öffnen vermocht hätte, gestohlen und dann die Thüre des Schlafzimmers hinter sich verschlossen und verriegelt hat, damit er bei dem Diebstahl nicht überrascht werden könne. Nach vollendeter That hat er dann im Wohnzimmer Feuer angelegt, um die Spur des Diebstahls zu verwischen. Ich weiß, daß er es gethan hat, und doch darf ich nur Ihnen, dem treuesten Freunde, meinen Verdacht mittheilen, denn jeder Beweis für das, was ich Ihnen gesagt habe, fehlt mir. Der Schreibsekretär liegt mit seinem Inhalt verbrannt unter dem glühenden Schutt. Wer vermag zu behaupten, daß er vor dem Verbrennen beraubt worden und daß der Dieb zugleich der Brandstifter ist? Wollte ich die Anklage gegen den Vetter erheben, dann würde ich nur den reinen Namen meiner Vorfahren mit Schmach bedecken und einen Beweis vermöchte ich doch nicht zu führen. Der Gedanke, daß ich ohnmächtig bin gegen diesen Menschen, hat mich, seit mir das Bewußtsein zurückgekehrt ist, verfolgt und bringt mich zur Verzweiflung. Ich darf ihn nicht verfolgen, ich muß es dulden, daß er die Früchte seines Verbrechens genießt, und dazu peinigt mich noch die entsetzliche Angst, daß mein Sohn, der bald einzig zwischen ihm und dem Majorat stehen wird, seinen Verfolgungen preisgegeben ist, die Angst, daß der Dieb und Brandstifter leicht auch zum Mörder werden könnte!"

Herr v. Osternau hatte die letzten Worte lauter gesprochen, ein fürchterlicher Hustenanfall war die Folge; nachdem er denselben überwunden hatte, war er so schwach, daß er mir nur noch zuflüstern konnte:

„Meine Kraft ist zu Ende, rufen Sie meine Frau!“

Frau v. Osternau und Lieschen kehrten an das Bett des Kranken zurück, ich mußte ihn verlassen, um nach der Brandstätte zurückzukehren. Als ich aus dem Pfarrhaus trat, begegnete mir der Lieutenant v. Osternau, der eben im Begriff war, in das Haus zu treten.

„Ich hoffe, dem Better geht es gut,“ sagte er, aber er wagte nicht, mir in's Auge zu schauen, während er zu mir sprach.

Ich hätte ihn am liebsten niedergeschlagen, so wüthend, so empört war ich, aber ich beherrschte mich. Ich theilte zwar die Ueberzeugung des Herrn v. Osternau, aber auch mir fehlte für dieselbe jeder Beweis. Nicht einmal den Schatten eines Grundes hatte ich, um einem Verdacht Worte zu geben, ich durfte einen solchen nicht einmal ahnen lassen. Es gelang mir, ihm mit möglichster Ruhe zu sagen, daß Herr v. Osternau schwer krank sei, als ich hinzufügte, daß ich für sein Leben fürchte, schaute mich der Lieutenant forschend an, ein Strahl tödtlicher Freude schoß aus seinen Augen, im nächsten Augenblick aber sagte er mit heuchlerischer Trauer:

„Das wäre ja entsetzlich! Jedenfalls darf ich jetzt weder ihn, noch seine Frau und seine Tochter stören. Als sein Oberinspektor und Vertreter habe ich die Pflicht, dafür zu sorgen, daß die Mittel zum Wiederaufbau des Schlosses schleunigst beschafft werden. Ich reise daher nach Breslau,

um die Anmeldung bei der Feuerversicherungs-Gesellschaft zu machen und persönlich eine Beschleunigung der notwendigen Formalitäten zu bewirken. Aber da fällt mir ein, daß heute die Anzahlung für Wernewiß und Ruderödorf geleistet und der Kaufkontrakt definitiv abgeschlossen werden muß. Der Vetter selbst kann natürlich nicht nach Ruderödorf fahren, hat er Sie beauftragt, die Zahlung zu leisten, oder soll ich es thun? Dann müßten Sie nach Breslau reisen, um die Anmeldung des Feuers zu besorgen.“

Er wollte zu schlau sein, dadurch verrieth er sich. Hatte ich vorher vielleicht gezweifelt, jetzt war ich überzeugt von seiner Schuld. Er wußte es, wie ich es wußte, daß nach dem Ausbruch des Feuers kein Mensch mehr im Stande gewesen war, in das Wohnzimmer des Herrn v. Osternau zu dem Schreibsekretär zu bringen, in welchem das Geld verwahrt war. Er mußte wissen, daß das zur Anzahlung für die beiden Güter bestimmte Geld verbrannt war und daß daher von einem Abschluß des Kaufvertrages heute gar nicht die Rede sein konnte. Weshalb fragte er mich? Offenbar nur, um in mir den Glauben zu erwecken, er wisse überhaupt nichts von dem Gelde. Er wollte nach Breslau reisen, jedenfalls, um es in Sicherheit zu bringen; er trug es bei sich, ich war davon überzeugt. Sollte ich ihn ziehen lassen mit seinem Raube? Noch war vielleicht die ungeheure Summe, das Erbtheil Lieschens, zu retten, aber nur durch eine gewaltthätige Handlung. Wenn ich ihn Stirn gegen Stirn, Auge gegen Auge beschuldigte, er sei der Dieb und Brandstifter, wenn ich die beiden

Knechte, die eben die Dorfstraße entlang kamen, anrief zur Hilfe, ich wußte, sie würden mir gehorchen, wenn ich ihnen befahl, den Brandstifter zu ergreifen, wenn ich mit ihrer Hilfe ihn überwältigte, ihn durchsuchte, dann mußte ich das gestohlene Geld bei ihm finden. Es war eine Gewaltthat, ich hatte kein Recht, sie zu begehren, aber sie war das einzige Mittel, um den Dieb zu verhindern, seinen Raub in Sicherheit zu bringen.

„Pakt den Lieutenant, haltet ihn fest, er ist der Brandstifter!“ rief ich den beiden Knechten zu, die grüßend vorübergehen wollten. Nur einen Augenblick stukten sie, dann aber riefen sie wie frohlockend aus einem Munde: „Das haben wir gleich gedacht!“ und im nächsten Moment stürzten sie sich auf den Lieutenant und mit eisernen Fäusten packten sie ihn an. Er wehrte sich kräftig, mit wilder Wuth schlug er nach den Angreifern, nach mir, da ich den Knechten zu Hilfe kam. Er sagte kein Wort, nur einen unartikulirten Schrei ließ er aus, als er von der vereinten Kraft dreier Angreifer überwältigt zu Boden gerissen wurde.

Der Lärm des Kampfes hatte aus den Häusern mehrere Tagelöhner, die, um nach der angestregten Arbeit der Nacht Ruhe zu suchen, in ihre Wohnungen zurückgekehrt waren, aus diesen hervorgelockt. Keiner von ihnen nahm Partei für den Lieutenant, und als ich auch ihnen zurief, er sei der Brandstifter, war Keiner unter ihnen, der es nicht glaubte, hatten sie doch schon während der traurigen Nacht sich gegenseitig den Verdacht gegen ihn zugestüstert. Ich befahl ihnen, Stricke herbeizuschaffen, um den Ueber-

wältigten zu binden, mit wahrer Freude gehorchten sie bereitwillig.

Er wurde gebunden, die Arme wurden ihm unbarmherzig zusammengeschürt, dann ließ ich ihn in das nächste Bauernhaus führen, denn im Pfarrhause wollte ich ihn nicht durchsuchen; ich fürchtete, die Nachricht von einer gegen den Lieutenant verübten Gewaltthat könne zu Herrn v. Osternau bringen.

Der Lieutenant hatte während des ganzen wilden Kampfes kein Wort gesprochen, er schwieg auch, als er von den Knechten mit rohen Fäusten in das Haus gestoßen wurde, er verharrte in seinem Schweigen, als ich ihm erklärte, ich müsse ihn durchsuchen, um ihm das Geld abzunehmen, welches er gestohlen habe. Nur einen Blick, in welchem sich grimmige Wuth und tödtlicher Haß aussprachen, warf er mir zu.

Ich durchsuchte ihn, jedes Stück seiner Kleidung, jedes, jedes! Nicht eine Spur fand ich von dem Geld! Wenn er es geraubt hatte, war es an einem anderen Orte sicher geborgen.

Ich hatte mich übereilt. Die schmählliche Gewaltthat war fruchtlos begangen worden. Von tiefer Scham durchdrungen stand ich vor dem Gefesselten.

„Löset die Bande des Herrn Lieutenants,“ befahl ich den Leuten, die neugierig mir zugeschaut hatten, während ich alle seine Taschen durchsuchte. Sie waren mir willig gehorfsam gewesen bei dem Befehl, ihn zu ergreifen und zu binden, jetzt aber murrten sie, sie glaubten nicht an seine Unschuld, auch als ich ihnen erklärte, ich müsse meine Be-

schuldigung zurücknehmen, mein Verdacht sei unbegründet gewesen. Ich mußte meinen Befehl mehrfach wiederholen, ehe er widerwilligen Gehorsam fand; zögernd verließen sie dann die Bauernstube, in der ich allein mit dem Lieutenant zurückblieb.

Noch immer hatte er kein Wort gesprochen, weder während ich ihn durchsuchte, noch während er losgebunden wurde. Jetzt stand er vor mir mit übereinander geschlagenen Armen, mit finsternem Blick betrachtete er mich.

„Sie sind das dienstwillige Werkzeug meines Veters oder der Frau v. Osternau gewesen, die mich immer gehaßt hat und in deren Hirn der wahnsinnige schmähliche Verdacht entstanden ist, dessen Opfer ich geworden bin.“

Ich wollte ihn unterbrechen, ihm sagen, daß er sich irre; aber er herrschte mich an: „Schweigen Sie! Ich verlange von Ihnen keine Entschuldigung. Wären Sie ein Edelmann, dann müßten Sie mir Genugthuung geben für die nichtswürdige mir angethane Beschimpfung, Sie aber können mich nicht beleidigen. Sagen Sie der Frau v. Osternau, jedes verwandtschaftliche Band sei zwischen uns für alle Zeit zerrissen.“

„Frau v. Osternau weiß nichts —“

„Sparen Sie Ihre Lügen, ich glaube Ihnen nicht. Ich kenne meine Todfeindinnen, Frau v. Osternau und Lieschen, sie sollen noch an mich denken!“

Er warf mir einen verächtlichen Blick zu, dann ging er an mir vorüber; ohne sich noch einmal nach mir umzusehen, verließ er das Haus. Tief beschämt mußte ich ihn ziehen lassen, ich durfte ihn nicht zurückhalten.

Ich fühlte die Verpflichtung, Herrn v. Osternau meine traurige Uebereilung zu berichten; es war für mich eine schwere Aufgabe, aber ich mußte sie erfüllen; so ging ich denn wieder nach dem Pfarrhause. Meine Beichte konnte ich nicht ablegen, Herr v. Osternau hatte die Augen für immer geschlossen.

Erlassen Sie es mir, Herr v. Ernau, Ihnen den tiefen Schmerz, ja die Verzweiflung zu schildern, in welche Frau v. Osternau durch den Tod ihres trefflichen Gatten versetzt wurde. Sie hatte ihn von ganzem Herzen geliebt, ja verehrt, die Welt erschien ihr trostlos und leer, nachdem er von ihr geschieden war. Ihr einziger Trost waren ihre beiden Kinder, Lieschen und Frißchen, jetzt der jugendliche Majoratsherr von Osternau.

Wahrlich, die unglückliche Frau bedurfte des Trostes in jeder Beziehung, denn nach dem Tode des Herrn v. Osternau fand sich, daß seine Verhältnisse nicht so glänzend gewesen waren, wie man wohl allgemein geglaubt hatte. In früheren Jahren hatte er alle Ueberschüsse der Majoratsgüter verwendet zu Verbesserungen derselben, erst später hatte er daran gedacht, zu sparen, um sich ein freies Vermögen zu erwerben, welches er seiner Frau und Tochter hinterlassen konnte; aber die edelherzige Großmuth, mit welcher er mehrfach die Schulden seines Veters Abrecht bezahlt hatte und welche auch die Ursache zu anderen namhaften Kapitalsverlusten gewesen war, hatte ihn in seinem Bestreben gehindert. Erst in den letzten Jahren war es ihm gelungen, etwa sechzigtausend Thaler freies Kapital zurückzulegen, mit diesem Gelde wollte er für Lies-

chen die Güter Wernewitz und Rudersdorf kaufen; aber der Kaufvertrag konnte nach seinem Tode nicht abgeschlossen werden, denn dies gesammte Kapital, das einzige freie Eigenthum, welches er hätte hinterlassen können, war entweder ein Raub der Flammen oder die Beute eines nichtswürdigen Diebes geworden. Ungelöst blieb die Frage, ob das Letztere der Fall gewesen war, denn keine bestimmte Thatsache bestätigte den Verdacht, den Herr v. Osternau so kurze Zeit vor seinem Tode gegen mich ausgesprochen hatte.

Der Lieutenant hatte unmittelbar nach der ihm zu Theil gewordenen schmählischen Behandlung Osternau verlassen, er war nach Berlin gereist und nicht wieder nach Osternau zurückgekehrt, denn, so erklärte er in einem Brief an Frau v. Osternau, selbst der Tod seines Veters könne ihn nicht versöhnen mit der entehrenden Beleidigung, die ihn für immer von seinen Verwandten gelöst habe. Er lebte in Berlin, wie er früher gelebt hatte, nicht mit größerem Aufwande, als in früherer Zeit, aber doch so luxuriös, daß zu seinen Ausgaben nicht unbedeutende Mittel nothwendig waren. Ich war überzeugt, zu wissen, woher er diese Mittel nahm, aber diese Ueberzeugung genigte nicht zum Ausspruche einer Beschuldigung, die ich schon einmal so undorfsichtig erhoben hatte. Auch die Volksstimmung beschuldigte den Lieutenant der Brandstiftung, aber auch nicht der Schatten eines Beweises konnte gegen ihn vorgebracht werden. Da alle Knechte und Tagelöhner, selbst die Bauern von Osternau offen ihre Ueberzeugung von der Schuld des Lieutenants aussprachen, wurde es

nothwendig, sie gerichtlich zu vernehmen, dabei ergab sich denn, daß Niemand eine Thatsache wußte, die auch nur einen Verdacht gerechtfertigt hätte; auffällig war es allerdings, daß die sonst stets vortrefflich in Ordnung gehaltene Spritze, welche erst vor wenigen Tagen auf Befehl des Herrn v. Osternau unter Leitung des Lieutenants probirt worden war und sich auf's Beste bewährt hatte, plötzlich in allen ihren Theilen unbrauchbar und daher nutzlos geworden war; aber, wie gesagt, man konnte dem Lieutenant nichts beweisen.

Auch meine Bemühungen, den Schutt der Brandstätte nach einem Beweise gegen ihn zu durchforschen, waren vergeblich. Ich fand zwar die Ueberreste des verkohnten Schreibsekretärs und des eisernen Geldkastens, aber sie befanden sich in einem solchen Zustande, daß sie keinen Aufschluß darüber gaben, ob in dem Geldkasten mit anderen Papieren auch die hohen, in demselben aufbewahrten Banknoten verbrannt seien oder nicht.

Ich hielt mich für verpflichtet, Herrn v. Sastrou, dem Vormunde Frikchens, den Verdacht mitzutheilen, den Herr v. Osternau gegen mich ausgesprochen hatte; aber ich mußte selbst dem alten würdigen Herrn zustimmen, als er mich aufforderte, einen so wenig begründeten, ja so höchst unwahrscheinlichen Verdacht lieber fallen zu lassen.

(Fortsetzung folgt.)

W a n d l u n g e n .

Novelle

von

Adolph Katsch.

(Nachdruck verboten.)

Kürzlich erst nach langjährigem Aufenthalte in Australien in meine deutsche Heimath zurückgekehrt, traf ich meinen Jugendfreund Karl Bernard ganz unvermuthet in der Hauptstadt bei einem gemeinsamen Bekannten.

Wir waren Schul- und Universitätsfreunde gewesen, hatten uns seitdem nicht wieder gesehen, und darüber waren etwa vierzehn Jahre vergangen. Die Freude war groß, unser Aufenthalt aber nur kurz, da jener Bekannte krank im Bette lag.

„Was hast Du heute vor?“ fragte Karl, als wir die Treppe hinabstiegen.

„Eigentlich nichts!“ entgegnete ich. „Meine Pflichtvisiten sind abgemacht.“

„Recht so!“ rief er, indem er die Hausthüre öffnete und auf einen eleganten Wagen deutend, welcher vor dem Hause hielt, mich bat, mit ihm nach seiner Wohnung zu fahren.

Es war eine stattliche Wohnung in der schönsten Gegend der Stadt, dicht vor dem Thore, vor welchem wir endlich anhielten. Sie war von der Straße abgegrenzt

durch ein geschmackvolles eisernes Gitter und einen geräumigen, mit Gebüsch und Bäumen besetzten Vorgarten.

Luxuriös, aber gebiegen war die innere Einrichtung des Hauses, zu dem wir über eine große, zu beiden Seiten mit blühenden Topfgewächsen besetzte Vortreppe hinanstiegen. Nachdem wir mehrere Zimmer durchschritten hatten, schob mich mein Freund durch eine Pfortiere und rief, indem er hinter mir eintrat: „Regina, Herzenskönigin, mein alter Freund Fidelis!“

Sofort erhob sich von einem Stuhle am Fenster, wofelbst sie mit einem kleinen Mädchen von vier Jahren vor einem Tischchen gesessen, eine schlanke junge Frau, und trat mir mit der ungeheucheltsten Freude in ihren schönen Zügen entgegen.

Forschend mich einen Augenblick betrachtend, streckte sie mir zutraulich die Hand entgegen und sprach:

„O wie freue ich mich, Sie endlich auch einmal kennen zu lernen! Mein Mann hat mir so viel von Ihnen erzählt, von Ihrer alten Freundschaft zu ihm, von den gemeinsam betriebenen Studien, ja auch von den lustigen Streichen, die Sie mit einander ausgeführt. Sie sind mir daher längst ein lieber Bekannter, und wie oft haben wir lebhaft bedauert, daß Sie für uns so ganz verschollen blieben!“

„Sieh', das ist unsere Jüngste, unsere Emmi,“ unterbrach sie Karl, sich zu mir wendend, und fügte, auf zwei hereinstürmende Knaben deutend, hinzu: „Die beiden Jungen kommen soeben aus der Schule; hier Karl, neun Jahre, und Albrecht, sieben Jahre alt!“

Es waren drei hübsche und für ihr Alter körperlich und geistig trefflich entwickelte Kinder.

Kaum waren die beiden Knaben erschienen, als ein Diener die Meldung machte, daß servirt sei. Als die Tafel aufgehoben wurde, empfahl sich die Dame des Hauses und wir begaben uns in Karl's Zimmer.

Hatte mich schon die gediegene Einrichtung jener Räume, welche ich bisher betreten hatte, angenehm berührt, so setzte mich jetzt die des Studirzimmers in wahrhaftes Erstaunen.

Mein Freund waidete sich schweigend an meiner Verwunderung, dann sprach er bewegt:

„Hier, Fidelis, findest Du die Träume unserer Jugend verwirklicht! Wie oft schon habe ich Dich herbeigesehnt, um Dir zu zeigen, wie treu ich an Dir und unseren damaligen Träumereien festgehalten habe. Dieser ganze Saal ist ausgeführt nach den Zeichnungen, die wir einst entworfen für den Fall, daß wir, zu Reichthum gelangt, uns ein Heim nach unserem Geschmacke ausbauen würden. Oeffne die Thüre dort, und Du findest das Billardzimmer, öffne diese, und Du trittst in das Badegemach ein, an welches das Treibhaus und der Wintergarten sich anschließen.“

Ich war bis zu Thränen gerührt, als mir in fester Form und Gestalt die schimmernden Seifenblasen der Phantasien, an denen wir uns in den Tagen der Jugend ergöht hatten, vor die Augen traten; und nachdem wir nach eingehendster Prüfung und Besichtigung wieder in das Studirzimmer zurückgekehrt waren, konnte ich nicht länger die Frage zurückhalten:

„Wie ist es Dir möglich geworden, Dir das Alles so herzuzaubern?“

Karl lächelte. „Mäßige Mittel reichten dazu aus; aber das Wunderbare daran ist, wie ich, der Findling armer Bauersleute, zu denselben gelangte. Das aber will ich Dir jetzt ausführlich erzählen:

Nachdem Du die Universität verlassen, ist mir Deine Spur völlig verloren gegangen. Deine Eltern konnten mir nur mittheilen, daß Du nach Australien gegangen wärest, wußten aber selbst keine sichere Adresse von Dir.“

„Es war unvorsichtig von mir,“ entgegnete ich, „daß ich mich durch die glänzenden Schilderungen, welche ein aus Australien zurückgekehrter Bekannter von den einem tüchtigen Arzte dort sich bietenden Chancen entwarf, verlocken ließ, dorthin zu gehen. Lange Zeit wollte es mir nicht glücken, so daß ich mich gezwungen sah, in höchst untergeordneten Comptoirstellungen mein Brod zu erwerben. Ich schämte mich dessen so sehr, daß ich meine Eltern lange ohne Nachricht ließ, bis es mir endlich gelang, eine Anstellung an dem Hospital der Kolonial-Hauptstadt zu erlangen, welche für mich die Brücke wurde zu meiner, vor einem Jahre erfolgten Berufung an die süddeutsche Universitätsklinik, an der ich fortan wirken werde. Erst als ich jenen Wirkungskreis gefunden, schrieb ich an meine Eltern. Dann aber auch an Dich! Der Brief kam jedoch zurück, mit der amtlichen Bemerkung, daß Du unauffindbar seiest. Von meinen Eltern erfuhr ich, Du seiest nach Absolvirung Deines Staatsexamens sofort nach Rußland abgereist, leider aber sei Deine Adresse ihnen abhanden gekommen.“

„Verwirrung über Verwirrung!“ rief Karl. „Ich war als Arzt mit einem livländischen Baron auf die Güter desselben gegangen, aber als er nach zwei Jahren starb, nach Deutschland zurückgekehrt. Unterdessen waren Deine Eltern verjogen und Deine Schwestern hatten sich nach entfernten Orten verheirathet. Meine Pflegemutter, die mich erzogen und mir vorwärts geholfen in der Welt, lag im Sterben, und starb mir auch wirklich unter den Händen. Ihre kleine Habe war aufgezehrt, meine geringen Ersparnisse waren verloren gegangen mitsammt meiner übrigen Habe, als man mir bei der Heimreise den Koffer vom Wagen stahl. Ich, der Doctor medicinae et chirurgiae, ich, der Mann, der aus seinem Staatsexamen mit der Censur „vorzüglich“ hervorgegangen war, ich, der praktische Arzt und Geburtshelfer, stand nackt und bloß auf dem Pflaster der Hauptstadt und beneidete den Holzhacker, der um die Mittagszeit auf irgend einer Treppe saß und mit dem besten Appetit aus dem braunen Henkeltopfe die mit Petersilie bestreuten Brühkartoffeln herauslöffelte, welche die neben ihm sitzende Frau ihm zum Mittagsmahle bereitet hatte. Ach, der Appetit fehlte mir nicht, im Gegentheile, mir fehlte nur die Aussicht, ihn in allernächster Zeit befriedigen zu können.

Meinen Lieblingwunsch, mich an der Universität zu habilitiren, mußte ich unter solchen Umständen aufgeben. Ich bewarb mich um mehrere Stellen, theils als Armenarzt, theils als Hilfsarzt an Hospitälern, sie waren sämmtlich vergeben.

Eine Hoffnung, eine letzte, blieb mir noch! Eine

wissenschaftliche Abhandlung, welche ich in Rußland ausgearbeitet, hoffte ich bei einem Verleger verwerthen zu können. Indeß auch dieser Plan schlug fehl, so daß ich fast in Verzweiflung gerieth.

So schritt ich eines Tages, tief in Gedanken versunken, quer über die Straße meiner Wohnung zu. Da packte mich plötzlich eine Männerfaust an dem Kragen meines Rockes, riß mich mit starker Hand zurück, und eine kräftige Baßstimme schalt auf mich ein:

„Herr, in drei Teufels Namen, wollen Sie sich denn mit aller Gewalt räubern lassen? — Schrumm!“

Ich taumelte zurück und wäre in der Ueberraschung zu Boden gefallen, wenn die Hand meines Retters mich nicht gehalten hätte. Hart neben uns rollten in schnellem Trabe die Wagen vorüber, die mich ohne sein rechtzeitiges Eingreifen sicher überfahren haben würden.

Fassungslös und wie aus einem tiefen Traume erwachend, starrte ich meinen Lebensretter an, in welchem ich sofort an dem ausgestoßenen Wörtlein: „Schrumm!“ unseren alten Studiengenossen Freiherrn v. d. Nahe erkannte — ein Wörtlein, welches ihm früher schon den gleichen Spitznamen unter uns eingetragen hatte. Er hielt mich noch immer fest gepackt und rief jetzt staunend:

„Hilf Himmel, Karl, bist Du es? Mensch, wie siehst Du aus?“

Ich war keines Wortes mächtig. Schrumm schob kaltblütig seinen Arm unter den meinigen und sprach: „Komm' mit mir!“

Willenlos fügte ich mich seiner Aufforderung. Stumm

Schritten wir vorwärts, flogen einige hundert Schritte weiter eine Treppe zu einem im Souterrain belegenen Restaurant hinab, und mein Begleiter rief dem Kellner zu: „Fritz, fünfzig Stück Austern, eine Flasche Sekt und die Speisekarte auf Nummer zwei.“ — „Zu Befehl, Herr Affessor, gleich, gleich!“ entgegnete Fritz, und mein Begleiter führte mich durch das weite Kellergelaß zu einem gesonderten, kleinen, behaglich ausgestatteten Raume. Dort drückte er mich sorglich in eine Sophaede und sprach: „Nun, alter Junge, erhole Dich erst einmal von Deinem Schrecken. Dann wollen wir frühstücken und Du sollst mir erzählen, warum Du so krank und schwach aussiehst!“

Der Kellner erschien mit den befohlenen Gegenständen und erhielt die Weisung, dafür zu sorgen, daß wir ungestört blieben.

Ich wollte reden und konnte nicht, die Thränen rannen mir aus den Augen.

Schrumm suchte mich zu beruhigen. Als aber das nicht sofort helfen wollte, sprang er auf, löste den Kork der Flasche, der mit lautem Knalle zur Decke empor flog, setzte mir das überschäumende Champagnerglas an den Mund und zwang mich, dasselbe zu leeren. Ein zweites Glas mußte schleunigst dem ersten folgen, und siehe da, das Mittel half. Meine aufgeregten Nerven beruhigten sich, die Brust, die mir vorher wie zugeschnürt gewesen war, erweiterte sich, mein Kopf wurde freier.

„Ich danke Dir, Schrumm,“ sagte ich, „aber —“

„Unsinn, alter Junge!“ unterbrach mich Jener. „Was hast Du mir zu danken? Ich säße wahrhaftig heute noch

in Quarta, wenn Du mir von da ab nicht durch alle Klassen hindurch geholfen hättest! — Stoß an! Auf Dein Wohlergehen, lieber Karl! Und nun laß' uns die Austerl vertilgen und dann sehen, was die Speisefarte uns noch Weiteres bescheeren kann. Ich habe einen glorreichen Appetit!"

Während des lang ausgedehnten Frühstückes hatte sich Schrumm durch einige Fragen schnell über meine Lage unterrichtet, denn der Wein machte mich offener, als ich vielleicht sonst gewesen wäre.

„Das ist doch Alles zusammen noch nicht dazu angethan, um am Leben und an der Zukunft zu verzweifeln,“ meinte er. „Laß' mich nur machen, es wird sich schon etwas für Dich herausfinden lassen! Ich muß jetzt fort; aber Du siehst höllisch angegriffen aus und bedarfst der Ruhe. Ich werde Dich in Deine Wohnung begleiten, schlaf' aus und erwarte mich gegen Abend.“

Ich wollte gegen seine Begleitung protestiren, denn ich schämte mich, ihn einen Blick in die Armseligkeit meines Dachkammerleins werfen zu lassen, sprach von vielen Treppen und Beschwerlichkeiten, aber Schrumm erwiderte:

„Nichts da, Alter! Ich muß doch wissen, wo ich Dich finden kann!“

Wir verließen das Lokal und stiegen die fünf, von Stodwerk zu Stodwerk immer schmaler und steiler werdenden Treppen hinan. Schrumm, das schmeerbäuchige Riesenkind, schnaufte wie ein Walroß hinter mir her.

Raum war er ein wenig zu Athem gekommen und hatte sich umgeschaut, da rief er mit Emphase:

„Nein, bei den unsterblichen Göttern allen, die den hohen Olymp bewohnen, schwöre ich Dir, daß nichts in der Welt mich wieder dazu verlocken soll, hinan zu klettern in dieses Rattenloch! Siebenundneunzig Treppenstufen und fünf vor der Hausthüre, macht zusammen Einhundert und zwei! Ich habe sie alle wohl gezählt und gefunden, daß dieser Tempel der Freundschaft zu hoch angelegt ist für meine schwache Kraft! Puh! In diesem Loche mußte ja der fidelste und rothbäckigste Junge binnen acht Tagen melancholisch und schwindfüchtig werden! Schließe die Bude zu und stecke den Schlüssel in die Tasche, hier darfst Du nicht länger bleiben! Deine Siebensachen lassen wir später holen; jetzt aber nehmen wir die erste Droschke, die uns begegnet, und fahren nach unserer Wohnung. Gott sei Dank, bei mir steht immer ein Zimmer und ein Gastbett frei für einen lieben Freund! — Keine Widerrede! Mein Wille steht fest, wie des Schicksals Verhängniß! — Schrumm!“

Mit diesen Worten schob er mich zur Thüre hinaus, verschloß dieselbe, steckte mir den Schlüssel in die Tasche und drängte mich die Treppe hinab.“ —

Zum ersten Male unterbrach ich hier des Freundes Erzählung mit den Worten:

„Gott sei Dank, daß ich Dich endlich in Freundes Händen weiß, mir war bange um Dich geworden. Braver, ehrlicher Schrumm, das siehst Dir ähnlich! Sein Kopf war immer hart, aber sein Herz das treueste, weichste, liebevollste!“

„Du beurtheilst ihn richtig,“ entgegnete Karl. „Doch

höre weiter! Er hat mehr für mich gethan, als Du zu ahnen vermagst.

Als wir in seiner Behausung ankamen, war es mit meinen Kräften zu Ende. Die lange Reihe schmerzlicher Erfahrungen, welche ich durchzumachen gehabt, die Seelenkämpfe, welche ich bestanden, der Hunger, das Elend und die Noth, die ich ertragen, ließen mich nach den Aufregungen des Tages zusammenbrechen.

Schrumm und sein Diener entkleideten mich und schafften mich in's Bett. Wilde Fieberphantasien durchtobten mein Gehirn, und der herbeigerufene Arzt schüttelte bedenklich das Haupt.

Wochen lang lag ich besinnungslos; aber Schrumm und Heinrich, sein Diener, wichen nicht von meinem Lager. Ihrer unermüdblichen Pflege hatte ich es einzig und allein zu danken, daß ich zu neuem Leben wieder erwachte. Schwach, matt, hilflos wie ein Kind war ich, als mir die Besinnung wieder zurückkehrte, und abermals vergingen Wochen, bevor ich den Versuch wagen konnte, das Bett zu verlassen.

Als ich zum ersten Male aufstehen konnte, fand ich neue, elegante Hauskleidung vor meinem Lager, und als ich die erste Ausfahrt mit meinem Freunde wagen wollte und nach meinen Kleidern fragte, da führte mich Schrumm an den Kleiderschrank und sprach: „Hier, mein Junge, Deine Garderobe!“ und dann deutete er auf eine Kommode und sagte: „Hier Deine Wäsche!“ Es war eine luxuriöse Ausstattung, für Sommer und Winter, und nicht einmal Pelzstiefeln und Pelzrock fehlten darunter.

„Ich kann das nicht annehmen,“ rief ich bewegt, und die Thränen traten mir in die Augen.

„Kärrischer Kerl,“ sprach Schrumm lustig: „Denkst Du denn, ich will Dir das schenken? Denke gar nicht daran! Drüben in meinem Schreibtische liegen die bezahlten Rechnungen und daneben das Kontobuch, das ich für Dich angelegt habe, und darin ist Dein Debet auf Heller und Pfennig eingetragen für Alles, was ich für Dich verauslagt habe, und bei Heller und Pfennig sollst Du mir's heimzahlen, sammt den Zinsen und Zinseszinsen, sobald Du erst in guter Praxis stehst. Bist Du nun zufrieden?“

Ehe ich antworten konnte, fuhr er fort. „Eile Dich, daß Du in die Kleider kommst, damit wir das gute Wetter nicht verpassen! Untertwegs will ich Dir erzählen, daß ich auch schon eine Stelle für Dich aufgegabelt habe, wenn sie Dir paßt.“

Dankend schüttelte ich ihm tiefgerührt die Hand. Er aber sprach: „Mache doch nicht so viel Aufhebens von der Geschichte! Sind wir denn nicht Freunde und Brüder von Kindesbeinen an gewesen?“ Und so war er mir beim Ankleiden behilflich, und schob mir zulezt noch eine wohlbeschwerte Börse in die Tasche.

Ich mußte annehmen, was er mir gab; was hätte mein Weigern geholfen?

Wir fuhren hinaus vor das Thor nach einem beliebten Kaffeegarten, setzten uns in den Schatten der grünbelaubten Bäume, lauschten den Klängen der Musik, blickten musternd über die Menge hin, welche an den Tischen saß

oder in den Gängen auf und nieder wogte, und mir war, als sähe ich das Alles zum ersten Male in meinem Leben. Mir war so leicht, so frei, so selig um das Herz, als ob ich der Glücklichste aller Erdgeborenen sei, und keine Frage mehr zu stellen hätte an das Schicksal. Kurz, ich schwelgte in dem wonnigen Gefühle, das nur der kennt, der nach langer, schwerer Krankheit der Genesung entgegengeht.

Während wir langsam unseren Kaffee schlürften, erzählte Schrumm: „Vor etwa acht Tagen traf ich im Keller auf eine befreundete Gesellschaft. Ein Doktor Kurz, der mir vorgestellt wurde, erzählte mir, er habe sich vor etwa acht Monaten in Emmern, einem bedeutenden Landstädtchen, niedergelassen gehabt, seine dortige Stellung aber soeben aufgegeben, weil er sich verheirathen und in einer größeren Stadt ansiedeln wolle.

Natürlich erkundigte ich mich bei ihm nach den näheren Verhältnissen und erfuhr, daß zwar ein älterer Arzt dort schon längst ansässig sei, aber das Städtchen mit seiner wohlhabenden Umgebung gar wohl zwei Aerzte zu erhalten vermöge, obschon der ältere Arzt, wie natürlich, im Besitze der reicheren Praxis sei.

Zufällig habe ich einen Freund an dem Orte und schrieb an diesen, der mir denn auch die Angaben des Doktor Kurz bestätigte. Du magst seinen Brief lesen und, wenn Du auf die Sache einzugehen gedenkst, so meine ich, Du reisest, sobald Du fähig dazu bist, dorthin, und siehst die Gelegenheit mit eigenen Augen an. Wenn Dir die Sache annehmbar erscheint, bist Du für den ersten Anfang geborgen und findest dann Zeit und Gelegenheit, Dich nach

einem lohnenderen Geschäftskreise umzusehen. Versauern darfst Du nicht in einem solchen Neste!"

„Wo liegt der Ort?“ fragte ich.

„Etwa zwölf Meilen von hier, und zwar an einer Postroute,“ erwiderte Schrumm.

Vierzehn Tage später stieg ich in Emmern aus dem Postwagen, und das Gasthaus öffnete mir seine freundliche Pforte. Es war spät am Abend. Ich ließ mir eine Tasse Thee auf mein Zimmer bringen, legte mich, von der Anstrengung übermüdet, zur Ruhe, und schlief den gesunden Schlaf von der Welt bis sieben Uhr früh. Dann kleidete ich mich an und begab mich zu dem Bürgermeister, dem ich mein Anliegen eröffnete. Er schickte nach einigen Rathsherrn, welche alsbald auch erschienen, und sämtliche Herren bemühten sich freundlich, mich mit den obwaltenden Verhältnissen vertraut zu machen.

Die Aussichten, welche sie mir eröffneten, waren nicht gerade glänzend zu nennen, aber selbst wenn ich von ihren Verheißungen noch ein gutes Theil abstrich, lagen sie doch immer nicht derartig, daß sie mich hätten abschrecken können. Ich verlangte ja nur ein mäßiges Auskommen. Ich sagte zu, und die Herren bezeugten mir lebhaft ihre Freude über diesen Entschluß.

Nun begab ich mich zu meinem künftigen Kollegen, dem Herrn Sanitätsrath Strippe, der, Gott weiß woher, schon erfahren hatte, daß ein Konkurrent eingetroffen sei. Er trug ein Ordensbändchen im Knopfloche und hieß mich sofort mit etwas forcirter Liebenswürdigkeit willkommen. Er war ein hochgewachsener, starkknochiger Mann von etwa

fünfzig Jahren, mit einem etwas in die Länge gezogenen nicht unsympathischen Gesichte, in welchem jedoch zwei Augen funkelten, die auf mich eher den Eindruck listiger Verschlagenheit, als offener Güte machten. Sein volles Haar war bereits stark ergraut, so daß er älter erschien, als er wirklich war. In seine Stimme wußte er so viel Vertrauen Erweckendes, und in seine Worte so viel Biederkeit zu legen, daß ich darüber den ersten Eindruck ganz vergaß, den seine Augen auf mich gemacht hatten.

Ich sollte später wieder daran erinnert werden!

„Erlauben Sie mir, Ihnen meine Frau vorzustellen, werthester Herr College! Bitte, nehmen Sie gefälligst Platz und erzeigen Sie mir die Ehre, unser Frühstück zu theilen.“

Mit diesen Worten führte er mich zu einem bereits servirten Tische, auf welchem die Frau alsbald ein weiteres Couvert legte, und entorkte eine Flasche ganz vorzüglichen Burgunders. Nachdem er die Gläser gefüllt hatte, ließ er das seine anklingen an das meinige und sprach:

„Seien Sie mir von ganzem Herzen willkommen und mögen Sie sich recht bald unter uns glücklich und heimisch fühlen! Was ich dazu beitragen kann, Ihnen die Wege in Ihrem neuen Wirkungskreis zu ebnen, soll gerne geschehen! Auf Ihr Wohl!“

Ich war freudig überrascht von dieser Zuborkommenheit; und als er dann mit großer Feinheit und Geschicklichkeit sich nach meinem Vorleben erkundigt, und ich ihm offener Auskunst über Alles gegeben hatte, was er von mir zu wissen begehrte, fügte er hinzu: „Ich hoffe, Sie

werden hier der richtige Mann am richtigen Flecke sein! Sehen Sie, Herr College, ich werde alt, und gedenke mich bald von der Praxis zurückzuziehen und zur Ruhe zu setzen. Hätte es vielleicht sogar schon gethan, mochte aber Ihrem Vorgänger das Feld nicht räumen, der sich in jeder Weise uncollegialisch gegen mich benahm, und überdies ein händelsüchtiger Mann war, der mir überall zu Schaden suchte, stets im Wirthshause mit Bürgern und Bauern um die Wette trank und die Leute gegen mich aufhetzte."

Wie ich später erfuhr, hatte mein braver College diese liebenswürdige Rede schon manchem meiner Vorgänger gehalten. Er dachte gar nicht daran, sich zur Ruhe setzen zu wollen, und hatte stets mit solchem Glück und Geschick agitirt, daß kein neuer Ankömmling sich zu halten im Stande gewesen war.

Der Mann war vor etwa dreißig Jahren schon in das Städtchen gekommen und hatte sich durch glückliche Benutzung der Umstände bald zu dem angesehensten Manne desselben emporgebracht. Zunächst war es ihm gelungen, in kürzester Frist das schwerste Goldfischlein der Stadt als Gattin heimzuführen, somit aber auch als Ebenbürtiger sich in die Verwandtschaft und Verschwägerung der gesammten Honoratiorengesellschaft hinein zu praktiziren. Als bald darauf sein Schwiegervater starb, hinterließ derselbe ihm ein hübsches Vermögen und das schönste Haus am Marktplatz.

Der Herr Doktor warf den Kramladen hinaus, der in dem unteren Geschosse etablirt gewesen, ließ das Haus neu decken, säubern, abputzen, innen nach seinem Wunsche um-

bauen und höchst geschmackvoll, ja sogar reich möbliren. Als das eben geschehen war, begab es sich, daß für das große Herbstmanöver die Umgegend von Emmern gewählt wurde und der König selbst sein Hauptquartier im Orte aufzuschlagen im Sinne hatte.

Nun war aber kein einziges Haus in der Stadt auch nur einigermaßen geeignet zur Aufnahme der Majestät, außer dem des Herrn Doktor Strippe. Der Bürgermeister und die Rathsherren erschienen feierlich bei dem Herrn Doktor und thaten ihm den Stand der Dinge kund. Der Herr Doktor, lodernnd in Patriotismus vom Scheitel bis zur Zehe, stellte hochherzig und opferfreudig sein ganzes Haus, vom Keller bis zum Dache, zur Verfügung des allerhöchsten Herrn. Er bezog bescheiden mit Kind und Gattin ein Stübchen im Stallgebäude, das er schleunigst für diesen Zweck herrichten ließ und schloß sofort mit dem Kammerdiener des Königs ein enges Freundschaftsbündniß.

Als die Manöver beendigt waren und der König vor seiner Abreise sich noch persönlich bei dem Herrn Doktor bedankt hatte, erschien auch der Herr Kammerdiener, mit dem Auftrage, zu erforschen, ob Doktor Strippe für seinen aufopfernden Patriotismus geneigt sei, entweder den Titel eines Sanitätsrathes, oder eine Dekoration anzunehmen.

Herr Doktor Strippe entschied sich tiefbewegt für das Erstere, indem er annahm, daß man einen Sanitätsrath doch nicht werde lange in der Blöße eines leeren Knopfloches herumlaufen lassen; und die Folgezeit machte seiner Kalkulation Ehre. Ein Jahr später meldete

ihm der Herr Kammerdiener in einem vertraulichen Schreiben, daß sein Name auf der Liste Derer stände, welche bei dem großen Ordensfeste bedacht werden würden. So war der Herr Doktor zu Orden und Würden gekommen, wie sie noch nie ein Bürger des Städtchens besessen hatte und Niemand, zehn Meilen in der Runde, sie besaß. Er war der Stolz des Städtleins geworden, und herrschte in demselben unangefochten, wie ein kleiner Fürst.

Nebenbei war er wirklich ein ganz tüchtiger Arzt, und würde es auch ganz gern gesehen haben, wenn ein jüngerer Colleague ihm die beschwerliche und wenig einträgliche Armenpraxis abgenommen hätte. Aber auch nur diese, die gewinnbringende war sein „Nährmichnichtan“!

Ein halbes Jahr nachdem ich mich in Emmern niedergelassen, war ich gerade so weit gekommen, wie alle meine Vorgänger. Sorgen und Mühen hatte ich im Uebermaß, und Ausstände die Hülle und Fülle, nur waren sie leider nicht einzutreiben, und in meiner Kasse war die Ebbe der unwandelbare Zustand. Ich verdiente nicht so viel, um davon leben zu können, und mußte daran denken, so bald als möglich den Ort wieder zu verlassen.

Schrumm, der mich einige Male besucht hatte, drang schon längst in mich, zu ihm nach Berlin zurückzukehren und dort abzuwarten, ob sich für mich nicht anderweitig eine geeignete Stelle finden würde.

Ich hatte mich lange gesträubt, seinem Begehren zu willfahren, weil ich mich schämte, ihm wiederum zur Last zu fallen und meine Schuld bei ihm zu mehren. Endlich aber war ich eines Tages entschlossen, ihm zu schreiben,

daß ich mit dem Ende des nächsten Monats von Emmern abgehen würde. Es mußte sein.

Ich hatte innerhalb und außerhalb der Stadt eine große, schwer zu bewältigende Praxis. Am Morgen, früh um sieben Uhr war ich ausgegangen, und es war Nachmittag vier Uhr geworden, ehe ich vom Lande wieder heimgekehrt war. Ein unangenehmer Märztag mit Regengüssen und Schneetreiben hatte mich müde und mißgestimmt gemacht und den Entschluß, wieder nach Berlin zurückzukehren, in mir befestigt.

Ich fand mein Stübchen behaglich erwärmt, kleidete mich um, präparirte mir auf der Maschine eine Tasse guten Kaffee, brannte die Pfeife an und setzte mich an den Schreibtisch, um einen Brief an Schrumm abzufassen. Da hörte ich plötzlich auf der Straße lautes Rufen, und als ich mein Fenster öffnete, sah ich vor dem Nebenhause, dem ersten Gasthause der Stadt, einen stark beschmutzten Reisewagen halten, an dessen geöffnetem Schlage ein ältlicher Diener stand, der dem Wirth zurief, es solle auf der Stelle ein Arzt herbeigeschafft werden. Ich schloß mein Fenster und eilte hastig die Treppe hinab; indeß war der Hausknecht bereits fort, um den Sanitätsrath zu rufen.

Im Wagen lag, in einen grauen Militärmantel gehüllt, ein rüstiger alter Herr mit grauem Schnurrbarte, der mir zurief: „Herr Doktor, ich glaube, ich habe mir das Bein an der Hüfte gebrochen, oder verrenkt. Sehen Sie zu, wie Sie mich glimpflich aus dem Marterkasten herauschaffen!“

Mit Hilfe des Dieners, des Hausknechts und einiger anderer Leute, geschah das mit einiger Mühe, unter ver-

schiedenen kräftigen Flößen des alten Herrn; und mittelst eines Gepäcktragegestelles, welches ich im Hausgange stehen sah, brachten wir ihn glücklich die Treppe hinauf, in ein Zimmer, wo wir ihn auf das Bett legten.

Ich untersuchte sorgfältig das verletzte Bein und fand, daß der Schenkelknochen zwar nicht gebrochen, wohl aber der Kopf desselben aus dem Pfannengelenke gesprungen war, wohin er wieder zurückgebracht werden mußte.

„Thut das weh, Doktor?“ fragte der Patient, und fügte hinzu: „Ich habe höllische Schmerzen!“

„Allerdings, es wird sehr weh thun,“ erwiderte ich ernst.

„Martin, die kurze Pfeife!“ rief er dem Diener zu.

Die Pfeife wurde schleunigst gestopft und ein Stück brennenden Schwammes auf den Tabak gelegt. Nachdem er einige kräftige Züge gethan, rief er mir zu: „Nun, Doktor, in drei Teufels Namen, thun Sie, was Sie nicht lassen können!“

Der Mann muß wirklich Höllenschmerzen ausgestanden haben, ehe es mir unter Assistenz des Barbiers und seines Gehilfen gelang, den Hüftknochen in das angeschwollene Gelenk zurückzubringen, aber er gab keinen Laut von sich. Nur die mit größerer Kraft und Schnelligkeit hervorgestoßenen Rauchwolken bezeichneten die Momente, in denen er am schmerzlichsten zu leiden hatte.

Ein fester Verband ward angelegt und die Leidende Hüfte mit kühlenden Eisumschlägen umgeben. Ich hatte angeordnet, was innerlich genommen werden sollte, auch wie der Patient sich weiter zu verhalten habe, und stand im

Begriffe, mich zu entfernen, als an die Thüre geklopft wurde, und auf das erfolgte „Herein!“ der Herr Sanitätsrath in Frack und Orden, mit einer tiefen Verbeugung eintrat und unter weiteren Verbeugungen dem Lager des Kranken sich näherte.

„Wer sind Sie, was wollen Sie?“ schnaubte der Patient ihn ingrimmig an.

„Halten allergnädigst zu Gnaden, Euer Excellenz!“ stotterte der erschreckte Sanitätsrath, „Eure Excellenz haben nach mir zu schiden die Gnade gehabt. Ich bin der Sanitätsrath Strippe, unterthänigst aufzuwarten.“

„Thut mir leid, kommen zu spät, Herr Sanitätsrath, der Herr da hat bereits Alles in Ordnung gebracht.“

„Ah, der junge Herr College!“ sagte der Herr Sanitätsrath und fuhr, als ob er mich weiter nicht bemerkte, fort: „Aber wollen Eure Excellenz nicht geruhen, mir gnädigst zu erlauben, daß ich mich gehorsamst von der Sachlage überzeugen dürfe, um mit meinem jüngeren Herrn Kollegen die erforderliche Rücksprache zu nehmen, was nun weiter noch zu geschehen habe,“ und dabei streckte er, sich tief verbeugend, die Hand nach dem überbreiteten Deckbette aus.

„Drei Schritte vom Leibe, Herr!“ fuhr ihn der Leidende an. „Alles in Ordnung! Brauchen sich um den Quark nicht mehr zu kümmern! Wünsche Ruhe! Habe die Ehre —“

Der Herr Sanitätsrath prallte entsetzt die anbefohlenen drei Schritte zurück. „Hab' die Ehre, mich Eurer Excellenz unterthänigst zu ferneren Gnaden zu empfehlen!“ stammelte

er, indem er sich unter tiefen Verbeugungen nach der Thür zurückzog und unter einer noch tieferen, durch dieselbe verschwand.

„Hanswurst!“ brummte die Excellenz hinter ihm her.

Als ich frühzeitig am anderen Morgen die Stiegen zur Wohnung meines Patienten hinaufschritt, kam der Colleague Sanitätsrath dieselben mit einem gar bitterbösen Gesichte herunter, mich kaum eines Grußes würdigend. Er war früher dort gewesen, als ich. Martin erzählte, als er Seiner Excellenz denselben gemeldet, habe Seine Excellenz so laut, daß Jener es habe durch die halbgeöffnete Thüre hören müssen, gerufen: „Sage ihm, Martin, ich ließe für gütige Nachfrage danken, es ginge ja, Gott sei Dank, den Umständen gemäß recht wohl! Wünschte ihm besten guten Morgen!“

Seit diesem Augenblicke hat sich der Herr Sanitätsrath nicht wieder bei Seiner Excellenz sehen lassen; aber er warf mir seitdem Blicke zu, als ob er mich umbringen wollte.

Seine Excellenz war der General und Flügeladjutant Seiner Majestät, Graf v. Zabern, ein alter Haudegen, der in den Kriegen von 1813 bis 1815 sich in hervorragender Weise ausgezeichnet hatte, schnell avancirt war und des Königs Gnade in ausgezeichnetstem Maße besaß. Er hatte die Absicht gehabt, sich auf seine Güter in Westphalen zu begeben. Etwa eine Meile vor Emmern hatte er aus dem Wagen steigen wollen, den Schlag geöffnet und vom Trittbrette aus dem Kutscher zugerufen, zu halten. In dem Augenblicke aber, wo dieser die Pferde zum

Stehen brachte und der Wagen dadurch einen Ruck bekam, war er ausgeglitten und auf die Chaussee gestürzt.

Als ich bei ihm eintrat, rief er mir entgegen:

„Guten Morgen, Doktor! Wann werde ich dieses verwünschte Marterbett verlassen und weiter fahren können?“

„Nicht unter drei Wochen, wenn Alles gut geht und Eure Excellenz ein so gehorsamer Patient sind, wie ich es hoffe.“

„Schwerebrett, das geht nicht an, Doktor! Das dauert viel zu lange. Lassen Sie sich abhandeln!“

„Nicht eine Minute, Eure Excellenz!“

Ich untersuchte nun die leidende Stelle und war befriedigt von dem Erfolge meiner Hilfsleistung. Obschon in der nächsten Nacht ein tüchtiges Wundfieber eintrat, überwand die kräftige Konstitution des Kranken doch dasselbe glücklich. Die Heilung ging mit sicheren Schritten vorwärts; aber ich muß auch gestehen, daß mir kaum jemals ein fügsamerer, ruhigerer und geduldigerer Patient unter die Hände gerathen ist, als Seine Excellenz es war, trotz seines sonst so heftigen und aufbrausenden Temperaments.

Ein ergöbliches Pröbchen seiner sonderbaren Marotten sollte mir aber noch im Laufe desselben Tages werden.

Martin, der alte, ruhige und besonnene Diener, der das vollständige Vertrauen des Grafen besaß, hatte schon am Tage vorher, sobald sich nur der erste Schrecken gelegt hatte, den Kutscher an die nächste Telegraphenstation gesandt, um den König, sowie die noch nicht achtzehnjährige Tochter des Generals, welche ihm allein von seiner Fa-

milie geblieben, von dem eingetretenen Unglücksfalle in Kenntniß zu setzen.

Wie Du Dich erinnern wirst, gab es zu damaliger Zeit nur eine einzige Telegraphenlinie, welche von Berlin über Magdeburg nach Köln führte, jedoch nur aus optischen Telegraphen bestand, die bei nebligem Wetter ganz umsonst ihre Arme über dem Kopfe zusammenschlugen und vergeblich ihre Geheimnisse der nächsten Station verständlich zu machen suchten. Glücklicherweise war aber diesmal kein Nebel gewesen, und als ich Nachmittags bei meinem Patienten wieder vorsprach, fuhr plötzlich eine vierspännige Extrapost vor dem Hause an. Eine schlanke junge Dame entsprang hastig dem Wagen, eilte die Treppen hinauf, schob im Vorzimmer den verblüfften Martin bei Seite, stürzte in das Zimmer herein und warf sich mit dem Ausrufe: „Vater, liebster bester Vater, lebst Du noch?“ laut schluchzend vor dem Bette des Kranken auf die Kniee nieder.

„Aber Rega, bist Du von Sinnen? Was willst Du hier? Mach', daß Du wieder fortkommst! Du siehst ja, hier können wir kein Weibervolk brauchen!“ rief der Alte barsch.

„Nein, Väterchen,“ sagte die junge Dame schmeichelnd, indem sie aufstand und den Kranken zärtlich küßte, „nein, Väterchen, das darf nicht sein! Du darfst mich nicht wieder fortschicken, Du bist krank und ich muß Dich pflegen, bis Du wieder ganz gesund bist!“

Der Vater schlang den Arm um sein Kind und sagte in etwas ruhigerem Tone: „Rega, Du bist nicht geseheidt!

Ich bin gar nicht krank, sondern muß nur hier auf dem verwünschten Bette liegen, weil ich mir den Schenkel aus der Hüfte gefallen habe. Da begreifst Du doch, daß ich Deine Hilfe nicht brauchen kann und Du hier ganz unnütz bist. Bin Dir herzlich dankbar dafür, daß Du Dich nach mir umsiehst, aber — Martin, morgen früh um sieben Uhr muß die Extrapost vor der Thüre stehen! — und dann fährst Du wieder heim, mein liebes Töchterchen! — Martin, bestelle ein Zimmer für die Kexa!"

„Aber ich will nicht wieder heim, Vater!“ sagte Kexa in ganz entschiedenem Tone. „Ich will hier bleiben und Dich pflegen. Ich hätte ja keine ruhige Stunde in Berlin, wenn ich Dich hier krank wüßte ohne mich!“

„Mußt, Kexa, mußt! Davon beißt keine Maus einen Faden ab. Also sei vernünftig und mein gehorsames Kind!“ sagte der Alte gutmüthig. „Sieh, da ist der Martin, der versteht das Pflegen besser, als irgend wer sonst; hat mich schon anno Dreizehn in Pflege genommen. Und da ist der Doktor, der Dir sagen wird, daß Du hier ein ganz überflüssiger Störenfried bist!“

„Aber gutes, liebstes, bestes altes Väterchen!“ sagte die Tochter, indem sie ihm die Wangen streichelte, „warum gibst Du Dir so unendliche Mühe, mich zum Hause hinaus zu werfen, anstatt überzeugt davon zu sein, daß ich doch nicht gehe? Und Sie, lieber Herr Doktor, sagen Sie ihm doch, daß Sie mich gar nicht entbehren können, und daß ich hier ganz unabweislich nothwendig bin. Sagen Sie ihm doch, daß Sie den Vater gar nicht wieder gesund machen können, ohne meine Pflege.“

Und dabei sah sie mich an mit ihren großen strahlenden Augen, so innig und vertrauensvoll, daß mir das Herz heftig an die Rippen pochte und ich im Stande gewesen wäre, einen Schwur darauf abzuleisten, der Kranke könne ohne ihre Mithilfe nicht wieder genesen.

Ghe ich indessen etwas darauf erwidern konnte, sagte dieser: „Die Sache ist abgemacht! Also, Rexa, mach' Dir's bequem, setze Dich zu mir und erzähle mir etwas von Berlin. Was gibt's Neues?“

Als nun die junge Comtesse sich zu ihm gesetzt hatte, nahm sie seine Hand in die ihrige und sagte: „Die Sache ist abgemacht! Siehst Du, jetzt bist Du wieder mein Liebes, braves Väterchen. Wer sollte Dir denn etwas erzählen, wenn Du mich fortschicktest?“

„Schlaupopf!“ sagte der Alte. „Diesmal hast Du Dich doch verrechnet. Kann Dich wirklich hier nicht brauchen, Rexa! Morgen früh um sieben Uhr fährst Du wieder heim. Dabei bleibt's. Punktum!“

„Wollen sehen, ob's wahr ist!“ lächelte das Töchterlein.

Ich empfahl mich, eine gute Nacht wünschend, und am anderen Morgen um sieben Uhr fuhr die Extrapost richtig vor dem Hause vor; aber Comtesse Rexa blieb, denn schon einige Stunden früher hatte sich bei ihrem Vater ein tüchtiges Wundfieber eingestellt.

Sie war unermülich in des Kranken Pflege, und ich faßte damals eine solche Verehrung für sie, daß ich sie hätte anbeten mögen.

Als endlich die schweren Tage der Angst und Noth vorüber waren, und der Graf wieder zur Besinnung und

zu Kräften kam, da zog er seine schöne Tochter still an sich, küßte sie herzlich, drohte ihr bedeutsam mit dem Finger und — von Abreise war keine Rede mehr.

An mir schien er ein besonderes Wohlgefallen zu finden, und wenn ich nicht zur bestimmten Minute bei ihm eintrat, wurde er unruhig und verlangte nach mir. Was ich an freier Zeit hatte, mußte ich ihm zur Disposition stellen, und ich that es gern. Er war ein Mann, der viel von der Welt gesehen, viel durchgemacht hatte und über seine Erfahrungen und Erlebnisse ernst und verständig, liebenswürdig und heiter zu erzählen wußte, und seine Tochter Rega war in der That die Liebenswürdigkeit selbst. Sie behandelte mich mit einer Freundlichkeit und Offenherzigkeit, fast, als ob ich ihr Bruder sei. Es lag eine wahrhaft kindliche Unbefangenheit in ihrem Wesen. Wenn der Vater schlief und ich irgend Zeit hatte, begleitete ich sie auf ihren Spaziergängen durch Wald und Feld, oder wir lasen zusammen ihre Lieblingsdichter; kurz, ich dachte mit Schrecken daran, wie jeder Tag den General der Genesung näher führte, und wie ich nach seiner Abreise wieder allein und verwaist mein trauriges Leben dahinschleppen würde.

In der dritten Woche war er wirklich so weit, daß er, auf ein paar Krücken gestützt, schon wieder Gehversuche im Zimmer machen konnte.

Als ich mich eines Nachmittags zu ihm begeben wollte, hatte ich kurz vorher nach irgend etwas meine Schubladen durchsucht und war dabei auf ein Holzschächtelchen gestoßen, in welchem sich neben meinen zwei Siegelringen mit Wappen-

schildern auch noch zwei kleine goldene Medaillons befanden, von denen das eine das Brustbild eines französischen Offiziers, das andere das einer schönen jungen Dame umschloß. Ich nahm den größeren der beiden Ringe heraus und steckte ihn an meinen Finger; seit dem vergangenen Jahre hatte ich ihn wegen einer Verletzung am Finger, die aber längst wieder geheilt war, nicht getragen und hatte ihn fast vergessen.

Comtesse Reza war ausgegangen. Der General lag ausgestreckt auf seinem Bette, und nach einem kurzen Zwiegespräche über gegenseitiges Ergehen, Wind und Wetter forderte mich der alte Herr auf, wie das schon öfter geschehen, mit ihm eine Parthie Schach zu spielen.

Als ich bei einem Zuge, der längeres Nachdenken in Anspruch nahm, die Figur unschlüssig zwischen den Fingern hielt, bemerkte der General den Ring an meiner Hand.

„Was haben Sie da für einen eigenthümlichen Ring?“ fragte er plöblich.

Ich zog den Ring vom Finger, der allerdings ungewöhnlich geformt war und namentlich dadurch auffiel, daß sein oberer Theil nicht einen Stein, sondern eine Stahlplatte einschloß, in der ein adeliges Wappen höchst zierlich eingestochen war. Ich reichte ihn dem Grafen hin, der ihn hastig nahm, von allen Seiten sehr genau betrachtete und dann heftig fragte: „Doktor, woher haben Sie diesen Ring?“

„Von meinem Vater,“ erwiderte ich.

„Das ist unmöglich!“ entgegnete die Excellenz. „Sie heißen Bernard! Wenn der Eigenthümer dieses Ringes Ihr Vater war, so muß er anders geheißen haben, das beweist das Wappen hier!“

„Das glaube ich auch, Eure Excellenz!“ entgegnete ich. „Aber leider weiß ich den Namen meines Vaters nicht zu nennen, ja selbst nicht einmal den meiner Mutter, obwohl ich auch von ihr einen Siegelring besitze, in welchem das gleiche Wappen, verbunden mit noch einem anderen, eingeschritten ist.“

„Hm! Merkwürdig!“ sprach Seine Excellenz vor sich hin. Ich aber fuhr fort:

„Mehr noch! Ich besitze sogar zwei Medaillons mit den Bildnissen meiner Eltern, und weiß doch nicht mehr von ihnen, als ihre Vornamen: Elise und Bernard, nach denen ich auch getauft bin: Karl Eli Bernard.“

„Das ist aber doch eine ganz sonderbare Verkettung von Umständen!“ sagte der Graf staunend, jedoch wie Einer, der mehr zu sich selbst, als zu einem Anderen spricht. Dann aber zu mir sich wendend, fuhr er fort: „Doktor, die Geschichte interessiert mich ganz ungeheuer, die müssen Sie mir ausführlich erzählen; und den anderen Ring und die beiden Medaillons, kann ich die nicht auch einmal sehen?“

„Ganz gewiß!“ entgegnete ich. „Wenn Excellenz sich einen Augenblick gedulden wollen, werde ich sie sofort aus meiner Wohnung herüberholen.“

„Werden mich sehr verbinden, wenn Sie die Güte haben wollen, lieber Doktor,“ erwiderte der Graf, und ich eilte fort, um alsbald mit den gedachten Gegenständen zurückzukehren.

Der Graf nahm den Siegelring meiner Mutter, betrachtete ihn und sagte: „Richtig! Das gleiche Wappen, verbunden mit dem der —“ Er brach ab und fügte ergän-

zend hinzu: „mit einem anderen Wappen.“ Dann nahm er die beiden Medaillons und wandte sein Gesicht von mir ab gegen die Wand, gleichsam als wolle er besser das vom Fenster hereinströmende Tageslicht auf dieselben fallen lassen. Er betrachtete sie lange, mitunter abgebrochene Worte vor sich hinmurmelnd, von denen ich keines verstand. Endlich sich zu mir zurückwendend, legte er die Medaillons auf den Tisch neben die beiden Ringe und sprach:

„Es scheint mir, Doktor, als seien Sie von französischer Abkunft. Das Porträt des Herrn zeigt eine französische Offiziersuniform und die Grabüren auf der Rückseite sind in französischer Sprache eingegraben: Bernard à sa chère Elise — Elise à son cher Bernard 1810.“

„Ich glaube das auch, Excellenz!“ erwiderte ich.

Excellenz sah mich prüfend an und fuhr fort: „Und weiter wissen Sie nichts, gar nichts von Ihrer Herkunft? Wie geht das zu? Erzählen Sie mir das genau, recht genau, lieber Doktor, versteht sich, wenn Sie wollen. Die Sache klingt in der That ganz verwunderlich; sie interessirt mich sehr, besonders da ich lebhafteste Theilnahme für Sie gefaßt habe. Wollen Sie, Doktor?“

„Recht gern, Excellenz! Aber Sie werden wenig mehr dadurch erfahren, als Sie jetzt bereits wissen.“

„Thut nichts! Fangen Sie nur an!“ entgegnete er, und ich erzählte:

„Die dreitägige Schlacht bei Leipzig war geschlagen und am 19. Oktober wurden die Thore der Stadt mit stürmender Hand genommen. Die Franzosen flohen nach allen Richtungen, die Verbündeten drangen von allen Seiten ein,

und als die siegreichen Monarchen die Stadt betraten, mußten erst Kavallerie-Mannschaften vor ihnen her die Straßen säubern, die von Fuhrwerken aller Art, Transport- und Munitions-, Geschütz- und Krankenwagen, Karren und Kutschen, Flüchtlingen, todtten und verwundeten Menschen und Pferden vollständig verstopft waren, während an anderen Stellen der Stadt, namentlich gegen die Thore hin, gleicher Wirrwarr, gleiches Gedränge und erbittertes Kampfgewühl herrschten.

Um jene Zeit näherte sich ein kleiner Trupp französischer Flüchtlinge, dem es gelungen war, dem Kampfesstoben in der Stadt zu entinnen, einem Bauernhose, der hinter Plagwitz, entfernt von der großen Landstraße, dicht an dem Saume eines Gehölzes lag. Das Dach des Hauses war eingeschossen und zusammengestürzt, die beiden zur Seite gelegenen bescheidenen Scheunen und Stallungen waren niedergebrannt. Der Zaun, der das Gehöft umgeben hatte, war niedergedrückt und das Holzwerk fortgeschleppt, um als Feuerungsmaterial benutzt zu werden. Das Vieh war geraubt und fortgetrieben, das Haus ausgeplündert, aber es stand doch wenigstens noch aufrecht mit seinen Mauern.

Der alte Bauer nebst seinen Söhnen und Töchtern hatte sich während der Schreckenszeit geflüchtet und in dem nahen Walde verborgen gehalten. Jetzt waren sie zurückgekehrt, um nach ihrer zerstörten Habe zu sehen, und hielten sich, als die Flüchtlinge näher kamen, im Keller versteckt, wo sie niedergedauert durch ein Luftloch in der Mauer hinausspähten und in Angst und Besorgniß abwarteten, ob jene Schaar vorüberziehen oder in das Haus einfallen würde.

Im Gefolge jener Männer, die jetzt an das Haus herangekommen waren, aber, ohne Notiz von demselben zu nehmen, eilig ihren Marsch fortsetzen zu wollen schienen, befand sich ein elender zweiräderiger Karren, von einem halbverhungerten Gaul gezogen. Auf einem Bunde Stroh saß zur Linken, mit verbundenem Haupte, ein französischer Offizier, dessen linker Arm vom Ellenbogen abwärts mit Bandagen umwickelt war und in einer schwarzen Schlinge vor der Brust ruhte.

Rechts saß eine bleiche junge Frau, um deren Leib der Verwundete seinen rechten Arm geschlungen hatte. In ihren Händen hielt sie die Zügel des Rosses und die Peitsche, um dasselbe anzutreiben. Zwei Lederkoffer, mit Stricken an den schmalen Seitenbrettern des Karrens befestigt, dienten den Beiden als Rückenlehnen.

Eben war der Karren dem Hause gegenüber angelangt, als plötzlich aus dem Walde eine Kette Kosaken mit lautem Hurrah hervorbrach und auf die Franzosen einsprengte. Lautes Schreien und Rufen hübten und drübten, Gewehrfeuer von beiden Seiten, Kampfgetümmel, Lanzenstiche, Säbelhiebe, Fluchen und Gewimmer, Flüchten und Verfolgen, das Alles ging im Laufe weniger Minuten an den ängstlich Laufenden vorüber. Bald darauf herrschte lautlose Stille, und als die Geängstigten sich endlich aus ihrem Schlupfwinkel hervortragten, waren die Franzosen bis auf den letzten Mann vernichtet und die Kosaken verschwunden. Das Pferd war getödtet, das Gepäck gestohlen und neben dem ausgeraubten Karren lag auch der unglückliche Offizier, der, von einem Lanzenstiche in die Brust getroffen, soeben

den letzten Athemzug aushauchte. Die junge Frau aber lag, aus einer Brustwunde blutend, neben ihm und hatte — o Jammer und Entsetzen! — während des Kampfes einem Knäblein das Leben gegeben.

Die älteste Tochter des Bauers, welche vor drei Tagen erst ihr einziges, zwei Monate altes Söhnlein verloren hatte, nahm sich hilfreich und erbarmungsvoll der Mutter und des Kindes an. Aber die Mutter verschied, kaum daß man sie in das Haus getragen hatte, ohne zur Besinnung zu gelangen. — Das Kind war ich!

Der Offizier und sein Weib liegen auf dem Kirchhofe von Plagwitz bestattet.

Der eine der Ringe, der größere, wurde an der verbundenen Hand meines Vaters gefunden; der kleinere am Finger meiner Mutter. Wie er dort der Aufmerksamkeit der plündernden Kosaken entgehen konnte, ist kaum zu begreifen. Die beiden Medaillons befanden sich in einem Schächtelchen, welches meine Mutter im Kleide verborgen hielt. Nach den Aussagen aller Leute, welche die Bilder sahen und die Zeichen mit denselben verglichen — auch der Schulze und der Pfarrer befanden sich unter diesen — war die Aehnlichkeit derselben mit den Gestorbenen eine unverkennbare und zweifellose.

Diese vier Gegenstände, Eure Excellenz, welche hier vor uns liegen, sind das einzige Erbtheil, welches meine Eltern mir hinterließen, und zugleich die einzige Erinnerung an die, welche mir das Leben gaben, aber, so fürchterlich jäh vom Tode hinweggerafft, mir nicht einmal ihren Familiennamen hinterlassen konnten.

Die junge Frau, welche sich meiner mütterlich annahm, mich hegte und pflegte und ihr Leben lang darbt, um mir eine gute Erziehung geben zu können, gab mir den Namen Karl, denn so hatte ihr verstorbenes Söhnlein geheißt; und der Pfarrer fügte die beiden Namen Eli und Bernard hinzu, entsprechend den beiden Namen, welche sich auf den Medaillons vorfanden. Unter diesen Namen bin ich in das Kirchenbuch eingetragen, in welchem auch über die näheren Umstände, unter welchen ich zur Welt kam und gefunden wurde, der entsprechende Vermerk gemacht worden ist.“

„Und Sie haben nie den Versuch gemacht, die Familie, aus der Sie abstammen, zu entdecken?“ fragte der General. „Die Wappen auf den Ringen hätten Sie dabei wohl auf die richtige Spur leiten können.“

„Nein, Eure Excellenz!“ entgegnete ich. „Und wenn mir dann und wann auch dieser Gedanke auftauchte, so mußte er wieder zurückgedrängt werden. Um dergleichen Spuren aufzusuchen und zu verfolgen, namentlich in einem fremden Lande, muß man Geldmittel besitzen. Für das tägliche Brod zu sorgen, lag mir näher. Und selbst dann, wenn ich eine solche Spur gefunden hätte, und hingetreten wäre vor meine Familie und gesprochen hätte: ‚Da bin ich, nehmt mich auf in Eure Mitte und gebt mir mein Erbe!‘ Würde man mich nicht vielleicht als einen Betrüger betrachtet und durch langwierige Prozeßverhandlungen unterdrückt haben? — Nein, wenn es mir auch heute noch traurig genug ergeht, werde ich mich durcharbeiten mit Kopf, Herz und Hand, zu einer befriedigenden Existenz.“

Der alte Herr betrachtete mich mit leuchtenden Augen, schüttelte mir kräftig die Hand und sagte:

„Doktor, Sie sind ein braver Junge, ein ganzer Kerl! Das gefällt mir. Aber selbst, wenn Sie nicht eintreten wollen in eine große Familie, so müßte es Ihnen doch Freude machen, Ihrer Eltern Namen zu wissen und sich selbst sagen zu können: Auch wenn ich meiner Eltern Namen nicht führe, ich kenne ihn doch und will ihm Ehre machen! Sehen Sie, Doktor, da habe ich in Berlin einen großen Kreis von Freunden und Bekannten, und unter diesen auch Solche, welche sich mit dem Studium der Heraldik gar emsig befassen. Da müßte es doch mit dem Teufel zugehen, wenn die nicht aus ihren Büchern herausfinden sollten, welchen Familien Ihr Vater und Ihre Mutter angehörten. Vertrauen Sie mir einmal Ihre Ringe und Medaillons an, ich hoffe, wir werden das bald heraus bringen. Wollen Sie, Doktor?“

Ich erwiderte: „Wenn Eure Excellenz wünschen, warum sollte ich Ihnen nicht meine einzigen Besitztümer anvertrauen? Von Herzen gern! Ich fürchte nur, die Entdeckung, selbst wenn sie gelingt, wird nicht zu meiner Befriedigung ausfallen, ja mir vielleicht den inneren Frieden rauben und mich in Widerstreit mit meinem eigenen Herzen bringen. Weiß ich erst, welchen Familien mein Vater und meine Mutter entstammten, würde ich dann nicht auch weiter gehen und erfahren wollen, welchem Zweige derselben? Würde ich dadurch nicht unwillkürlich zu der Forschung getrieben werden: Welche Besitztümer hatten sie und wer besitzt jetzt das Erbe, das von Rechts-

wegen mir gehört? Dann aber möchte auch schließlich wohl der Wunsch in mir erwachen, den jetzigen Eigenthümer aus dem Erbe zu vertreiben, obwohl er es doch schon seit mehr als sechsundzwanzig Jahren besitzt. Zu welcher grausamer Härte für manchen Unschuldigen könnte die Verfolgung meines Rechtes nicht führen? — Ich ängstige mich bei diesem Gedanken, Eure Excellenz, und ich verzichte daher lieber auf jegliche nähere Kenntniß."

„Hm! Wie Sie wollen! Tausend Andere würden darüber nicht so denken!“ sagte der General kurz, legte die beiden Ringe und Medaillons schweigend in die kleine Schachtel und steckte dieselbe in die Brusttasche seines Rockes. Dann zu mir sich wendend sprach er mit großem Ernste: „Ich habe von Ihnen eine Geschichte gehört, die wie die Erfindung eines Romanes klingt und dennoch Wahrheit ist. Bitte, fahren Sie fort, mir zu erzählen, was weiter mit Ihnen geschah.“

„Dann muß ich Ihnen zuerst die Leute schildern, Eure Excellenz, unter denen ich aufwuchs.“

Da war zuerst der alte Bauer, Michel Schneeweiß, dessen Frau schon seit Jahren todt war. Das Besitztum desselben war nicht bedeutend, hatte aber die fleißigen Leute bisher reichlich ernährt. Jetzt aber war die Noth groß. Das Haus war eine Ruine, die Scheuer war mit dem Segen der Ernte eingäschert, die Stallung verbrannt, das Vieh geraubt, das Hausgeräth zer schlagen und verwüstet; aber glücklicherweise waren ein paar Hundert Thaler baaren Geldes gerettet, die man im Walde vergraben gehabt hatte.

Mit diesen geringen Mitteln mußte man jetzt wieder

von vorn anfangen, und es ging im Hause gewaltig knapp her. Der Knecht und die Magd, welche sich ein paar Tage später wieder einfanden, wurden entlassen; man hätte sie nicht ernähren können. Der Vater aber und die beiden Söhne gingen wacker an die Arbeit, und die beiden Töchter schafften unverdrossen mit, im Hause und auf dem Felde.

Die älteste Tochter Lisbeth war es, welche sich meiner mütterlich angenommen hatte. Sie war eine verheirathete Frau und durch die Kriegsverhältnisse veranlaßt worden, an den väterlichen Herd zurückzukehren. Sie hatte einige Jahre vorher einen jungen Mann kennen gelernt, einen Preußen, der aus Potsdam gebürtig war, und in einer bedeutenden Druckerei zu Leipzig als Setzer arbeitete. Nachdem Beide sich verheirathet hatten, war sie ihm in seine Vaterstadt gefolgt, woselbst seine Eltern ein kleines Häuschen besaßen. Dort zogen auch die jungen Eheleute ein, und der junge Mann arbeitete weiter in seinem Geschäfte. So verstrich nahezu ein Jahr; da erschien der Aufruf Friedrich Wilhelm's III.: „An mein Volk!“ Den jungen Mann hielt es nicht länger mehr hinter seinen Schränken, die allgemeine Begeisterung hatte auch sein Herz entflammt, und obwohl er in wenigen Monaten die Aussicht hatte, ein glücklicher Vater zu werden, riß er sich dennoch los von den klagenden Eltern, dem innig geliebten Weibe, und stellte sich freiwillig.

Als Lisbeth sah, daß weder ihre Bitten, noch ihre Thränen ihn von dem gefaßten Entschlusse zurückhalten konnten, da flehte sie ihn an: „Laß mich zurückkehren in

mein Vaterhaus, ich würde hier unter den fremden Leuten vor Gram vergehen! Wenn Du zurückkommst aus dem Kriege, dann hole mich dort, oder schreibe mir, daß ich komme. Bitte, bitte, laß mich ziehen, ich habe Sehnsucht nach den Meinen in dieser schrecklichen Zeit. Dort will ich Gott bitten bei Tag und bei Nacht, daß er Dich in seinen gnädigen Schutz nehme und bald gesund wieder heimkehren lasse zu Deinem armen Weibe und Kinde!

Isibeth kehrte heim zu den Ihren, um dort sowohl des Weibes höchstes Glück kennen zu lernen, als auch des Lebens höchste Bitterkeit zu erdulden. Sie wurde Mutter eines schönen, lieblichen Knaben, um denselben zwei Monate später unter den schwersten Schrecknissen des Kriegselendes wieder zu verlieren. Noch waren ihre ersten Schmerzenthänen nicht versiegt, da fand sie mich und legte mich an ihre Brust, um nimmer wieder von mir zu lassen. Möge Gott ihr vergelten, was sie an mir gethan. Ich habe es leider nicht gekonnt, wie ich es als mein höchstes Glück gewünscht hätte!

Von ihrem Manne kamen aus Frankreich nur spärliche Nachrichten. Sie lauteten tröstlich über sein Befinden, aber seine Wiederkehr verschob sich von Monat zu Monat, von Jahr zu Jahr. Da floß manche stille Thräne der Wehmuth und des Kummer's, und unter diesen Thränen bin ich stark und kräftig herangewachsen bis in mein drittes Jahr.

Dann trat eines Tages gegen das Ende des Jahres 1815 ganz unverhofft ein prächtiger, hochgewachsener, blühender Kriegsmann in unsere Thüre, dem Isibeth jauchzend

und weinend an die Brust flog, und wenige Tage später trug mein Pflegevater mich auf seinen kräftigen Armen hinaus vor die Thüre und hob mich in einen Planwagen, in welchem Lisbeth saß, wir fuhren davon — und den alten Großvater, seine beiden Söhne und die liebe Tante Minna sah ich niemals wieder.

Ich weiß nicht, um wie viele Tage später wir dann in Potsdam ankamen und dort wieder die frühere Wohnung meiner Pflegeeltern bezogen; jedoch erinnere ich mich dunkel noch der beiden Eltern des Pflegevaters, welche ein Jahr oder anderthalb nach unserem Einzuge starben. Das ist die früheste Erinnerung, welche ich an irgend eine Persönlichkeit mir bewahrt habe.

Aber die Großeltern waren es nicht allein, welche erkrankten und starben. Auch mein Pflegevater, der doch so stark und kräftig aus dem Kriege zurückgekommen war, fing bald zu kränkeln an, wurde immer schwächer und schwächer, so daß er endlich das Bett nicht mehr verlassen konnte. Er starb, als ich gerade sechs Jahre alt geworden war.

Auch er hatte mich zärtlich geliebt und sich viel mit mir beschäftigt bis zu den letzten Tagen seines Lebens hin; und als er gestorben, war ich soweit schon im Lesen, Schreiben und Rechnen vorgeschritten, daß ich nicht mehr eine Vorbereitungsschule zu besuchen brauchte, sondern sogleich in die Sexta des Gymnasiums aufgenommen werden konnte.

Der gute alte Rektor Büttner wies mich zuerst ab, weil ich noch viel zu jung sei. Als aber die Mutter in ihrer Trauerkleidung gar nicht abließ ihn zu bitten, mich

doch nur ein ganz klein wenig examiniren zu wollen, entschloß er sich endlich doch dazu. Und je mehr er fragte, und je mehr ich antwortete, um so häufiger klopfte er mir beifällig mit der Hand auf Kopf und Schultern und sagte: „Bravo, mein Söhnchen, bravo mein Söhnchen!“

Dann aber klingelte er dem alten Bedell Neutöber und beauftragte ihn, den Herrn Konrektor Bauer und den Herrn Subrektor Schmidt herbeizurufen, und als die beiden Herren erschienen waren, begann die Prüfung von Neuem. Darauf traten die drei Herren zusammen zu leiser Berathung, und das Resultat ihrer Besprechung war, daß ich angenommen wurde und als wohlbestallter Sextaner an der Hand meiner vor Freude weinenden Pflegemutter wieder nach Hause schritt.

Was soll ich aber nun weiter noch von meinem Schul- und Universitätsleben sagen? Durch die Krankheiten und Todesfälle war das kleine Häuslein so tief verschuldet worden, daß die Mutter dasselbe verkaufen mußte. Sie saß Tag und Nacht emsig bei der Näharbeit, ich aber studirte fleißig. Als ich bis nach Quarta gekommen war, begann ich schon damit, einigen meiner Mitschüler, namentlich solchen aus den unteren Klassen, Nachhilfe zu ertheilen. Damals bekam ich freilich nur einen Silbergroschen für die Stunde, später zwei und einen halben, und als Primaner sogar fünf. Das war allerdings nicht viel, aber ich that es gern und freute mich über den Verdienst, den wir gar nöthig brauchten. Als Primus omnium verließ ich die Schule, mit einem ausgezeichneten Zeugnisse versehen, um in Berlin Medicin zu studiren.

Der Direktor und die Lehrer, welche mir sämmtlich wohl wollten, hatten unter den angesehensten Leuten der Stadt für mich gewirkt, so daß mir für jedes Studienjahr eine Unterstützung von einhundert Thalern zugesichert werden konnte. Ich war erst wenig über sechzehn Jahre alt, und einhundert Thaler erschienen mir noch als ein großes Vermögen. Obschon ich aber fast sämmtliche Collegia frei oder gestundet bekam, habe ich doch unsägliche Mühe und Noth gehabt, mich durchzuschlagen und durch Ertheilung von Unterricht, durch Uebersetzung wissenschaftlicher Abhandlungen u. s. w. mir die Mittel zum Unterhalte zu verschaffen.

Daß ich nach vollendetem Studium alsbald mein Doktor-examen machen konnte, verdankte ich ganz allein der nimmer endenden, aufopferungsvollen Liebe und Zärtlichkeit meiner Pflegemutter; denn während meiner Studienzeit war ihr Vater gestorben und ihr dadurch ein kleines Kapital zugefallen, welches sie unter allen Entbehrungen so fest hielt, daß auch nicht ein Groschen davon zu einem anderen Zwecke verwendet wurde.

Ein junger livländischer Baron, dessen Bekanntschaft ich gemacht hatte, nahm mich sofort als Arzt auf seine Güter mit. Zwei Jahre später wurde er auf der Jagd durch Fahrlässigkeit erschossen. Ich kehrte nun in die Heimath, froher Hoffnungen voll, zurück. Ich hatte mir eine kleine Summe Geldes erspart und hoffte, mich mit Hilfe derselben an irgend einer Universität habilitiren zu können. Es sollte anders kommen! Der Reisekoffer, in den ich meine Bücher und Instrumente, mein Geld und meine übrige Habe verpackt hatte, wurde mir unterwegs gestohlen.

Ich rettete nur, was ich in einer Hutschachtel und einem winzigen Tornister aufbewahrt hatte. Entblößt von Allem traf ich bei meiner Pflegemutter ein, zeitig genug, um von der auf dem Sterbebett Liegenden den Segen zu empfangen, die Ringe und Medaillons an mich zu nehmen und ihr die Augen zudrücken zu können. Ihre Hinterlassenschaft reichte eben aus, um die Kosten für die Beerdigung zu decken."

Nachdem ich dem General schließlich noch von der hilflosen Lage, in welche ich nun gerieth, von dem Edelmuth meines Freundes v. d. Nahe und von meiner damaligen Lage erzählt hatte, sagte er zu mir:

"Sie haben mir da eine eigenthümliche Geschichte zum Besten gegeben, mein lieber Herr Doktor. Danke Ihnen bestens für das Vertrauen, das Sie mir damit erwiesen. Aber nicht verzagen, junger Mann! Kopf hoch, Brust 'raus! Auf Regen folgt Sonnenschein, und die Welt ist rund und muß sich drehen. Passen Sie auf, Sie kommen auch noch oben auf!"

Die Thüre öffnete sich, die junge Comtesse kehrte zurück von ihrem Spaziergange, einen tüchtigen Strauß der ersten Feld- und Wiesenblumen in der Hand haltend.

"Na, Kexa, wieder da?" rief er der Tochter freundlich entgegen. „Und sehen Sie einmal da, Doktor, eine ganze Karre voll Gänseblümchen und sonstigem grünen Gemüse bringt sie herangeschleppt! War's hübsch draußen, Kind?"

"Prächtig, Väterchen!" sagte das junge Mädchen, indem sie zu dem General trat und ihn zärtlich küßte. „Mach' nur, daß Du auch bald hinaus kommen kannst in den herrlichen Sonnenschein!"

„Hast Recht, Kind,“ sagte der alte Herr, „halt's nicht länger mehr aus. Wollen 'mal gleich eine Attaque auf den Doktor machen und Du kannst mir zum Sulturs heranrücken. Reich' mir gefälligst die Krücken her, Kera; will 'mal dem Doktor einen Parademarsch vorführen!“

Nachdem er mühsam einige Male das Zimmer durchhumpelt hatte, blieb er vor mir stehen und sagte:

„Na, sehen Sie, Doktor, das geht! Und nun gehe ich auch in's Freie — morgen schon, nicht wahr?“

„Nein, Eure Excellenz, nicht daran zu denken!“ entgegnete ich trocken. „Acht Tage lang muß ich Sie mindestens noch unter den Augen behalten, bis Sie gründlich ausexercirt sind. Das ist immer noch nur eine Rekrutenleistung.“

„Sapperlot, Doktor!“ rief er. „Ich muß aber fort! Da sehen Sie nur einmal die Haufen von Kondolenz-, Freundschafts- und Dienstpapieren, die da rings umher aufgestapelt liegen! Meinen Sie denn, daß ich die sammt all' dem Plunder, der noch hinzukommen wird, hier schriftlich beantworten soll? Soll ich vom Schreiben auch noch so lahm werden an den Händen, wie ich's an den Weinen bin? Nein, mündlich muß das abgemacht werden, und darum fort, fort, fort von hier! Nicht wahr, Kera?“

„Ei nun, Väterchen,“ entgegnete die junge Dame, „es ist zwar ganz hübsch hier, aber in Berlin könnte es mir auch einmal zur Abwechslung wieder recht gut gefallen, und der Herr Doktor wird sicherlich nicht solch' ein Unmensch sein, mich allein fahren lassen zu wollen, um Dich hier reglementsmäßig ausexerciren zu können.“

Ich verneigte mich und sprach: „Gnädigste Comtesse, ich habe Seiner Excellenz schon früher gesagt, ich lasse mir nichts abhandeln; wenn aber auch Sie sich auf das Markten verlegen, so will ich versuchen, wie weit ich nachgeben kann. Eure Excellenz sind ein geduldiger, ruhiger und gehorsamer Patient gewesen, das muß ich rühmend anerkennen, und die Fortschritte, welche Sie gemacht haben, haben mich überrascht. Von einer Abreise morgen oder übermorgen kann in keinem Falle die Rede sein. Zeigen sich aber während dieser Zeit derartige Fortschritte, wie ich sie wünsche, so mögen Excellenz am Tage darauf die Reise antreten. Ist das aber nicht der Fall, so würde ich es vor Ihnen und vor mir selbst nicht verantworten können, meine Einwilligung dazu zu geben. Jedenfalls bitte ich indeß darum, daß Eure Excellenz mir gestatten, in Ihrem Reisewagen diejenigen Vorkehrungen zu treffen, die ich für die Schonung des kranken Fußes als nothwendig erachte; und daß Sie weiterhin mir versprechen, pünktlich den Anordnungen Folge zu geben, welche ich während der Dauer der Reise für unumgänglich nothwendig halte. Nachher mag Ihr Hausarzt das Weitere anordnen.“

„Punktum, Doktor, soll ein Wort sein!“ rief der General vergnügt. „Morgen und übermorgen will ich Fortschritte machen, daß Ihnen vor Bertwunderung die Haare zu Berge stehen sollen! Lassen Sie den Wagen herrichten, wie es Ihnen gut dünkt, und Ihre letzten Weisungen sollen mit militärischer Pünktlichkeit befolgt werden!“

Am dritten Morgen halfen wir denn auch dem General,
Bibliothek. Jahrg. 1884. Bd. V.

der seelenbergüht war und mit den herzlichsten Worten von mir Abschied nahm, in seinen Wagen.

„Sobald Sie nach Berlin kommen, erwarte ich Sie bei mir, Doktor!“ rief er mir noch zu, als die Koffe anjogen; und seine Tochter, die mir freundlich Lebewohl gesagt hatte, grüßte noch einmal zum Schläge hinaus und ließ ihr Taschentuch wehen.

Lange stand ich und sah wehmüthig dem schnell sich entfernenden Wagen nach. Es war mir, als ob er einen Theil meines Selbst entführe. Der vertrauliche Umgang mit dem alten Herrn, hatte mich tiefe Einblicke in Verhältnisse thun lassen, die bis dahin mir fern gelegen hatten, und meinen Gesichtskreis für Welt und Leben erstaunlich erweitert; während das Zusammensein mit seiner Tochter, in seiner wahrhaft geschwisterlichen Einfachheit, mein Herz und meine Gefühle wohlthuend angeregt ur auf neue, höhere Bahnen hingeleitet hatte. Ich fühlte eine unendliche Leere in mir, wie ich dem Wagen nachschaute.

Als ich endlich mein Zimmer wieder betrat, fand ich auf dem Tische ein versiegeltes Schreiben, dessen Adresse die kräftigen, charakteristischen Schriftzüge des Generals trug. In wahrhaft rührenden Worten bedankte er sich bei mir für die Sorge, die ich um ihn getragen, und schloß damit, daß er mich mit aller Bestimmtheit bei sich erwarte, sobald ich nach Berlin kommen würde.

Dem Briefe beigeflossen, in einem besonderen Umschlage, war ein Päckchen Banknoten, deren Betrag mich in maßloses Erstaunen versetzte. So viel Geld auf einem

Hausen hatte ich noch niemals gesehen, viel weniger mit meinen Händen berührt. Ich wußte kaum, ob das Scherz oder Ernst sein sollte. Diese Summe reichte hin, mich auf ein paar Jahre zu erhalten und vor aller Noth zu sichern. Das Glück war bei mir eingelehrt, reich, überschwänglich reich! Aber ich wußte nicht, daß diese Gabe nur die erste sei aus seinem Füllhorn, und daß bald sein ganzer Inhalt über mich ausgestreut werden sollte.

Vier Tage später, ich hatte kaum erst mich mit der Freude über meinen unerhofften Reichthum auf einen vertraulichen Fuß gesetzt, kam ein zweiter Brief des Generals aus Berlin an mich. Er schrieb:

„Lieber Doktor! Die Reise ist glücklich von Statten gegangen, Dank Ihren Vorkehrungen, und ich glaube, meine Besserung macht Fortschritte. Möchte die Krücken so bald als möglich in die Ecke werfen, weiß aber augenblicklich nicht, wie ich mich ferner verhalten soll. Mein alter Hausarzt, der Geheimrath Roder, ist am Tage vor meiner Rückkehr begraben worden. Sie wollen fort von Emmern, thun Sie mir den Gefallen und verlassen Sie das Nest augenblicklich. Ich kann Ihnen zwar nichts Anderes anbieten, als die bei mir erledigte Hausarztstelle; aber ich denke, es soll nicht lange dauern, bis Sie größere Praxis haben werden. Will nach Kräften dafür sorgen! Um eine Wohnung brauchen Sie sich nicht weiter zu bemühen. Mein Haus ist groß und ein paar unbewohnte Zimmer werden soeben für Ihren Gebrauch hergerichtet. Paßt Ihnen das, so packen Sie Ihre Siebensachen schleunigst. Ich erwarte Sie mit Ungeduld. Rexa läßt sich höchstens grüßen!“

Ob mir das paßte? Patienten hatte ich in diesem Augenblicke sehr wenige, schwer Erkrankte gar nicht. Kein Zeitpunkt als der gegenwärtige konnte günstiger sein, alle Beziehungen in Emmern abzubrechen.

Ich packte, machte meine Abschiedsbesuche, und drei Tage darauf hielt eine Droschke mit mir und meinem Gepäck belastet, vor dem Hause des Generals.

Der alte Martin empfing mich mit freundlichem Schmunkeln unter dem Thortwege, hieß einen Diener meine Koffer forttragen und sagte während wir die Treppe hinaanstiegen:

„Seien Sie willkommen, Herr Doktor! Seine Excellenz haben große Freude gehabt, als gestern Ihr Zusagebrief ankam; sie halten große Stücke auf den Herrn Doktor — hier herein, wenn ich bitten darf!“

Ich fand den alten Herrn, der mich auf's Innigste, ich möchte fast sagen mit Bärtlichkeit empfing, wirklich auf dem Wege der Besserung vorgeschritten. Trotzdem aber vergingen noch Wochen, bevor er die erste, und Monate, bevor er die zweite Krücke wegwerfen konnte. Das hinderte ihn indessen nicht, sich viel außerhalb des Hauses zu schaffen zu machen, obschon es ihm ärgerlich war, dadurch von größeren Reisen abgehalten zu werden, die, wie er behauptete, ihm zur dringendsten Nothwendigkeit geworden seien.

Mir hatte man die prächtig ausgestattete linke Hälfte des unteren Stockwerks zur Verfügung gestellt, mit fünf, sage fünf großen, ineinander gehenden Zimmern, in denen ich mit meinen zwei Koffern, einem Felleisen und einer Futschachtel mich allerdings recht winzig ausnahm.

Dazu hatte man einen Diener zu meiner alleinigen Verfügung gestellt, nebst einem Pferde, das nach Belieben geritten oder in ein allerliebstes Cabriolet eingespannt werden konnte. Kurz, ich wurde behandelt wie ein junger Prinz, und am Ersten jedes Monats brachte mir Martin eine höchst ansehnliche Summe zur Bestreitung meiner kleinen Bedürfnisse in einem verschlossenen Couverte als das verdiente ärztliche Honorar.

Merkwürdig war es, wie ich bald hier, bald dort in irgend eine hohe aristokratische Familie als ärztlicher Beistand berufen wurde, und meine lohnende Praxis von Tag zu Tag sich vermehrte. Der General aber liebte es, mich so viel als möglich um sich zu haben und war, als er erst wieder die Treppen zu steigen vermochte, auch ein häufiger Besucher in meinen Zimmern. Sonst empfing ich, außer meinem treuen Freunde Schrumm, keine Besuche in meiner Behausung.

In meiner freien Zeit beschäftigte ich mich fleißig mit wissenschaftlichen Arbeiten, und nun fand ich auch bald einen Verleger, der mich höchst anständig honorirte. Meine Schriften erregten Aufsehen in wissenschaftlichen Kreisen, und nun konnte ich getrost auch daran denken, meinen Lieblingsplan zur Ausführung zu bringen und im nahenden Wintersemester als Privatdozent aufzutreten.

„Recht so,“ sagte Excellenz, als ich ihm mein Vorhaben mittheilte, „aber die Arbeit ist es nicht allein, lieber Doktor, die den Menschen bildet; dazu gehört auch der Umgang mit Menschen, und der darf nicht vernachlässigt werden. Besuchen Sie fleißig Theater, Konzerte, Oper und

alle sonstigen Schenkwürdigkeiten der Stadt. Sie müssen über Alles ein Urtheil gewinnen; und wenn die Zeit der Gesellschaften heranrückt, sollen Sie auch unsere Gesellschaften kennen und sich darin bewegen lernen.“

Da hatte ich denn allerdings Manches zu lernen, wovon ich, armer Kerl in meinen bisherigen Verhältnissen niemals eine Ahnung gehabt hatte; und da war es denn nun zu meinem Glücke die junge Comtesse, welche sich die Mühe nicht verdrießen ließ, den ungelenten jungen Bären zum wohlbreffirten Tanz- und Gesellschaftsbären zurecht zu stutzen.

Auch sie hatte mich mit der alten Freundlichkeit empfangen, und als sie gelegentlich dahinter kam, daß ich eine ganz passable Tenorstimme besitze, hatte sie nicht eher geruht, als bis ich mit ihr ein Duett einstudirte. Das war der Anfang meiner Civilisirung. Ferner mußte auch meine verstaubte Geige wieder hervorgeholt werden, um ihr Klavierpiel zu begleiten, und dann machte sie mich auch noch sogar mit ihren Freundinnen bekannt. Denen mußte ich, wenn sie zum Besuche kamen, Auskunft ertheilen über Bücher, welche gelesen werden sollten, über Dichter &c. und als lebendiges Konversationslexikon dienen, sobald Auskunft über einen fremden Gegenstand verlangt wurde, oder ich mußte auch selbst wohl Gedichte machen für diese oder jene außerordentliche Gelegenheit. Dabei mag ich mich anfangs linksch genug angestellt haben, aber mit der Zeit lernte ich doch mich in den Verkehr mit Damen finden und verlor bald mit der ersten Schüchternheit auch ein gutes Theil jener Blödigkeit und Eßigkeit, welche mir bisher eigen waren.

Der General ließ keine Gesellschaft im Hause vorübergehen, ohne daß ich zu derselben eingeladen wurde, späterhin auch Schrumm, den er bei mir kennen gelernt hatte und von dem er behauptete, er sei ein wahrer Prachtkerl, dieser junge Riese und Freiherr v. d. Nahe. Mitunter konnte es fast zweifelhaft erscheinen, wem er mehr gewogen war, seinem Schrumm oder mir.“

Bis hieher war mein Freund Karl Bernard in seiner Erzählung gekommen, da trat ein Diener ein und meldete:

„Seine Excellenz, der Herr Staatsminister v. L.“

Karl ging demselben bis an die Thüre entgegen und stellte sich ihm nach der ersten Begrüßung vor.

„Ich bedaure unendlich, Sie zu stören, mein lieber Graf!“ sagte der Minister zu Karl, „und noch mehr habe ich bedauert, daß Sie heute morgen vergeblich sich zu mir bemüht haben. Von Ihrer Frau Gemahlin, die ich bei meiner Frau traf — die Damen hatten eine große Sitzung in Armenangelegenheiten — erfuhr ich, daß Sie schon morgen auf Ihre Güter reisen wollen, und da mochte ich Sie doch nicht scheiden lassen, ohne Ihnen eine glückliche Reise gewünscht zu haben. Die Frau Gräfin war so gütig, mir mitzutheilen, daß ich Sie bestimmt zu Hause treffen würde und ich hatte die Ehre, sie heimbegleiten zu dürfen.“

Der Herr Minister empfahl sich bald wieder; ich aber hatte in stummem Erstaunen den gewechselten Worten gelauscht, und als mein Freund von der Begleitung seines Besuches zurückkehrte, trat ich vor ihn hin und sagte:

„Ich habe still und ohne Dich zu unterbrechen, bisher der Erzählung Deines merkwürdigen Lebensganges zugehört;

jetzt aber, Karl Bernard, seitdem ich Dich „Herr Graf!“ nennen hörte, kann ich es nicht mehr. Sage mir, wer oder was bist Du denn eigentlich?“

Karl Bernard lachte. „Eigentlich hat mir der Herr Minister die Ueberraschung verдорben, welche ich noch für Dich in petto hatte. Thut nichts! Ueberrascht bist Du doch! So höre denn: Für Dich, mein alter Fidelis, bin ich, was ich immer war, Dein treu ergebener Schul- und Universitätsfreund, der Doctor medicinae Karl Eli Bernard. Für das profanum vulgus aber bin ich Graf Karl Eli Bernard v. Babern, Erb- und Majoratsherr eines der bedeutendsten Güterkomplexe, Schwiegersohn und Neffe Seiner Excellenz des Herrn Generals Grafen v. Babern, der leider schon vor fünf Jahren das Zeitliche segnete, und der hochbeglückte Gatte seiner Tochter Rega, die ich Dir heute als meine Frau Regina bereits vorgestellt habe!“

Staunend erwiderte ich: „Mir wird von alledem so dumm, als ging’ mir ein Mühlrad im Kopf herum! Wie ist es denn möglich, daß Du, der Franzose, den Namen eines der ältesten deutschen Adelsgeschlechter tragen kannst?“

„Das ist leicht begreiflich,“ erwiderte jener, „denn ich bin gar kein Franzose, und auch meine Eltern waren keine Franzosen, sondern Deutsche.“

„Oho!“ sagte ich überrascht. „Wie aber gelangtest Du zu dieser Entdeckung?“

„Auch das sollst Du erfahren! Bitte, setze Dich und höre weiter: Nahezu ein Jahr war verstrichen, seitdem ich in dem Hause des Generals lebte; und von Tag zu Tag hatte die Zuneigung des alten Herrn zu mir sich vermehrt.

Ich machte meine Krankenvisiten, laß mein Colleg, woran der alte Herr seine ganz besondere Freude hatte, besuchte Bälle, Konzerte und sah, was irgend sehenswerth war; ich geigte und sang mit Regina, wurde eingeladen zu Soupers und Diners, kurz, ich führte ein paradiesisches Leben und hatte nur die eine Furcht, unversehens einmal ausgetrieben zu werden aus dem Paradiese; denn ich konnte mir endlich nicht mehr verhehlen, daß ich Regina liebte mit allen Kräften meiner Seele.

Nochte ich mir auch vorhalten, wie groß, wie unübersteiglich groß die Kluft sei zwischen ihr und mir, mein Herz ließ sich nicht zwingen. — Daß die Geliebte mir nicht abgeneigt sei, lag in ihrem ganzen Verkehre mit mir ausgesprochen; zugleich aber auch, daß sie noch nicht wie ich zum klaren Bewußtsein durchgedrungen war. Darin lag einerseits eine Beruhigung, andererseits aber auch die gefährdrohendste Klippe für mich. Konnte ich mit dem Aufgebote aller Willenskraft es wohl verhalten, daß nicht unversehens einmal ihre unbefangene Vertraulichkeit mich die Schranken würde durchbrechen lassen, die ich einzuhalten mir fest gelobt hatte? Was dann? Schmach und Schande wäre mein wohlverdientes Loos geworden. Ich wollte meinem Wohlthäter nicht mit Undank lohnen. Ich mußte mein thörichtes Herz bändigen, und dazu gab es nur einen Weg — Trennung!

Der Schluß des Semesters und meiner Vorlesungen stand in wenigen Wochen bevor. Ich beschloß, meine Stellung aufzugeben und mich in irgend einer anderen Universitätsstadt niederzulassen.

Der alte General, dem man einen scharfen Blick für Alles, was ihn umgab, nicht abspreehen konnte, schien nicht zu bemerken, wie es um mich und seine Tochter stand, sondern im Gegentheil Freude an unserem Beisammensein zu haben. Als ich ihm eines Tages meinen Entschluß ankündigte, Berlin zu verlassen, und ihm alle möglichen Gründe anführte, welche mich dazu bestimmten, außer dem Einen, den ich ihm doch nicht eröffnen konnte, blickte er mir sehr scharf in das Gesicht und sagte dann mit großer Seelenruhe: „Mein lieber Doktor, Alles, was Sie mir da erzählen, sind faule Fische. Nehmen Sie mir's nicht übel! Ich möchte nichts weiter hören als das, was Sie geflissentlich verschweigen und nicht vorgebracht haben!“

Ich protestirte lebhaft gegen die Annahme, daß ich irgend etwas zu verschweigen habe, und er sagte ganz einfach: „Na, na, junger Herr, Ihr Wort in Ehren! — Aber wissen Sie, die Sache pressirt nicht. In drei Wochen werden Sie Ihr Colleg schließen, sagten Sie nicht so? — Bon. In drei Wochen werde ich Sie nochmals gefragt haben, nicht warum Sie fort wollen, sondern ob Sie überhaupt noch fort wollen? Bis dahin wollen wir die Sache ruhen lassen. Jetzt kommen Sie mit hinüber zu Rexa, und dann singt mir etwas vor: z. B. ‚Schönes Mädchen, wirfst mich hassen‘, oder: ‚Mir pocht, mir pocht es hier im Herzen‘. Höre das gar zu gern!“

Von meinen Ringen und Medaillons war nicht wieder die Rede gewesen. Der General schwieg darüber, und ich hatte die Sache nicht wieder berührt. Hätte er etwas Näheres in Erfahrung gebracht, so würde er es mir sicherlich mitge-

theilt haben. Im Uebrigen waren ja meine Kleinode gut bei ihm aufgehoben. Erst wenn ich Berlin verließ, wollte ich mir dieselben zurück erbitten.

Der alte Herr war jetzt vollkommen wieder hergestellt, hatte auch in jüngster Zeit verschiedene längere oder kürzere Reisen gemacht und mit dem Justizrath H. mehrere Sitzungen gehalten, bei denen er durchaus nicht gestört werden durfte. Das war auch noch am heutigen Tage der Fall gewesen, und nach dem Fortgange des Justizraths hatte Excellenz mit großem Interesse verschiedene, wie es schien, höchst wichtige Dokumente durchgesehen, die er, als ich zu ihm eintrat, mit anderen Papieren schleunigst bedeckte.“

„Guten Morgen, Doktorchen!“ rief er mir entgegen, stand auf und bot mir freundlich die Hand. Als wir ein halbes Stündchen über gleichgiltige Dinge geplaudert hatten, und ich mich empfehlen wollte, sagte er: „Na, das hätt' ich beinahe vergessen! — Thun Sie mir doch den Gefallen, sich morgen so einzurichten, daß Sie um elf Uhr frei von Geschäften sind. Hab' da ein kleines Herrenfrühstück, nur ein paar nahe Verwandte, lauter alte Herren. Wird fidel hergehen, sag' ich Ihnen! Hab' auch den Schrumm eingeladen, damit Sie junges Blut sich nicht gar zu verlassen unter den alten Anastern vorkommen. Wollen Sie?“

„Wird mir eine große Ehre sein, Excellenz!“ gab ich zur Antwort, indem ich mich verbeugte.

„Hoffe, Sie werden sich unter uns nicht allzusehr langweilen, obchon da manche alte Geschichte auf's Tapet kommen wird. Schwagen immer gerne von alten Geschichten, die alten Hähne! Amüfirt Sie vielleicht doch! und wenn nicht,

so ist ja der Schrumm da, mit dem Sie die allerneuesten Standälchen verhandeln können!" —

Als ich am nächsten Morgen mich mit Schrumm zur alten Excellenz hinaufbegab, fanden wir die Herren bereits im Frühstückszimmer und im lebhaften Gespräche, das sofort verstummte, als wir eintraten und von dem General vorgestellt wurden. Wir wurden von der kleinen Versammlung, es waren nur fünf alte Herren, mit großer Bewunderung vom Scheitel bis zur Sohle gemustert, und es entstand alsbald unter denselben ein Geflüster, das uns hätte verlegen machen können, wenn der General demselben nicht alsbald durch die Aufforderung, sich zu plaziren, ein Ende gemacht hätte.

„Kinder,“ sagte er, „erlaubt, daß ich mich dieser unschuldsvollen Jugend hier erbarme. Sie, Herr Doktor Bernard, nehmen gefälligst den Platz mir zur Rechten. Sie, Herr v. d. Nahe, zu meiner Linken; und Ihr lieben alten Jungen setzt Euch, wie und wo es Euch gefällt, und jekt an die Arbeit!“

An meiner anderen Seite saß ein hochgewachsener alter Herr, der sich mit ganz besonderer Lebhaftigkeit mit mir beschäftigte und dann und wann bedeutsame Blicke mit dem General wechselte, welcher, nachdem wir wohl ein gutes halbes Stündchen an der Tafel geseffen haben mochten, sich zu seinem getreuen Martin umwandte und ihm den Auftrag gab, Comtesse Regina zu ersuchen, sich gefälligst auf einen Augenblick hieher zu bemühen.

Regina erschien mit ziemlich verwundertem Gesichte.

„Gut, Rega, daß Du da bist!“ rief der General, „setz

Dich gefälligst einmal dort drüben hin, mir gegenüber, wo der Platz für Dich leer geblieben. Sollst uns helfen, ein Hoch auszubringen. Martin, Sorge für gefüllte Gläser! Ihr beiden Nordlebens wißt, um was es sich handelt. Ihr Anderen aber, die Ihr die Senioren unseres engeren Familienkreises seid, sollt heute auch nicht die Reise nach Berlin umsonst gemacht haben, sondern den Eurigen eine Neuigkeit mit nach Hause bringen, daß sie vor Verwunderung die Hände über dem Kopfe zusammenschlagen sollen!“

Er erhob sich von seinem Sessel, reichte mir die Hand und hieß mich neben sich treten. Ich folgte erstaunt und verwirrt seiner Weisung. Dann begann er mit feierlich erhobener Stimme:

„Ihr lieben Freunde, Vettern und Brüder! In diesem jungen Manne, dem Doktor Karl Eli Bernard, habe ich die Ehre, Euch meinen Neffen, den Majoratsherrn Grafen Karl Eli Bernard v. Babern vorzustellen. Daß die Herrschaft, welche ich bisher verwaltet, nunmehr auf ihn übergeht, haben Seine Majestät unser Allergnädigster König und Herr durch diese Urkunde bestätigt; und die übrigen Urkunden, welche seine Geburt, seine Person und sein Anrecht legitimiren, liegen daneben bereit für Jeden, der sie einzusehen wünscht. Jetzt bitte ich Euch, Eure Gläser zu erheben und mit mir ein Hoch auszubringen auf das Wohl und Gedeihen meines lieben Neffen, des Grafen Karl Eli Bernard v. Babern. Er lebe hoch, hoch und abermals hoch! —“

Allgemeine Verblüffung! Und keiner war verblüffter als ich.

„Was? Wie? Wo? Wer?“ fragte man von allen Seiten, und der alte Herr v. Rauhen rief: „Nur keine schlechten Witze, Alter!“

Da erhob sich mein Nachbar, der greise Herr v. Nordleben und rief, sein Glas erhebend:

„Ruhe da! Ich trinke auf das Wohl meines Enkels hier, des Grafen Karl Eli Bernard v. Zabern. Er lebe hoch, hoch und abermals hoch!“

„Er lebe hoch, hoch und abermals hoch!“ riefen nunmehr die erstaunten Gäste; ich aber stand erstarrt, vor Ueberraschung keines Wortes fähig, bis der General mich an seine Brust riß, und seine Freudenthränen über mein Gesicht flossen, als er mich herzte und küßte. „Junge, habe ich Dir nicht schon in dem Neste gesagt: ‚Du wirst noch obenauf kommen?‘ Ge, bin ich ein richtiger Prophet oder nicht? —“

Noch immer war ich wie betäubt, stieß mit den Herren mechanisch an und ließ mich von ihnen an das Herz drücken. „Und das ist Dein Großvater Nordleben, der Vater Deiner Mutter, und das Dein Onkel Nordleben, Deiner Mutter Bruder!“ rief der General, als die Beiden mich umarmten. „Und dieser ist Dein Vetter Rauhen, und der da Dein Vetter Hartwig,“ fuhr er fort: „Und ich bin Dein Onkel, Deines Vaters Bruder, und das ist Rexa, Deine Cousine! Komm', Rexa, wünsche Deinem Vetter Glück und gib ihm einen Kuß! Und Du, lieber Junge, laß' Deine Cousine nicht warten!“

Da stand sie vor mir in all' ihrer Schöne und Lieblichkeit, zitternd wie Espenlaub und vor innerer Erregung

halb bleich, halb roth werdend. Ihre Augen glänzten und über ihre Wangen rollten langsam ein paar schwere Thränen hinab. Mir aber war, als schösse mir Alles Blut aus dem Herzen in das Antlitz; ich sah nicht mehr, was um mich her vorging, ich sah nur sie, nur sie! Wortlos umfaßte ich sie mit meinen Armen, schloß sie an mein Herz und drückte meinen Mund auf ihre Lippen, fest, innig, wie zu ewiger Dauer, und — sie wehrte mir nicht, sondern hing schluchzend an meiner Brust.

Der alte General rief fröhlich: „Bravo, Bravo!“ — Regina schreckte zusammen, riß sich los aus meinen Armen und stürmte hinaus, von hoher Röthe übergossen.

Ich starrte ihr nach, bis der General wüchtig seine Hand auf meine Schulter legte, mich ein paar Schritte bei Seite zog und mit schelmischem Blinzeln mir in das Ohr flüsterte: „Junge, jetzt frage ich Dich, ob Du noch fortwillst von Berlin? — Was antwortest Du mir heute?“

„Vielleicht, vielleicht auch nicht, Onkel, ich muß erst selbst darnach fragen!“

„Frage, mein Sohn, aber bald, und dann laß' mich die Antwort wissen!“

Dann wandte er sich nun gegen die Gesellschaft und rief: „Se, sagt, war das eine richtige Ueberraschung, die ich Euch da bereitet habe? — Nun aber, Ihr Herren, an Eure Plätze, damit wir uns Alle erst ein wenig erholen und beruhigen. Dein Wohl, alter Nordleben!“

Da kam Schrumm mit dem vollen Glase auf mich losgesteuert und sprach: „Und ich bin Dein alter Freund und Bruder Schrumm, der zwar von alledem nichts be-

greift, aber von ganzem Herzen bereit ist, auf Dein Wohl zu trinken!“ — Der gute brave Schrumm, ich hatte in all' der Aufregung nicht an ihn gedacht, und er hatte mich nicht erreichen können, so lange ich von den alten Herren in Beschlag genommen war.

Die Gesellschaft hatte wieder Platz genommen, lebhaft kreisten die Flaschen, und immer lebhafter wurde die Unterhaltung. Der General sollte berichten, wie, wo und wann er mich entdeckt habe. Da stahl ich mich fort von der Tafel. Zu Regina's Zimmer führten mich die Schritte; aber vor der Thüre wollte mich mein Muth verlassen, kaum wagte ich, mit schüchternem Finger anzuklopfen.

„Herein!“

Sie saß am Fenster vor ihrem Nähtischchen hinter den Blumen, hatte das Haupt in die Hand gestützt und trocknete mit dem feinen Battisttuche eine Thräne.

„Störe ich Sie, liebe Cousine Regina?“ fragte ich zugend.

„Rein, Better,“ sagte sie leise; „nehmen Sie Platz, und erklären Sie mir, wie das Alles so plötzlich und unerwartet geschehen konnte?“

„Das weiß ich ja selbst nicht, theure Regina! Noch ist mir Alles wie ein Traum, ein ungelöstes Räthsel, aber —“

Aber was wir weiter sprachen, das weiß ich wahrlich selbst nicht mehr. Ich weiß mich nur noch darauf zu befinden, daß ich schließlich vor Regina niederkniete, plötzlich aufsprang, sie laut jubelnd an mein Herz zog und tausend Küsse auf ihren Mund drückte, die feurig erwidert wurden;

auch, daß ich plötzlich mich lösriß aus ihrer Umarmung und hinüberstürzte in den Speisesaal, mich an meinen Platz setzte und dem Onkel in das Ohr raunte: „Ich habe gefragt — ich bleibe!“

„Alles richtig und in Ordnung?“ fragte der General zurück.

„Ja Onkel, wenn Du auch mein Vater sein willst, so ist Alles richtig und in Ordnung!“

„Komm!“ sagte der alte Herr, und zu der Gesellschaft sprach er: „Bitte einen Augenblick um Entschuldigung, meine Herren! Dringender Fall! — Werde in zwei Minuten wieder da sein!“

Wir gingen zu Regina, die hocherröthend ihr Köpfchen an des Vaters breiter Brust barg. Er richtete sanft ihr Haupt empor, beugte sich hinab und küßte sie auf die Stirn. Dann sagte er sanft: „Ist es so, Regina, daß Du dieses Mannes Gattin sein willst?“

„Ja, mein lieber Vater!“ entgegnete sie leise.

„Dann reichet Euch die Hände! Ich segne Euch und Euren Entschluß, der lange schon meines Herzens innigster Wunsch gewesen ist. Regina, Du bist ein braves Kind, und dieser hier ist ein braver Bursch und Deiner würdig. Ihr werdet glücklich sein miteinander bis an Euer Lebensende. Das hoffe ich, und das walle Gott!“

Dann schritten wir, der Graf voran, Regina und ich Arm in Arm ihm folgend, hinüber zu den fröhlichen Gästen, denen wir als Brautpaar vorgestellt wurden.

Hell und freudig klangen die Gläser aneinander, und



jubilend erscholl ein dreifaches Hoch auf das Wohl des Brautpaares, und nochmals eines auf den Brautvater, dann, als noch einmal eines auf den Großvater kam, schlich sich Regina leise davon, während man mich festhielt und nicht entwischen ließ. Schrumm aber stieß über den Tisch hinüber mit mir an, und nachdem er auf mein Wohl getrunken, sprach er ernst und feierlich: „Karl, Du segelst mit vollem Winde in Fortuna's Rachen auf dem Lebensstrome daher. Es ist fast zu viel des Segens an einem einzigen Tage, für das Haupt eines Sterblichen. Möge nie Dein Glück sich wenden!“

„Hätte beinahe noch etwas vergessen!“ rief plötzlich der General, zog ein Schächtelchen aus der Tasche und nahm aus demselben die Ringe meiner Eltern. „He, Ihr da, Rauhen, Steinow, Hartwig, seht Euch doch einmal die Ringe hier an, erkennt Ihr die Wappen?“

„Versteht sich!“ rief der dicke Rauhen. „Auf diesem hier ist das Zabern'sche und Nordleben'sche Wappen!“

„Und dieser Ring gehörte einst meiner Tochter Elise,“ fiel Herr v. Witzleben ein.

„Na und den hier,“ fuhr Herr v. Rauhen fort, „den kenne ich ganz genau. War der Siegelring von Zabern's Vater, ein altes Erbstück in der Zabern'schen Familie. Wie oft habe ich gescholten über das alte Eisen in der Platte!“

„Wahrhaftig ja, so ist's, so ist's!“ riefen Steinow und Hartwig, und der General fügte hinzu:

„So ist's! — Der Ring gehörte meinem Vater, und nach seinem Tode meinem älteren Bruder. Als der Doktor



Bernard mir diesen Ring zeigte und mir nachher seine Geschichte erzählte, da wußte ich mit einem Male, wer er sei! Schon vorher hatte mich die Ähnlichkeit zwischen ihm und meinem Bruder in Gang, Haltung und Stimme frappirt, und als ich nun gar noch die Bilder seiner Eltern sah, da war kein Zweifel an seiner Abstammung mehr möglich! Freut mich aber doch, daß Ihr alten Burschen noch ein so gutes Gedächtniß habt! Seht Euch nun einmal die beiden Bilder hier an, vielleicht wißt Ihr auch zu sagen, wem die wohl ähnlich sehen?"

„Wahrhaftig,“ rief alsbald Herr v. Hartwitz, „das ist ja Bernhard Zabern, Dein Bruder, wie er lebte und lebte!“ und zu gleicher Zeit rief Herr v. Steinow: „Das hier ist Elise v. Nordleben, Bernhard's Frau!“ — Und Herr v. Rauhen fügte hinzu: „Ja freilich ist das der Bernhard und meine Nichte Elise, die Beide 1813 verschollen sind; der Kukul soll mich holen, wenn der da drüben nicht ein ganzer und echter Zabern ist! Wie sieht der Junge doch in Allem seinem Vater ähnlich, aber die Augen hat er von seiner Mutter! Nordleben, hast Du die Bilder schon gesehen?“

„Zawohl!“ sagte der alte Herr v. Nordleben, „Zabern brachte sie uns selbst, und da kam es zu Tage, wo die Unglücklichen geblieben, und daß sie uns den Karl als Enkelkind hinterlassen haben. Da sind wir denn, der General, mein Sohn und ich, nach Leipzig gefahren und haben auf dem Kirchhofe von Plagwitz ihre Gräber gefunden, und haben das Kirchenbuch eingesehen und die Leute verhört, in deren Hause sie starben, und die, welche die Leichen noch gesehen hatten, soviel ihrer davon noch lebten. Allen Spuren

haben wir nachgeforscht und uns gefreut, daß wir ihr einziges Kind unzweifelhaft aufgefunden hatten.“

„Woher hatte denn Zabern aber die Bilder?“ fragte einer der Herren, und Herr v. Nordleben fuhr fort:

„Om! als Zabern in Emmern krank lag, entdeckte er sie bei seinem Doktor, der sie als die einzigen Erbstücke seiner Eltern in Besitz hatte, deren Namen er nicht einmal wußte. Der arme Junge! — Zabern aber erkannte sie sofort, ließ sie sich aus von dem Doktor und verfolgte die Fährte. Wir hätten Euch auch den Karl, der keine Ahnung von alledem hatte, schon längst als meinen Onkel vorstellen können, wenn Zabern nicht darauf bestanden hätte, daß ihm dabei sogleich auch das Majorat übergeben werden müßte. Das verursachte Verzug und Aufschub, Scherereien und Schreibereien in Menge. Na, Gott sei Dank, nun ist ja Alles in Ordnung gebracht! — Karl Zabern, wann wirst Du mich und die Großmutter, welche sich nach Deinem Anblicke sehnt, besuchen?“

Ich erwiderte: „Lieber Großvater, sobald der Onkel Regina und mir Urlaub ertheilen. Vielleicht begleitest Du uns auch selbst, lieber Onkel?“

„Kann geschehen!“ sprach der General, „und wenn Du, Nordleben, Dich noch ein paar Tage hier aufhältst, können wir Dich sogar heimbegleiten.“ —

Die Unterhaltung ward allgemeiner und lebhafter unter den Herren und es begann gar munter und fröhlich herzugehen. Der General saß schweigend, stillvergnügt um sich hersehend. Da sagte ich zu ihm: „Lieber Onkel, möchtestest



Du mir nicht erklären, wie mein Vater in französische Dienste kam?"

Der General erwiderte: „Ist bald gesagt! — Sieh', mein lieber Sohn, unser Stammgut liegt in der Mark, das Majorat aber, welches meinem Vater durch Erbschaft zufiel, lag in dem Gebiete des nachherigen Königreiches Westphalen, von welchem 1811 ein Theil mit Frankreich vereinigt wurde. Als mein Vater starb, erbte mein Bruder, als der Älteste, das Majorat und wurde somit französischer Unterthan. Ich aber erhielt das Stammgut in der Mark und trat in preußische Dienste. Nachdem mein Bruder und seine Frau spurlos verschollen waren, ohne einen Erben zu hinterlassen, fielen jene Güter an mich. Als ich darauf Dich und Deine Geschichte kennen lernte, mußte es natürlich mein Bestreben sein, Dich in Deine Rechte wieder einzusetzen. — Morgen werden Dir die Abschlüsse und Rechnungen übergeben werden und Du wirst finden, daß ich Dir alle die Jahre hindurch ein getreuer Verwalter gewesen bin. Natürlich mußte auch mit den Nordlebens, als den zunächst Berechtigten, Rücksprache genommen werden, um Deine Anerkennung zu bewirken und Deine Rechte zu wahren. Da hat sich Dein Onkel Nordleben, Deiner Mutter Bruder, auf den nach meinem Tode das Majorat übergegangen wäre, als ein echter und richtiger Edelmann bewährt. Keiner hat Deine Interessen eifriger verfochten, wie er! Bist ihm viel Dank schuldig! — Wenn Dein Großvater einmal nicht mehr leben wird, trittst Du in alle Rechte Deiner verstorbenen Mutter ein und erlangst eine schöne Vermehrung Deines Vermögens. Du wirst ein reicher

Mann sein, lieber Karl; aber ich hoffe von Dir, Du wirst Dein Glück in Demuth und Bescheidenheit tragen. Ich habe Zeit genug gehabt, Deinen Charakter auch unter widerwärtigen Verhältnissen zu erproben und habe Kopf und Herz stets auf der richtigen Stelle gefunden. Möge es für immer so bleiben!"

Größtentheils halte ich mich jetzt auf meinen Gütern auf, verleve aber gern mit Regina einige Monate des Jahres in Berlin.

Da wir an frische Luft gewöhnt waren, wollte uns der Aufenthalt in dem Hause in der Stadt, namentlich während der Sommerszeit, nicht mehr recht behagen, und so entschloß ich mich, hier im Parke diese Villa zu erbauen, und hatte meine Freude daran, unsere jugendlichen Lustschlösser dabei zu realisiren. Dem Baumeister war vieles daran nicht recht, aber ich ließ nicht nach. Und nun sitze ich oft hier und denke der Träume unserer Jugend, der Freunde, die ich einst gehabt und namentlich Deiner, Du Guter! Wie ist doch Alles so anders gekommen, als wir in unseren jugendlichen Schwärmereien uns die Zukunft vorstellten!

Wie gern hätte ich Dich eingeladen, die Zeit Deines Urlaubs bei mir zu verbringen, aber, wie Du hörtest, muß ich morgen schon auf meine Güter zurückkehren; bitte Dich jedoch dringend, mir die Freude zu machen, mich dort recht bald und auf recht lange Zeit zu besuchen. Versprich mir das!"

Ich gab ihm mein Wort.

„Nun komm herüber zu meiner Frau!" bat er.

In traulichen Gesprächen verlebten wir den Abend, und als ich schied, mußte ich auch der Frau Gräfin das feste Versprechen ablegen, meinen Besuch recht bald abzustatten. Es ist geschehen, wiederholt geschehen, und ein reger, brieflicher Verkehr hat sich zwischen uns entwickelt. —

Karl's und Regina's Locken sind inzwischen grau geworden. Freilich liegen auch fast dreißig Jahre zwischen jetzt und unserem ersten Zusammentreffen in Berlin, aber die Herzen sind unverändert geblieben.

Die Kinder, die ich damals sah, sind längst verheirathet, und eine fröhliche Enkelschaar hat den Familienkreis erweitert. Ob ich es erleben werde, daß wir uns noch einmal wiedersehen werden? — Wer weiß es! Geht Alles nach Wunsch, so soll es schon im nächsten Jahre geschehen, wenn nicht, so seid mir herzlich gegrüßt Ihr Lieben, für Zeit und Ewigkeit!

Der erste Khedive.

Biographische Skizze

von

Schmidt-Weissenfels.

(Nachdruck verboten.)

Nicht ohne Grund hat man die ursprüngliche Entstehung des Königthums darauf zurückgeführt, daß kriegerische Erfolge einem Heerführer die Macht gaben, sich zum Beherrscher seines Landes aufzuwerfen. Auch in der neueren Geschichte fehlt es nicht an Beispielen dafür, von welchen wir besonders zwei nebeneinander stellen können, die trotz aller Verschiedenheit der politischen Verhältnisse der betreffenden Länder doch nicht wenig Aehnliches bieten. Mehemed-Ali, der Sohn eines Nachtwächters von Kavala, einer kleinen Stadt in der türkischen Provinz Macedonien, sollte in dieser Weise um dieselbe Zeit emporkommen, wie in Frankreich der General Bonaparte. Im Jahre 1806 ernannte der Sultan den Ersteren, welcher damals als Oberst des in Kairo stehenden Albanescorps fungirte, zum Pascha von Egypten, wozu ihn seine Leute eigentlich schon vorher ausgerufen hatten, so daß Mehemed Ali nur mit seiner erfolgreichen Rebellion gegen den bis dahin im Amte gewesenen Pascha allerhöchsten Ortes anerkannt wurde. Muth, Tapferkeit, vor Allem aber List und Tücke hatten

den damals siebenunddreißigjährigen türkischen Offizier auf diesen Platz gebracht, und er nahm ihn mit dem Ehrgeiz ein, es dem Korsen Napoleon nachzumachen, welcher sein Kaiserreich im Abendlande aufgerichtet hatte. Er war 1769 geboren, also genau so alt wie dieser; er kannte ihn als den Eroberer Egyptens und hatte noch gegen die hier zurückgelassenen Franzosen im Jahre 1800 das Gefecht von Rahmanieh geliefert, wodurch er sein Glück als Offizier gemacht. Wiewohl er so ungebildet war, daß er weder lesen noch schreiben konnte und es sich erst als Statthalter des Pharaonenlandes aus zwingenden Gründen lehren ließ, so hatte er doch als Knabe von einem französischen Handelsmann in seiner Vaterstadt Kavala genug gelernt, um die Vorgänge in Frankreich und die Rolle zu verstehen, die Napoleon in denselben bisher gespielt. Unter Berücksichtigung der besonderen orientalischen Verhältnisse wollte er nun in Egypten dieselbe Rolle spielen. Als Pascha des Landes war er unter dem Großherrn von Stambul fast so unabhängig wie ein König. Es kam nur auf sein Geschick und auf Glück an, um als Pascha mehr Macht und Spielraum für die Verwirklichung seiner ehrgeizigen Pläne zu gewinnen.

Der Sultan, sein Oberherr, machte ihm wenig Sorge. Wenn er dem ein ergebenes Gesicht zeigte und pünktlich den Tribut ablieferte, so kümmerte sich derselbe wenig darum, was der Pascha in Egypten trieb. Viel unbequemer und gefährlicher waren ihm die Mamlucken im Lande, eine hoffärtige, wilde, kriegslustige und zahlreiche Sippe, die sich allmächtig fühlte. Als im 13. Jahrhundert Dschingis-

Mhan den größten Theil Asiens verheerte und viele Einwohner als Sklaven wegführte, kaufte Sultan Nedschmedin Gjjub von Egypten ihm zwölftausend dieser Sklaven (Mamlukken auf Arabisch) — Mingrelier, Tscherkessen und Türken aus Kiptschak — ab und bildete aus ihnen seine Leibwache. Nach hundert Jahren hatten sie die arabischen Sultane dann vom Thron gestoßen und einen aus ihren Reihen darauf gesetzt. So waren sie die Herrscher Egyptens geworden, und ihre zwei Dynastien regierten fast dreihundert Jahre, bis 1517 der türkische Sultan Selim ihr Reich stürzte und das Land durch einen seiner Paschas beherrschen ließ. Aber er ließ die Mamlukkenbehs als Unterstatthalter der Provinzen fortbestehen, und dadurch blieben sie die großen Herren im Lande, die eng zusammenhielten und sich immer noch als die eigentlichen Machthaber betrachteten. Sie besaßen den Grund und Boden, die Ernten, den Reichthum; die eingeborenen Fellahs waren ihnen als Sklaven untergeordnet; sie standen hoch zu Rosse in prächtiger Kleidung, mit dem weißen Turban auf dem Haupt, an der Spitze der Kriegsschaaren und bildeten die Rathsverammlung, welche dem Pascha die Gesetze vorschrieb, nach denen er wohl oder übel sich richten mußte. Bonaparte hatte die Mamlukken in der Schlacht bei den Pyramiden 1798 noch keineswegs vernichtet; im Gegentheil, ihr fanatischer Haß hatte die französische Eroberung überall durchbrochen und schließlich ihren kläglichen Ausgang bewirkt. So fühlten sie sich mächtiger als je unter der türkischen Paschawirthschaft, und Mehemed Ali war ihnen ganz recht, so lange er ihren Willen that.

Der schlaue Macedonier gab sich auch als Pascha noch den Schein, als ob es dabei bleiben solle, doch sann er darüber nach, wie er sich diese egyptischen Janitscharen gründlich vom Halse schaffen könne. Was hatte Bonaparte gethan, um Konsul und alleiniger Herr über Frankreich zu werden? Er hatte durch den Staatsstreich des 18. Brumaire die Volksvertretung auseinander gejagt. Aehnliches konnte Mehemed Ali auch; die Mamlucken waren das ihn hindernde Element, und er beschloß, sie auf seine, den türkischen Sitten angemessene Weise abzuschaffen.

Im Jahre 1811 veranstaltete er in Kairo ein glänzendes Fest zu Ehren seines Sohnes Tussun auf der alten Citadelle. Alle Mamluckenbeyß waren dazu geladen. Zu Hunderten stellten sie sich auch ein. Es wimmelte in den in maurischer Pracht schimmernden Sälen von ihren stolzen Gestalten. Der Pascha zeichnete sie mit ausgesuchter Artigkeit aus; seine Sklaven bewirtheten sie fürstlich, gluthäugige Weiber spielten ihnen auf, sangen und tanzten, bis die Sonne sich zum Wüstenlande in der Ferne neigte. Dann verließen die Gäste die weiten, herrlichen Räume und stiegen in die engen Gänge hinunter, die zu der Außenpforte führten. Hier aber begrüßten sie plötzlich krachende Salven, in Strömen floß das Blut durch den engen Gang, und Hunderte erschossener Mamlucken wälzten sich darin. Es entrannen nur wenige dem verruchten Ueberfall, zu dem der Pascha seine ihm blind ergebenen albanesischen Soldaten mit reichen Geschenken bestimmt hatte. An fünfhundert der angesehensten Beyß verröchelten hier, nicht weniger fielen noch draußen und auf der Flucht unter den

Schiffen und Säbeln der Schergen Mehemed-Mi's. Er war ihrer ledig. Was es noch an Mamlucken gab, rettete sich in die Felsengebirge von Nubien und hielt sich dort verborgen.

Der erste Streich zur Ausführung seiner Pläne war dem Pascha gelungen. Er herrschte allein, unumschränkt, als Despot im Lande. Auch die Fortsetzung des Werkes war schon bedacht worden. Er mußte eine Armee haben, auf die er sich verlassen konnte, selbst dem Sultan gegenüber, und um sie zu schaffen und auszurüsten, brauchte er Geld. Die Mannschaften ließ er massenhaft von seinen Häschern greifen und auf grausame Weise zu Soldaten drillen; das Geld verschaffte er sich durch den schamlosesten Raub, den er an den Mamluckengütern, dem Eigenthum der Moscheen und frommen Stiftungen beging, und durch den Handel mit den schwarzen Menschen, die in Oberegypten unter seiner Herrschaft lebten, oder die er aus dem Sudan in Karawanen geliefert erhielt. Alles war jezt sein Eigenthum im Lande, Menschen, Vieh, Acker und Frucht. In so harter Sklaverei, wie sie die Mamlucken niemals verhängt, ließ er die Fellahs für sich arbeiten. Was sie ernteten, gehörte ihm, sei's durch die Steuer, sei es durch erzwungene Ablieferung des Ertrages gegen willkürlich festgesetzten Preis, so daß sein Volk nur aus Armen bestand, denen kaum die Mittel elendester Ernährung gelassen wurden. Kanäle wurden gegraben, Land ward urbar gemacht, die Anpflanzung von Baumwolle befohlen — kein anderer Pascha war so rührig für seine Provinz, kein Türke hatte jemals schon so viel Sinn für eine tüchtige

Verwaltung gezeigt und, wie Mehemed=Ali, gar Europäer, meist Franzosen, dafür berufen. Aber dies Alles geschah nur, um noch mehr Geld herauszuschlagen, den Segen, der geerntet wurde, in die gierigen Hände des Gewalthabers zu bringen, die gesteigerte Arbeitskraft seines armen Sklavenvolkes für den Ehrgeiz aufzubieten, eine eigene, ihm willenlos ergebene Heeresmacht zu haben, mit der er den Napoleon in Egypten und, wenn möglich, im ganzen türkischen Orient spielen könne.

Diese eigenthümliche Regierungsweise gefiel dem Sultan in Konstantinopel aber durchaus nicht, und Mehemed=Ali hatte überdem dort seit der Mamlukenschlächtereie erbitterte Feinde, welche Argwohn gegen seinen immer offener hervortretenden Ehrgeiz nährten. Wozu brauchte er als Pascha eine eigene Armee, eine eigene Flotte sogar? Und bezahlte er dies Vergnügen auch aus seiner eigenen Tasche, die er sich durch die schamlosesten Erpressungen von seinen Unterthanen füllen ließ, so mußte doch ein solcher Aufwand eines Reichsbeamten für militärische Zwecke als verdächtige Liebhaberei erscheinen. Man hatte ja schon Beweise genug, daß er vor keinen Bedenken zurückschreckte, um an sein Ziel zu gelangen, und dies Ziel, so witterte man am Bosporus, sollte die Rebellion gegen den Sultan und die Losreißung Egyptens von dessen Herrschaft bilden. Schon war der Pascha viel zu mächtig, um ihn einfach durch ein Absetzungsdekret beseitigen zu können. Er würde mit den fünfzigtausend Soldaten, die er sich ausgerüstet hatte, ein solches Dekret einfach verlacht haben, und um es mit Gewalt etwa durchzuführen, dazu hatte der Sultan, in dessen

europäischen Staaten ein Aufstand dem anderen folgte, keine Armee übrig, die der egyptischen irgendwie ebenbürtig gewesen wäre.

Daher plante man, mit List durch die Rechnung Mehemed's einen Strich zu machen. Da er nun doch einmal im Besitz einer so schönen Armee war und den Befehlen der Pforte gehorsam sein mußte, so beschloß man, diese Armee im Interesse des Reiches zur Verwendung zu bringen und sie dadurch zu schwächen, wo möglich zu vernichten. In Arabien hatte sich der große Stamm der Wahabiten empört. Mehemed-Ali wurde also beauftragt, sie niederzuwerfen. Obwohl er des Sultans Absichten durchschaute, so war Mehemed doch der Mann, der dabei nicht zu kurz zu kommen fürchtete.

Er unternahm also den befohlenen Krieg, und sein Sohn Ibrahim mußte ihn leiten. Binnen zwei Jahren, 1816 bis 1818, gelang es diesem, die Wahabiten niederzuwerfen und einen großen Theil Arabiens zu erobern. Diese Eroberung schlug der Pascha einfach zu Egypten und machte sich derartig für seine Dienste bezahlt, ohne daß man in Konstantinopel es wehren konnte. Nebenbei, da seine Armee doch nun im Kampfe erprobt war, ließ er sie auf dem Rückmarsch einen Abstecher nach Nubien zu den dort noch befindlichen Mamlukennestern unternehmen, die zerstört wurden. Nubien und Kordofan wurden eine andere neue Provinz Egyptens, ein sehr werthvoller Zuwachs für dessen Pascha, da sie prächtiges Negervolk in Masse zum Verkauf an die amerikanischen Sklavenhändler darbot. Zufrieden mit diesem Verlauf der Dinge,

empfahl er sich dem Sultan in tiefster Ehrfurcht gelegentlich für ähnliche Dienstleistungen mit seiner militärischen Macht.

Bald danach erfolgte der Aufstand der Griechen. Abermals trug der Sultan seinem gefährlichsten Pascha die Unterwerfung dieses Volkes auf. Die Aufgabe war viel schwieriger, weil Mehemed seine Truppen mit der Flotte überseezen lassen mußte, und weil die Griechen insgeheim von den Russen, Engländern und Franzosen unterstützt wurden, die fogar ihre Kriegsschiffe aus sandten. Daher scheiterte der Plan: Griechenland wurde nicht besiegt, und in der Seeschlacht von Navarin 1827 vernichteten die Engländer, denen Mehemed=Ali schon längst unbequem geworden war, die ganze unter Führung seines Sohnes Ibrahim ausgesandte egyptische Flotte mitsammt der türkischen.

Das war wohl ein schwerer Schlag für Mehemed, wenn er sich auch gegen finanziellen Verlust durch Erlangung des Paschaliks über Kreta im Voraus schlan zu sichern gewußt hatte. Tröstete man sich am Bosphorus über das Fehlschlagen des Unternehmens mit der Ueberzeugung, daß der egyptische Pascha dadurch bedeutend geschwächt worden sei, so wußte die türkische Schlaubeit desselben viel besser, daß des Sultans Herrlichkeit mit einer starken Truppenmacht bald über den Haufen zu stoßen sei. Und das wollte er beweisen; damit wollte er Rache an der Kamarilla in Stambul nehmen, die ihm Fallen zu stellen gedacht hatte. Gerade jetzt, da man ihn für schwach und ungefährlich hielt, bereitete er die Verwirklichung des lang gehegten Planes vor, im Orient die Rolle eines Na-

poleon zu spielen, aus Egypten ein großes und unabhängiges Reich und aus seiner Familie eine königliche Dynastie zu machen.

Rastlos ging er zu diesem Zweck an die Neugestaltung seiner Flotte, wie seines Heeres, wozu er französische Offiziere berief. Seine in den Fabriken und beim Ackerbau beschäftigten Sklaven wurden noch mehr angestrengt, um ihm die Mittel für den ungeheuren Aufwand zu liefern; in Nubien ließ er große Jagden auf die schwarzen Eingeborenen veranstalten, die er verkaufte. Diejenigen, welche ihm nichts an Geld einbringen konnten, aber noch für den Kriegsdienst brauchbar waren, steckte er in seine Regimenter. Und als er mit dieser Rüstung fertig war, schlug er einen anderen Ton gegen den Sultan an. Er forderte, sein Sohn Ibrahim sollte Pascha von Damaskus werden, womit ihm Syrien zugefallen wäre. Er wußte sehr wohl, daß man es ihm nicht geben würde, und darum wartete er nicht lange auf die Antwort, sondern brach mit seiner Macht auf, um es sich zu erobern. Das geschah 1831.

Sultan Mahmud wurde wüthend, als er von diesem Zuge seines egyptischen Pascha's hörte. Er schleuderte auf ihn und seinen Sohn den Bannstrahl des Khalifen und erklärte sie aller Aemter und Würden für verlustig. In-
deß, was machte sich Mehemed-Ali daraus? Er war mächtiger, als der bedrängte Großherr in Konstantinopel, der nach der verrätherischen Niedermekelung der Janitscharen, worin er dem egyptischen Pascha nachgeahmt hatte, nur eine elende Armee besaß. Schnell drang der Rebell vor und brachte ganz Syrien in seine Gewalt. Er rückte weiter

mit seinen siegreichen Fahnen bis nach Kleinasien und seine Flotte segelte dem Bosporus zu. Wahrlich, in Konstantinopel selbst war der Sultan von dem Verwegenen bedroht, und Mehemed verstand keinen Spaß. Alles, was man an Truppen zusammenraffen konnte, warf man ihm noch entgegen. Bei Konieh in Kleinasien stieß man auf die Egyptianer, und hier vernichteten diese die letzte Armee des Sultans. Der Marsch nach dem Meer, die Einschiffung auf seiner Flotte stand dem Sieger frei, und mit der Spitze seines Schwertes konnte er im Palast der hohen Pforte zu Stambul dekretiren, daß die Dynastie Mahmud's aufgehört habe zu regieren, und diejenige Mehemed-Ali's den Thron der Khalifen besteige.

In dieser verzweifelungsvollen Nothlage verstand sich der Sultan dazu, seinen Todfeind, den russischen Kaiser, um Rettung anzuflehen. Und wirklich kamen die Russen und geboten am Bosporus den Heerschaaren des Egypters Halt. Dieser scheute sich vor dem Kampf mit dem neuen Gegner, hinter dem außerdem die europäischen Großmächte standen. Aber wenn er sich zum Frieden verstand, so sollte er denselben doch als Sieger schließen.

Der Sultan mußte daher in die Schmach willigen, die Achtung gegen den Rebellen zurücknehmen, ihn im Besitz nicht nur von Egypten, Nubien, einem Theil Arabiens und von Kreta, sondern auch von Syrien bestätigen, während Ibrahim zum Statthalter von Cilicien ernannt wurde. Einen grimmigen Fluch schleuderte Mahmud auf diesen Friedensvertrag, der seiner Ehre so sehr zuwider war; indeß nicht anders wollte ihn Mehemed unterschreiben.

Beide schieden mit der Absicht, sich für neuen Kampf zu rüsten. Das drohende Wetter stand Jahre lang zwischen ihnen, ohne daß es sich entlud. Nur einzelne Blitze züngelten von einer Seite zur anderen herüber, und dumpfer Donner grollte fort und fort, bis endlich die unabwendbare Katastrophe erfolgte. Der Sultan hatte seine Armee neu gebildet; gleich der ägyptischen war sie von europäischen Offizieren geschult worden. Nun sollte sie sich mit der des trotzigen, unbotmäßigen Pascha auf Tod und Leben messen.

Bei Misib in Syrien stießen die beiden Heere am 24. Juni 1839 aufeinander; 30,000 Türken gegen 40,000 Ägypter, welche wieder Ibrahim, der Sohn Mehemed's, befehligte. Mit seinem Geschützfeuer jagte er binnen einer Stunde die ganze Armee des Sultans auseinander; in wilder Flucht löste sie sich auf und nur der sechste Theil sammelte sich auf türkischem Boden wieder. Der Krieg war damit zu Ende; abermals war Mehemed Sieger. Sein Großherr erfuhr es nicht mehr; der Tod bewahrte ihn vor diesem Stoß in die alte brennende Wunde. Mit seinem letzten Athem hatte er noch gefragt, ob kein Tatar aus Syrien gekommen sei, der ihm den Sieg über den Verhaszten melde. In der Hoffnung darauf war er gestorben.

Und wieder bedrohte der Rebell Konstantinopel und die Existenz der Dynastie des Sultans. Wieder segelte seine Flotte dem Bosporus zu, und um seinen Triumph vollständig zu machen, ging die türkische Flotte, die ihm den Seeweg verlegen sollte, zu ihm über. Der neue Sultan Abdul-Medschid schickte Boten über Boten, die Mehemed den

Frieden antrugen, und dieser diktirte ihn abermals: ganz Egypten mit Allem, was er dazu erobert, sollte ein erbliches Königreich für sein Geschlecht bilden.

In Stambul war man auf eine solche Forderung gefaßt gewesen; aber listig, wie immer, hoffte man durch Winkelzüge aus der Klemme zu kommen. England und Rußland traten für die bedrängte Pforte ein, wogegen aber Frankreich mit Entschiedenheit für Mehemed Partei nahm. Es war 1840 nahe daran, daß um feinetwillen ganz Europa in Brand gerieth. Vor der Allianz, welche die vier größten Staaten gegen Frankreich schlossen, wich dasselbe jedoch zurück und überließ es Mehemed, sich der ihn bedrohenden Waffengewalt selber zu erwehren. Die englischen, türkischen und österreichischen Schiffe bombardirten bereits seine festen Seeplätze in Syrien und an der Nilmündung. Da wurde es ihm klar, daß er gegen solche Uebermacht den Kampf nicht aufnehmen könne, und so erklärte er sich denn zur Unterwerfung bereit, wenn man ihm Egypten lassen wolle. So zerrann der Traum seines maßlosen Ehrgeizes, in dem er sich dreißig Jahre lang gewiegt, vor der feindselig sich ihm entgegenstellenden Wirklichkeit.

Im Februar 1841 kam der Friedensvertrag zu Stande. Mehemed wurde als Vasall des Sultans zum Vicekönig von Egypten ernannt, und in solcher Form sollte die Statthalterschaft darüber erblich auf seine Nachkommen übergehen. Er hatte einen jährlichen Tribut an die Pforte zu zahlen, sich den allgemeinen Gesetzen des osmanischen Reiches gehorsam zu erweisen und durfte ohne Erlaubniß des Sul-

tanz seine Streitkräfte nicht vermehren. Um ihm seine persönliche Niederlage in etwas zu mildern, ernannte ihn der Sultan dann zum Ehrengroßvezier der Pforte, zum erlauchtesten seiner Unterthanen und zum Khehive, ein alter persischer Titel, der für ihn allein wieder in Anwendung kommen sollte.

Für einen Rebellen, der er gewesen, war Mehemed-Mi noch gut genug weggekommen. Immerhin war Egypten doch sein erbliches Reich geworden, er ein Herrscher, und damit hatte er den festen Boden unter sich, auf welchem er für die Zukunft weiter arbeiten konnte. Am Herzen nagte es ihm indessen gleichwohl, daß er vor dem lang erstrebten, schon zum Greifen nahen Ziele auf halbem Wege hatte stehen bleiben müssen. 130,000 Mann stark hatte er seine Armee gemacht, zur schönsten und tüchtigsten in der mohammedanischen Welt. Jetzt durfte er nur 18,000 Mann halten. Elf Linienschiffe, sieben Fregatten, fünf Korvetten hatten seine Flotte gebildet und sich dem Sultan furchtbar gezeigt. Jetzt sollten sie ungenutzt in den Häfen von Alexandria und Abukir verfaulen.

Leer war sein Schatz, ausgefogen das durch seine Aushebungen entvölkerte Land, verarmt das Volk durch sein Erpressungssystem. Da war nun genug zu thun, um diese Wunden zu heilen und die Hilfsquellen wieder zu heben. Und das sollte geschehen. Französisches Abenteurervolk stellte sich ihm genug zu Diensten, um noch mehr aus dem Lande herauszupressen. Er ließ Fabriken anlegen; allerhand europäische Neuerungen wurden eingeführt, eine neue Einteilung des Landes vorgenommen, Provinzial-

versammlungen wurden berufen, die Gesetzgebung reformirt, eine gute Polizei organisirt. Es sah aus, als sei das alte Pharaonenland vor allen heruntergekommenen Herrschaften der Sultane zu neuem civilisirten Leben erstanden. Aber es war nur täuschender Schein. In Wahrheit bildeten die meisten dieser Kulturmaßregeln neue Mittel des Despoten, um sein Volk sich reichlicher zinsbar zu machen, orientalische Gewaltherrschaft durch europäische Regierungskünste zu verhüllen. Die Welt sollte geblendet werden.

Mehemed-Ali konnte es noch immer nicht verwinden, mit der Ernennung zum Khedive seine Rolle ausgespielt zu haben. Der siebenzigjährige Greis verfiel immer wieder in die alten Träume, in denen er sich schon auf dem Thron der Sultane gesehen. Und dann, so viel Mord und Blut trat ihm aus seiner Vergangenheit entgegen und berauschte vergiftend seine Sinne. Der Wahnsinn jagte ihn durch die Säle und durch die Gänge seiner Burg in Kairo; überall starrten sie ihm entgegen, die wüthenden dunklen Augen der tausend blutigen Mamluckenköpfe. „Nach Mekka! Nach Mekka!“ schrie er in wilder Angst. Dort, am Grabe des Propheten, wollte er Buße thun, aber man litt es nicht; man schloß den Rasenden in seiner Wohnung ein. Er wollte abdanken, er verfluchte seinen Viceregenthron, diese falsche Herrlichkeit eines Khedive. Er regierte schon nicht mehr, da sein Sohn ihn von jedem Verkehr abschloß; er lebte nur noch, ein Gespenst, ein ruheloser Schatten, ein Greis ohne Verstand.

Im Jahre 1848 übernahm Mehemed's Sohn, Ibrahim Pascha, mit Genehmigung der Pforte förmlich die Regie-

zung. Als derselbe schon ein paar Monate danach an LungenSchwindsucht starb, athmete der alte Rhedive noch immer in dem Stumpfsinn, in den er versunken war; er verstand es nicht mehr, daß nun sein Enkel Abbas zur Regierung seines Reiches vom Sultan berufen wurde. Achtzig Jahre hatte er vollendet, als ihn im August 1849 endlich der Tod erlöste aus der geistigen Nichtigkeit, in welche all' sein Ehrgeiz, sein Glück, sein verbrecherisches Leben und sein kriegerischer Glanz sich auflösten. Aber er hatte als der erste Rhedive nicht nur seinem Geschlecht ein Vicekönigthum erobert, sondern auch trotz aller Leiden, die er über sein Land verhängt, sich das Verdienst erworben, dasselbe zu einer wichtigen politischen Stellung emporgehoben zu haben.

Neujahrsbräuche.

Von

Oswald Heim.

(Nachdruck verboten.)

Der Neujahrstag hatte schon in den ältesten Zeiten eine hohe, festliche Bedeutung. Von den Urbewohnern des alten Landes Iran in Asien, von den Parsen, wissen wir, daß sie den Beginn jedes neuen Zeitabschnittes mit Lustbarkeiten begingen. Die alten Römer feierten am ersten Jahrestage das Fest ihres Götterpaares Janus (des Beschützers alles Anfangs) und der Jana (als Göttin des Mondes auch Luna genannt); sie brachten dabei dem Janus Opfer, nannten diesen Tag dies faustus (Tag von günstiger Vorbedeutung) und nahmen an demselben gerne wichtige Geschäfte vor, um das Glück an die verrichteten Handlungen zu fesseln.

Das neue Jahr begannen viele christliche Nationen noch bis in die neuere Zeit hinauf nach alter heidnischer Sitte mit dem Frühlingsanfang. Unter Karl dem Großen begann das deutsche Jahr am 25. März; erst unter den letzten Karolingern setzte man den Jahresanfang auf den 1. Januar fest. Spanien und die Niederlande feiern das Neujahrsfest erst seit 1575, England seit dem 13. Jahrhundert, Frankreich seit 1564, Venedig seit 1653, Florenz

erst seit 1745. Der Grundsatz des klugen Papstes Gregor des Großen, daß man die Feste der Heiden allmählig in christliche verwandeln und in manchen Stücken nachahmen müsse, hat auch auf die Gebräuche des christlichen Neujahrstages, beziehungsweise der Sylvesternacht, seine volle Anwendung gefunden. Bereits zur ersten deutschen Christenzeit wurde die Sylvesternacht, die letzte Nacht des christlichen Jahres, durchwacht mit der Erzählung von Sagen und Märchen, über deren heidnischen Ursprung die ältesten deutschen Bischöfe so erzürnt waren, daß sie — allerdings ohne besonderen Erfolg — contra garrulationes (gegen das Geschwätz am Sylvesterabend) eiferten.

Eine Hauptformalität, welche sich von den alten Neujahrstfesten erhalten hat, ist der Gruß und Glückwunsch. Jeder beeilt sich, dem Anderen den Neujahrs-Glückwunsch zuerst zu bringen, als Nachklang der alten Sitte, daß der Begrüßte dem Grüßenden ein Geschenk machte. Zur Zeit der antiken Welt war es, soweit Rom seine Herrschaft ausgedehnt hatte, eine beliebte Sitte, als sogenannte *strenae*, d. h. Neujahrs Geschenke, den lieben Freunden frischgrünende Zweige, als ein Zeichen des Umschwunges im Pflanzenreiche, wie des neu beginnenden jugendlichen Jahres, zugehen zu lassen. Bald aber wurden die Geschenke werthvoller und kostbarer. Besonders brachte man den Magistratspersonen Gratulationen dar, wohl um sie für das beginnende Jahr zu Freunden anzuwerben. Wenn ein armer Klient seinem reichen Patron das Neujahrs Geschenk überbrachte, so mußte er demselben noch eine Silbermünze beifügen, wie es seine Mittel erlaubten. Der Senat und die Ritter u. s. w. er-

mangelten nie, am Neujahrstage dem Kaiser Augustus die *strenae* zu bringen; war er abwesend, so ließen sie ihre Gaben auf dem Kapitol zurück. Tiberius schaffte diese Geschenke ab, weil es ihm zu kostspielig war, den Dank dafür auszudrücken. Caligula führte sie aber wieder ein und ließ sich sogar jene noch erstatten, welche sein Vorgänger abgelehnt hatte; er schämte sich nicht, in höchst-eigener Person diese Gaben vor den Thoren seines Palastes entgegenzunehmen, ohne jemals Gegengeschenke zu machen. Die Neujahrsgeschenke erhielten sich trotz der Gegenagitation der ersten Christen; man verlegte sie zeitweilig auf das Osterfest, doch machte man sie später wieder am ersten Januar.

Eine hervorragende Rolle spielen die Neujahrsgeschenke, „*les étrennes*“, in Frankreich. Bekannt ist die Leidenschaft der Franzosen für Bonbons, ebenso die Sitte, zu Neujahr eine Bonbonnière in das Haus zu senden, welches uns gastfrei seine Pforten öffnet. Es ist das eine Huldigung, die den Frauen dargebracht wird. Wochen lang vor dem Neujahrstage schmücken kleine Wunderwerke von Bonbonnières die Schaufenster der ersten Confitoure, und selbst der kleine Epicier puht seinen Laden mit den niedlichsten Schächtelchen. Außer Bonbons bestehen die *Étrennes* auch wohl aus Vasen, Bronzen, seltenem Porzellan oder irgend welchen anderen Kunstgegenständen.

Die Glückwunschkarten zum Beginn eines neuen Jahres, welche mit Hilfe der in neuerer Zeit zu so großer Ausbildung gelangten vervielfältigenden Künste gegenwärtig in großen Massen und in außerordentlicher Mannigfaltigkeit

hergestellt und am ersten Tage des Jahres an Familienangehörige, Freunde und Bekannte versendet werden, haben bereits eine ältere Geschichte, als wohl die Meisten glauben, die sie heute benützen, denn ihre Anfänge gehen bis in die Wiegenzeit der ältesten der reproduzirenden Künste, der Holzschnide- und der Kupferstecherkunst zurück. Im Jahre 1439 erschien der erste (natürlich mit Holztafeln) gedruckte Kalender, und bald darauf verkaufte man auch gedruckte Neujahrswünsche. Das Verlangen, den Angehörigen und Freunden beim Jahreswechsel ein das ganze Jahr über sichtbares Zeichen der dargebrachten Glückwünsche überreichen zu können, veranlaßte die Formschnneider und Briefmaler, sich mit der Herstellung von Neujahrswünschen zu befassen. Der älteste uns bekannte gedruckte Neujahrswunsch ist ein Kupferstich vom Jahre 1466; auf einer sehr reich gehaltenen Blume von phantastischer Form steht das Christuskind, das ein Spruchband hält mit der Umschrift: „Ein gout selig jor (Jahr).“ Im 15. Jahrhundert wurden die Neujahrswünsche mitunter auch mit den Wandkalendern verbunden und standen dann an der Spitze derselben. Einen ganz anderen Charakter zeigen die Neujahrswünsche des 17. Jahrhunderts, als an Stelle der verfeinerten Sitte und des frischen Volkslebens des vorhergehenden Jahrhunderts, sowie der Verwilderung während des dreißigjährigen Krieges ein steifes, ceremonielles Wesen getreten war. Die religiösen Darstellungen verschwanden; an ihre Stelle traten die damals so überaus beliebten Allegorien, während schwülstige, oft überschwängliche Verse den eigentlichen Glückwunsch enthielten. Eine vollständige Umwälzung auf dem Gebiete

der gedruckten Neujahrswünsche brachte der im Laufe des 18. Jahrhunderts sich einbürgernde Gebrauch der Visitenkarten hervor; sie waren die Veranlassung, daß die Glückwünsche die Form von Karten annahmen, so daß die Erstlinge unserer heutigen Gratulationskarten eigentlich erst diesem Jahrhundert entstammen. Im 18. und im Beginn unseres Jahrhunderts waren vorzugsweise in Kupfer gestochene und sodann kolorirte, sowie ferner in Papier erhaben gepreßte, oder auch mit rosa, grünem und blauem Atlas überzogene Karten in Mode; sie zeigten blumenspendende Genien, die das Füllhorn ausleerende Fortuna und besonders häufig den Altar der Freundschaft, welcher im Zeitalter der Sentimentalität und überschwänglichen Gefühlsäußerung, in dem man die Schließung von Freundschaftsbündnissen mit feierlichen Schwüren, rührenden Ceremonien und strömenden Thränen so sehr liebte, natürlich hier nicht fehlen durfte.

Besonders interessant sind die verschiedenartigen Bräuche, welche bei der Vorfeier des Neujahrs am Sylvesterabend oder in der Neujahrsnacht im Schwange sind.

Der Sylvesterabend, welcher in jene Zeit fällt, die dem Gotte Fro (Frehr) besonders heilig war, soll nach dem Volksglauben für Liebesorakel und vornehmlich für die Brautschau äußerst günstig sein. In den verschiedenen Gegenden Deutschlands gibt es zahllose hierauf sich beziehende Bräuche, welche aber alle in dem Kultus des Fro, als des Gottes der Ehe, ihre Quelle haben. Vor Allem ist es das Schwimmenlassen von Nußschalen und das Bleigießen, was an diesem Abend von Liebenden geübt wird.

Bei Ersterem setzt jede der anwesenden Personen ein aus einer Nußschale bestehendes Schiffchen, in welchem ein brennendes Lichtchen befestigt ist, in eine mit Wasser gefüllte Schüssel; aus denjenigen Personen, deren Fahrzeuge sich vereinigen, wird nun im nächsten Jahre ein Paar, während ein verlöbliches Licht einen Todesfall anzeigt. Bei dem Bleigießen wird die Form des in's Wasser gegossenen Bleies gedeutet; die Mädchen können daraus den Stand ihres Zukünftigen erfahren. Aus welcher Gegend der Bräutigam kommen wird, läßt sich sehr leicht ermitteln, wenn das Mädchen in der Mitternacht in Begleitung eines Hundes an einen Baum geht, diesen schüttelt und dabei spricht: „Tuunke (Bäunchen), ich schebder (schüttle) di!“ Der Hund fängt darauf zu bellen an, und nach welcher Gegend er dabei sieht, aus der kommt der Bräutigam. Von welcher Gestalt der Geliebte sein wird, erfährt die Betreffende, sobald sie um Mitternacht ohne Licht in den Holzstall geht und einen Kloben Holz aus dem Holzstoße zieht. Nach der Form des herausgezogenen Klobens richtet sich die Gestalt des künftigen Liebsten; ist sie z. B. krumm, so wird er verwachsen sein.

Im Samlande deckt das Mädchen am Sylvesterabend einen Tisch in der Stube neben ihrem Schlafzimmer und stellt ein Glas Wein, ein Glas Bier und ein Glas Wasser darauf. Des Morgens sieht sie nach, aus welchem Glase getrunken ist: fehlt Wein, so bekommt sie einen reichen Mann, fehlt Wasser, einen armen Schlucker, fehlt Bier, so wird ihr Mann zwischen beiden die Mitte halten. Wenn ein Mädchen heirathen wird, entscheidet sich in folgender

Weise. Mit zwei brennenden Lichtern tritt sie vor einen Spiegel und ruft dreimal den Namen des Geliebten; sieht sie dann im Spiegel sein Bild, so wird er sie freien, sieht sie einen Anderen, wird es dieser thun. Ob ein Mädchen überhaupt im kommenden Jahre heirathen werde, läßt sich sehr leicht erfahren, wenn es um Mitternacht in den Schafstall geht und im Finstern ein Schaf greift. Ist das ergriffene Thier ein Mutterschaf, so wird aus der Heirath nichts; ergriff es jedoch einen Hammel oder gar einen Bock, so kommt die Heirath sicher zu Stande. Zieht man in der Mitternachtsstunde eine Handvoll Stroh aus dem Dache, so heirathet man im kommenden Jahre, wenn die Zahl der dabei ergriffenen Halme eine gerade ist; ist sie ungerade, so muß man sterben. Auch kann man drei Namen auf ebenso viele Zettel schreiben, in einen Strumpf stecken und diesen dann unter das Kopfkissen legen. In der Nacht greift man in den Strumpf, zieht einen Zettel und erfährt durch ihn den Namen des bestimmten Bräutigams, beziehungsweise der Braut.

Die geliebte Person erscheint im Traume, wenn man beim Schlafengehen Hafer und Leinsamen unter das Kopfkissen streut und dabei spricht:

„Ich säe Hafer und Lein!
 Wer mein Geliebter (Geliebte) soll sein,
 Komme im Traum und erschein':
 Wie er geht,
 Wie er steht,
 Wie er in die Kirche geht!“

Ebenso wichtig ist der Sylvesterabend für die Entschei-

dung der Frage, ob ein Liebespäpchen im Laufe des kommenden Jahres Hochzeit machen werde. Man träufelt zu diesem Zwecke in eine Schale mit Wasser zwei Tropfen Talg oder Wachs, von denen der eine den Bräutigam, der andere die Braut darstellt. Kommen sie schwimmend zusammen, so gibt's im neuen Jahre Hochzeit. Geht man in der Mitternachtsstunde dreimal rückwärts um das Haus, und sieht nach beendetem Gange auf das Dach, so wird man im Laufe des neuen Jahres heirathen, wenn man einen Kranz erblickt; nimmt man dagegen einen Sarg wahr, so stirbt einer der Liebenden; einen Storch, so gibt's Kindtaufe; einen Hahn, so brennt das Haus ab. Auch legt die Braut beim Zubettgehen ein Gesangbuch unter das Kopfkissen, kneift beim Erwachen in der Nacht ein Ohr in ein Blatt und sieht am Morgen nach, wo das Zeichen steht; hat es ein Hochzeitslied getroffen, so gibt es unfehlbar Hochzeit im Laufe des Jahres; traurig jedoch wäre es für die Braut, wenn sie ein Todtenlied bezeichnet hätte, denn dann würde sie im Laufe des neuen Jahres sterben. Andere gehen unter das Fenster einer Stube, in welcher eine laute Unterhaltung gepflogen wird, und fragen: „Werde ich heirathen?“ Erfolgt auf diese Frage zufällig ein „Ja!“ als Antwort, so ist die Hochzeit sicher, hört man dagegen ein „Nein!“ so wird aus derselben nichts.

Obstbäume werden nach mecklenburgischem Volksglauben fruchtbar gemacht, wenn man ihnen am Neujahrstage gratulirt oder sie in der Neujahrnacht mit einem Silberstück beschenkt, welches man unter die Rinde steckt. Man geht aber ebenso sicher, wenn man die Bäume in der Sylveste-

nacht einfach durchprügelt. In der Pfalz wird in der Neujahrnacht zwischen elf und zwölf Uhr jeder Baum mit einem Strohseile umwickelt und ihm das Neujahr angewünscht: „Ich wünsche euch das Neujahr an, daß ihr gute Früchte tragen sollt!“ Die Strohseile verbleiben, bis sie abfallen; wer sie abreißt, der gilt für einen großen Frevler. In der Altmark wird vor dem Aufgang der Neujahrssonne in den Gärten geschossen, damit die Bäume, besonders die Kirschbäume, recht reichlich tragen.

Will man am Sylvesterabende sehen, wer aus einer Familie im nächsten Jahre stirbt, so muß man in einem Zimmer, in das Niemand mehr hineingehen wird, auf einem Tische einen Fingerhut mit Salz umstürzen. Ist das Salz am anderen Morgen eingebrüht, so stirbt Derjenige, für welchen man das Häuschen bestimmt hat. In Wensleben glaubt man: wenn man am Sylvesterabende zwischen elf und zwölf Uhr in ein Zimmer geht, wo das Licht nur dürftig brennt, und seinen eigenen Schatten ohne Kopf sieht, so muß man in dem neuen Jahre sterben. Formt man in der Sylvesternacht aus Teig so viele Kuchen, als Leute im Hause sind, gibt jedem Kuchen den Namen eines Hausbewohners und brüht in alle ein Loch, so wird das Loch dessen, welcher im Laufe des nächsten Jahres stirbt, beim Backen zugehen. Nach uraltem Brauche geht man noch jetzt häufig in Mitteldeutschland in der Nacht zum ersten Januar auf einen Kreuzweg und stellt sich dabei nach geschehener Bekreuzung und Anrufung der heiligen Dreieinigkeit auf, um irgend einen Ton, welcher dann gedeutet wird, zu vernehmen, oder nur irgend etwas zu sehen. Man erfährt z. B. den Tod

gewisser Personen, indem man einen Zeichenzug aus dem Hause des Betreffenden kommen sieht; ferner erhält man Kenntniß eintretender Verheirathungen, Kriege u. s. w.

Kinder, die in der Neujahrnacht geboren werden, haben nach der Volksfage besonderes Glück, natürlich, wie bei allen derartigen Prophezeiungen, unter gewissen Bedingungen. Wenn es Mädchen sind, müssen sie der Mutter gleichen, die Knaben sollen dem Vater ähnlich sehen, sonst trifft die Voraussetzung nicht zu. In Westphalen gilt dieser Volksglaube auf den meisten Dörfern; man betrachtet dort die Neujahrskinder allgemein als bevorzugt, wie anderswo die Sonntagskinder, und findet die glückverheißende Aehnlichkeit auch dann heraus, wenn solche gar nicht vorhanden ist. Auch das Wetter des nächsten Jahres kann man in der Sylvesternacht erfahren; bläst der Wind in dieser Nacht von Osten, so hofft man auf ein gesegnetes Obstjahr; von Süden, so gibt es viel Korn; von Westen verheißt er Milch und Fische, von Norden aber Stürme und Kälte. In manchen Orten nagelt man in der letzten Nacht des Jahres die Ställe zu und legt etwas Schneidendes in das Viehfutter, das schützt gegen Fexen. Vielfach begegnet man auch dem Gebrauche, am ersten Januar Heringe zu essen, denn dann hat man das ganze Jahr hindurch Geld. Die Niedersachsen, welche das Land der „rothen Erde“ bewohnen, haben, wie so vieles Andere, auch die von den alten Kulturvölkern überkommenen Bräuche am treuesten bewahrt. Im Lande Westphalen herrscht noch heute die Sitte, zum Neujahrstage ein besonderes Gebäck zu bereiten, die sogenannten Eisertuchen. In kreisrunden Waffelformen

werden am Vorabende des Neujahrstages dünne Waffeln aus Honig und Weizenmehl gebacken. Auf jedem Bauernhofe, in jedem Dorfe sitzen junge Mädchen und Frauen am Herde und backen Eiserkuchen, die, in mehr oder weniger korrekter Cylinderform aufgerollt, in ungeheueren Quantitäten an die Herrschaft, die Dienerschaft, kurz an alle Hausgenossen gespendet werden.

In allen Ländern des Ostens und Nordens, wo der alte Julianische Kalender noch in Geltung ist, beginnt der Karneval schon um Weihnachten und wird in eigenthümlicher Weise gefeiert, welche von der Feier im Abendlande wesentlich verschieden ist. Der russische Karneval z. B. zerfällt in zwei Theile, in die Neujahrfeier, welche mit Tanz, Scherz und Mummenschanz begangen wird, und in die sogenannte Butterwoche oder die Schmausezeit, welche den strengen Fasten vorangeht. Bei der russischen Neujahrfeier spielen jene derben Scherze, Neckereien, Spiele und Belustigungen, wie sie einst bei den römischen Saturnalien üblich waren, noch heute eine große Rolle, und haben sich trotz aller Veränderungen, welche im Laufe der Zeit mit den Volksbräuchen vor sich gegangen sind, unter dem Landvolke noch in vollem Schwange erhalten. Eine der beliebtesten Vermummungen besteht darin, daß einige Bursche sich als Wolf, Bär, Pferd, Kameel, Ochse u. s. w. maskiren und in Begleitung von Musikanten Abends durch das Dorf ziehen, drollige Lieder singen und komische Tänze aufführen, namentlich aber den Tanzbären möglichst lebenswahr nachahmen, wofür sie dann von den Bauern mit Dünnbier, Meth oder Schnaps bewirthet und mit einigen Kopelen

beschenkt werden. Aehnliche Scherze treiben auch die Dienstboten in den Städten.

Am ersten Tage des Jahres eilen in den vereinigten Staaten von Nordamerika die Männer von früher Morgenstunde bis zum späten Abend bei allen ihren Bekannten umher, während die Damen in großer Toilette in ihren Gesellschaftszimmern sitzen und die Besuche empfangen, stolz, wenn die Zahl ihrer Gäste eine so bedeutende, daß sie hoffen dürfen, ihre Rivalinnen zu überflügeln. Alles scharrt sich um den großen gedeckten Tisch, beladen mit feinen Weinen, Riqueuren, kaltem Geflügel, Gelées, Crèmes, Früchten, feinen Salaten und allen möglichen Delikatessen, er ist das eigentliche Centrum und jedenfalls der anziehendste Punkt, da bei der Gast, mit der die Gäste ihre ausgedehnte Runde zu erledigen bemüht sind, von wirklicher Konversation selbstverständlich nicht die Rede sein kann. Bei den zu machenden wie entgegen zu nehmenden zahllosen „calls“ (Besuchen) ist darum der Neujahrstag ein für alle Theile anstrengender, mühevoller Tag, ein geschäftiger Müßiggang ohne Vergnügen und Erholung. Alle Welt freut sich, wenn er überstanden ist.

Für die amerikanischen Neger gehört die Neujahrtsfeier zu den hervorragendsten religiösen Ceremonien. Wenn das Neujahrtsfest herannaht, sieht man von weit herum durch Wald und über Feld, durch Dickicht und Schluchten Neger, Mann, Weib und Kinder ihrem Bethause zuwandern, zu Fuße, auf Wägelchen, mit Laternen oder nur geleitet vom Mondschein. Man hört überall auf Weg und Steg das Geplauder, Gesänge, Gelächter und Gejauchze des stets er-

regten schwarzen Volkes. Der Vetsaal, in welchem sie zusammenkommen, ist nur schwach erleuchtet; bald ist er zum Erdrücken gefüllt, und aus den dunklen Ecken leuchten freudige Augen und schimmern die weißen Haare ehrwürdiger Negerhäupter. Es herrscht jetzt noch Stille, und nun steigen die ältesten und angesehensten Mitglieder der schwarzen Gemeinde auf die Tribüne. Sie beginnen eine Hymne anzustimmen, und die geputzten Mädchen, Burschen und Männer fallen ein. Der Älteste zieht die Uhr und verkündet die zwölfte Stunde. Nun nimmt ein wildes Treiben seinen Anfang. Alles ruft durch einander, man schüttelt sich die Hände, wünscht sich Glück, betet überlaut, Kinder weinen, die jungen Leute machen Spaß, Andere liegen auf den Knien, erflehen Vergebung für Sünden, geloben Besserung. Es wird mit den Händen geklatscht, mit den Füßen gestampft, und dazwischen erschallen von der Rednerbühne Ermahnungen zur Buße, Predigten und Hymnen besonders inspirirter Mitglieder.

Für die Mohammedaner ist das Neujahrtsfest, Muharram genannt, ein Freudenfest, welches sich am besten mit unserem Karneval vergleichen läßt und mehrere Tage dauert. Wie bei den Hindus, ist auch bei den Mohammedanern der Kalender auf das Mondjahr von 355 Tagen gegründet; die Ersteren bringen ihr Jahr durch Schaltmonate in einige Uebereinstimmung mit dem Sonnenjahr; den Bekennern des Islams wurde dies aber von Mohammed ausdrücklich verboten. So stellt sich ihr Neujahrtsfest gegen unseren Kalender jährlich um elf Tage früher ein als im Vorjahre, und macht in dreiunddreißig Jahren die Runde.

Für die Schiiten, wie im Gegensatz zu den Sunniten bei den Mohammedanern alle Diejenigen heißen, welche Mohammed's Schwiegersohn, den vierten Kalifen Ali als dessen rechtmäßigen Nachfolger betrachten und daher die drei ersten Kalifen nicht anerkennen, sind die beiden letzten Tage des Muharrams die Hauptfesttage. Prozessionen gehen durch die Ortschaften, wobei unter großem Lärm und mit Musikbegleitung die Tazias (d. h. Nachbildungen der Gräber der beiden Heiligen Hassan und Husein, der Söhne Ali's), umhergetragen werden. Diese Tazias sind Holzrahmen, mit gedültem Papier überzogen, die Seiten bemalt, mit Glimmer und buntem Glas belegt, das Ganze mit natürlichen und künstlichen Blumen bekränzt; innen brennen Lichter und erleuchten die Wände. Wohlhabende lassen Tazias von bedeutender Größe und künstlerischer Ausstattung herstellen, den Rahmen von Sandelholz, Silberblätter statt Glimmer, Elfenbeinspizen auf den Thürmen u. s. w. Das Umhertragen dieser Tazias bildet den Glanzpunkt des Muharrams; am Schlusse wirft man die Tazias von geringerem Werthe in's Wasser.

Bei den Chinesen ist der Neujahrstag ein bewegliches Fest und fällt meist in den Februar, oft in den Januar, zuweilen in den März. Er gilt für einen der größten Feiertage. Schon zehn bis zwölf Tage vorher werden alle öffentlichen Bureauz geschlossen und bleiben es einen ganzen Monat hindurch, während welcher Zeit die Beamten Festlichkeiten und Unterhaltungen veranstalten. Unmittelbar vor dem eigentlichen Neujahrstage werden die Feuerherde zu Ehren des Hausgottes gereinigt. Am Mitternacht,

wenn das alte Jahr scheidet, wird ein wohlriechendes Bad genommen und die besten Gewänder werden angethan. Die Familienmitglieder besuchen die Tempel oder begeben sich an die möglichst glänzend erleuchteten Hausaltäre, um dort die nöthigen Ceremonien vorzunehmen. Bis zur Morgendämmerung wechseln religiöse Uebungen mit Abbrennen von Raketen, Weihrauch und buntem Papier ab. Bei Tagesanbruch beginnt der Austausch der Besuche und die Verzierung der Häuser mit Sprüchen und Transparenten; auch Geschenke spielen an diesem Tage eine nicht unbedeutende Rolle.

In Birma wird beim Wechsel des Jahres, der in den Monat April fällt, das sogenannte Wasserfest gefeiert, welches vier Tage lang andauert. In der Morgenfrühe strömt alles Volk zuerst zu den Pagoden, die man mit Wasser besprengt, während die Gottheit um ein glückliches und gesegnetes neues Jahr angefleht wird. Auch bringt man den Priestern Krüge mit Wasser und bittet dabei um Vergebung aller im verfloffenen Jahre begangenen Sünden. Nach dieser religiösen Feier beginnt nun eine Art Karneval, bei dem man sich aber nicht, wie in Italien, mit Confetti (kleine Gypstügelchen) und Blumen bombardirt, sondern gegenseitig, wie dies auch in manchen südamerikanischen Ländern üblich, mit Wasser, das häufig parfümirt ist, zu begießen sucht. Aus den Häusern gießt man Wasser auf die Vorübergehenden, und in den Straßen sammeln sich überall Gruppen von jungen Leuten beiderlei Geschlechtes, die sich unter Scherzen und Gelächter gegenseitig aus irdenen Krügen und Gefäßen aller Art, sowie mit kleinen Spritzen

möglichst naß zu machen suchen. Oft treffen auch mehrere solcher fröhlichen Gesellschaften auf einander und liefern sich dann zu allgemeinem Jubel förmliche Wassergefechte. Wer sich nur immer auf den Straßen blicken läßt, wird bespritzt, ohne Ansehen der Person oder des Ranges, so daß man während der ganzen Dauer des Festes kaum einen Menschen zu sehen bekommt, der nicht mehr oder weniger durchnäßt wäre. Die diesem originellen Feste zu Grunde liegende Idee ist unstreitig die, durch das Begießen mit Wasser die unrein machenden Sünden des Vorjahres abzuwaschen.

So sehen wir unter den verschiedenen Himmelsstrichen auch die verschiedensten Bräuche bei der Vorfeier des Neujahrsfestes und an diesem Tage selbst im Schwange, um dem Gefühle, daß der Jahreswechsel einen wichtigen Abschnitt im Leben eines Jeden bedeute, auch äußerlich Ausdruck zu geben.

Die Stadt Peter's des Großen.

Bilder aus der russischen Metropole.

Von

Hasso Gorden.

(Nachdruck verboten.)

Noch nicht zweihundert Jahre sind verflossen, seit Peter der Große den Grundstein zu der heutigen Hauptstadt Rußlands legte und ihr den Namen seines Schutzpatrons gab. Das hölzerne kleine Häuschen, in dem er während des Beginns des Baues wohnte und von welchem aus er mit ebensoviel Energie wie Härte das Fortschreiten der Arbeiten förderte, ist noch heute erhalten und ein rühmensewerthes Zeichen der Pietät, mit der das Andenken des großen Despoten von seinen Nachfolgern bewahrt wird.

Wenn Sankt Petersburg mithin auch die jüngste unter den europäischen Hauptstädten ist, so kann man doch nicht umhin, sie als eine der interessantesten, und in vieler Beziehung als eine der schönsten zu bezeichnen. Der allmächtige Wille einer Reihe unumschränkter Herrscher Rußlands, die ihren Stolz darein setzten, die neue Hauptstadt zu verschönen und zu vergrößern, hat dazu ebensoviel beigetragen als die dem Handel günstige Lage der Metropole am finnischen Meerbusen und der Mündung der wasserreichen Newa. Es ist bezeichnend, daß St. Petersburg, das um die Wende

des vorigen Jahrhunderts kaum mehr als 200,000 Einwohner besaß, jetzt über 700,000 Bewohner zählt, und die Stadt daher ein Wachsthum der Bevölkerung aufzuweisen hat, wie kaum eine zweite; aber — und hierin liegt die Rehrseite des glänzenden Bildes — diese schnelle Zunahme ist ein künstliches Produkt, hervorgebracht durch fortwährende Einwanderung. Die deutsche Kolonie allein zählt zwischen 50,000 und 60,000 Mitglieder.

Peter der Große über sah, oder wollte vielmehr absichtlich übersehen, daß seine Gründung bei allen Vortheilen ihrer Lage eine höchst ungesunde Stadt werden mußte. Der Grund und Boden, auf dem St. Petersburg steht, ist ursprünglich ein Sumpfterrain gefährlichster Gattung, und noch heute, trotzdem es sich in der unmittelbarsten Umgebung der Stadt längst in Wiesen und Gärten verwandelt hat, die Hauptursache der hohen Sterblichkeitsziffer. Der mangelhafte Gesundheitszustand wird außerdem noch durch zahlreiche Ueberschwemmungen verschlimmert, denen einzelne Stadttheile fast alljährlich ausgesetzt sind; die höchsten Punkte der Stadt liegen nämlich nur 18 Meter, die niedriger gelegenen kaum 5 Meter über dem Meeresspiegel, und die herrschenden Westwinde stauen nur zu häufig die Nawa derart an, daß sie über ihre Ufer tritt, wodurch bisweilen Katastrophen von geradezu schrecken-erregendem Umfange herbeigeführt werden, wie z. B. jene plötzlich hereinbrechende Ueberschwemmung des Jahres 1824, bei der 500 Menschen ihr Leben einbüßten und Millionen an Werthen verloren gingen.

St. Petersburg ist thatsächlich eine Inselstadt, wenn

auch die zahlreichen Brücken, deren es einige neunzig gibt, dies weniger empfinden lassen. Die Straßen, deren man mehr als fünfhundert zählt, sind durchgehends schnurgerade angelegt und lassen die Entstehung der Riesenstadt nach einem einheitlichen Plan erkennen; ausnahmslos sind sie sehr breit und lustig, einige erreichen eine Breite von über 45 Meter, und selbst die schmalsten sind immer noch mindestens 12 Meter breit. Die 64 großen Plätze werden an Umfang und Ausdehnung in keiner Residenz der Welt ihres Gleichen finden, auf dem mit dem Standbilde des russischen Nationalhelden Suworow geschmückten Zarizynplatz, dem Petersburger Marsfelde, können z. B. 40,000 Mann Truppen zu gleicher Zeit manövriren, und der Semenowskiplatz, der Alexander- und der Preobraschenskiplatz geben ihm an Größe nicht viel nach — Rußland ist eben ein Land, in dem Alles kostbar sein mag, nur der Raum nicht. Den Straßen und Plätzen reihen sich die prächtigen, mit mächtigen Granitquadern umsäumten Quais an; der englische Quai, am linken Ufer des Hauptarmes der Newa, und die Quais des Fontanka-Kanals, sind die Sammelplätze der eleganten Welt, und werden in Bezug auf die Großartigkeit der an ihnen gelegenen Bauten vielleicht nur noch von der Hauptstraße der ganzen Stadt, dem weltberühmten Newski-Prospekt übertroffen. Der Newski-Prospekt ist allerdings die eigentliche Pulsader der Stadt, und für Petersburg das, was für London „Regentstreet“, für New-York der „Broadway“, für Wien die „Ringstraße“ und für Berlin die Straße „Unter den Linden“ ist. Auf einer Strecke von 13 Kilometer Länge reiht sich hier Palast an

Palast, und das Gewühl von Fuhrwerken der verschiedensten Konstruktion, von Fußgängern, Pferdebahnen und Reitern würde nicht zu ertragen sein, wenn der sinnbetäubende Lärm nicht durch die Verwendung von Holzpflaster gemindert wäre. Der Newski-Prospekt nimmt seinen Anfang im Centrum der Stadt, von dem am englischen Quai gelegenen Admiralitätsplaz, durchschneidet sie von Nordost nach Nordwest und endigt an dem riesigen Alexander-Newskikloster. Am Newski-Prospekt ist u. A. die prächtige Kasan'sche Kathedrale, eine Nachahmung der Peterskirche zu Rom, belegen, deren Allerheiligstes sammt Thüren und Geländern aus massivem Silber ist und in welcher sich eine Diamantkrone des Muttergottesbildes befindet, deren Werth auf Millionen geschätzt wird; ferner die Duma, das Rathhaus mit seinem geschmackvollen Thurm, der Gostinnoi-Dwor, der Kaufhof, in dessen zahlreichen Läden und Magazinen, Speichern und Kellereien sämmtliche Bedürfnisse der Nothdurft und des Luxus aufgestapelt sind. Unmittelbar an diesen permanenten Riesenmarkt stößt das Anitschkow-Palais, die Residenz der russischen Thronfolger, und jenseit des Fontanka-Kanals, der von der mit vier kolossalen ehernen Rossgebändigern gezierten Anitschkow-Brücke überspannt wird, liegt das schöne, im Style der edelsten Renaissance erbaute Palais des Fürsten Bjeloselski. Hoch interessant ist endlich unter den Gebäuden des Newski-Prospekts die kaiserliche Bibliothek mit über einer Million Bände und einer höchst werthvollen, theilweise einzig in ihrer Art dastehenden Handschriftensammlung. Auf einem Ehrenplatz liegt hier ein kleiner Foliant in massiv silbernem Einband:

das erste in Rußland gedruckte Buch mit dem Datum des 1. März 1564.

Aber wenden wir uns zurück zum Admiralitätsplatz. Wir stehen an der rauschenden Newa, von deren jenseitigem Ufer die Wälle und Bastionen der heute inmitten der Stadt gelegenen Peter-Paulsfestung herüberschimmern, weit überragt von der in ihren Umwallungen gelegenen gleichnamigen Kirche. Links dehnt sich die mächtige, 500 Schritt lange Front des Admiralitätsgebäudes aus, dessen Grundstein noch Peter der Große selbst legte, rechts schweift der Blick längs des Quais bis hinunter zu dem Riesenbau des Winterpalastes, schräg gegenüber auf der Wassili-Ostrow-Insel erheben sich die Säulenreihen der Börse, die langgestreckte Universität, das mächtige Zollhaus mit einem umfangreichen Handelsmuseum und das Kadettenhaus. Hüben wie drüben leuchtet zwischen all' den großen öffentlichen Bauten das frische Grün der Gärten hindurch. Drüben auf dem Glacis der Festung ist der schöne Alexandergarten, der Hauptammelplatz der einfacheren Volksklassen, hüben die reizenden Anlagen um die Admiralität, in deren Mitte sich die Kolossalstatue Peter's des Großen auf einem gewaltigen Granitblock erhebt, weiter zur Rechten der sogenannte Sommergarten, nahe dem Marsfeld, welcher die feinere Welt zum Lustwandeln einladet.

Ganz besondere Aufmerksamkeit verdient das Winterpalais. Peter der Große besaß an Stelle desselben ein kleines, zweistöckiges Haus, erst unter der Kaiserin Anna wurde 1732 der Grundstein zu jenem Wunderbau gelegt, der, unter ihrer Nachfolgerin Katharina II. vollendet, unter

den Residenzschlössern jener Zeit ohne Gleichen dastand. Fast genau hundert Jahre nach seiner Vollendung, im Jahre 1837, brannte der Riesenpalast ab, wurde aber in der kurzen Zeit von 15 Monaten nach den ursprünglichen Plänen des Italieners Rastrelli wieder aufgebaut, es war ein Bau, wie er nur in Rußland, nur unter der despotischen Machtvollkommenheit des Zaren Nikolaus möglich war. Tag und Nacht, Sommer und Winter, jedem Wechsel der Jahreszeit trozend, wurde gearbeitet, viele Arbeiter erlagen den übergroßen Anstrengungen, und Hunderttausende kostete die erzwungene Beschleunigung, aber General Kleinmichel, der Leiter des Ganzen, der sich dem Kaiser gegenüber für die Vollendung innerhalb der gegebenen Frist verbürgt hatte, erreichte sein Ziel. Ob das Winterpalais eigentlich schön ist, darüber sind die Ansichten sehr getheilt; die Höhe des Gebäudes von etwa 70 Fuß ist zu gering für die kolossalen Fronten des mächtigen Vierecks, der Unterbau gilt als zu niedrig, die Fassade als überladen. Jedenfalls ist der Eindruck des massigen Ganzen aber, ungeachtet aller dieser Bedenken, ein überwältigender, besonders von der Westseite aus, von der eine mächtige Auffahrt und eine unergleichliche Marmortreppe bis zur Höhe des ersten Stockes hinaufführt, der die großen Festtäre enthält. Den zweiten Stock bewohnt meist die kaiserliche Familie, das Erdgeschöß und die Souterrains die Beamtenschaar und die Dienerschaft. Am sehenswerthesten sind die Räume des ersten Stockwerks; hier befindet sich die prachtvolle Georgshalle, in der die Gesandten empfangen werden, die Militärgallerie, der Feldmarschall-

saal und der sogenannte weiße Saal, in welchem die großen Hoffeste abgehalten werden. Vom zweiten Stock aus gelangt man direkt in einen reizenden Wintergarten von bedeutendem Umfang. Das Dach des Palais wölbt sich über einer Einwohnerschaft von gegen 1200 Personen, eine kleine Stadt für sich. Man erzählte sich früher mit Vorliebe Anekdoten, wie einzelne Domestiken sich Jahre lang auf den Dächern Rüge und Schafe gehalten haben sollten, ohne daß dieser mindestens originelle Einfall entdeckt worden sei; jetzt, nach den wiederholten nihilistischen Attentaten ist die bei der ungeheuren Ausdehnung des Gebäudes allerdings sehr schwierige Kontrolle eine strengere. Durch bedeckte Gallerien ist das Winterpalais mit der Eremitage verbunden, einem schönen Gebäude von ebenfalls riesigen Dimensionen, das in seinem Inneren die reichsten und wichtigsten Denkmäler der Kunst vereinigt, welche überhaupt in russischem Besitze sind.

Wenn wir das Winterpalais durch das Südportal verlassen, fällt uns auf dem freien Platz, der sich zwischen jenem und der halbmondförmigen siebenhundertfenstrigen Front des Generalstabsgebäudes erstreckt, die wunderbar schöne Alexandersäule auf. Es ist dies ein 23 Meter hoher Monolith von rothem finnischen Granit, dessen Sockelmantel und Kapital aus eroberten türkischen Kanonen gegossen ist. Die ganze Säule erreicht eine Höhe von 48 Meter, auf der Spitze des Monolithen steht ein bronzener Engel, das reich mit Armaturen und Trophäen bekleidete Piedestal trägt die Inschrift: „Alexander dem Ersten das dankbare Rußland.“

Wir überschreiten noch einmal den Newski-Prospekt und wenden uns dem Inneren der Stadt zu. Es ist Winter; der unfreundliche, naßkalte Herbst ist gewichen, sein unvermeidlicher Begleiter, der jollhohe Schmutz, ist verschwunden, feste glatte Schneebahn bedeckt das Pflaster, und Tausende von leichten Schlitten beleben die Straßen. Noch ist es nicht empfindlich kalt, die Nasen der Spaziergänger betweisen es, denn sie blicken munter und röthlich angehaucht aus dem köstlichen Pelzwerk heraus, das man in solcher Reichhaltigkeit nur in Petersburg sieht. Aber es ist doch kalt genug, um die Winterverproviantirung der Hauptstadt vornehmen zu können; überall sieht man lange Schlittenreihen mit Borrath für Mensch und Thier beladen daherziehen, und wenn wir auf unserem Gang durch die Stadt den Heumarkt passiren, erblicken wir ganze Berge von gefrorenem Fleisch aufgethürmt. Die Theehäuser und Schenken machen gute Geschäfte, besonders die letzteren, denn es ist leider Thatfache, daß in Petersburg jährlich jeder Einwohner durchschnittlich für 20 Rubel Spirituosen verbraucht; aber ihr Hauptgeschäft konzentriert sich doch auf die Festwochen, besonders auf die Zeit der „Butterwoche“ und auf die Osterwoche. Diese Zeit wird von Alt und Jung, von Arm und Reich durchjubelt und durchtobt; die Theater geben täglich doppelte Vorstellungen, auf den öffentlichen Plätzen sind Karouffels, Menagerien, Schaukeln und Panoramas aufgefahren, und Riesen und Zwerge, Bänkefänger und Tausendkünstler produciren sich in buntem Durcheinander. Auf dem spiegelglatten Eise der Newa entfaltet sich das bunteste Leben; die feine Welt gleitet auf

leichtbeschwingten Stahlschienen nach dem Takt der Musikcorps von Ufer zu Ufer, das Volk belustigt sich auf den beliebten Rutschbergen aus Schnee und Eis, und als Inbegriff des Vergnügens gilt eine Wettfahrt mit dem echt nationalen Dreigespann, der Troika. Ja, wer St. Petersburg sehen will, muß es im Winter besuchen — dann ist es eine Stadt voll unbeschreiblichen Zaubers. Und ist es im Sommer interessant durch den ewigen wechselvollen Reiz des buntbewegten Lebens, so ist es geradezu märchenhaft schön in seinem weißen Schneegewande, wenn die Dämmerung herabsinkt und der Mond seinen klaren Schein auf das weiße glühende Gewebe wirft. Wie Feenbogen wölben sich dann die Brücken über den gefesselten Strom, auf dem tausend und abertausend Lichter aufblitzen und ein fröhliches Menschengewühl der Nacht und der Kälte spottet; einer funkelnden mächtigen Diamantnadel gleich schimmert die blanke Spitze der Peter-Paulskirche von jenseit der Newa herüber, auf den Plätzen, vor den Theatern lohen in eisernen Behältern große Feuer, um die sich die harrenden Kutscher, Erwärmung suchend, in dichten Schaaeren drängen, und an den langen Fronten der Paläste ist Fenster an Fenster erleuchtet. Es ist ja die Zeit der eigentlichen „Saison“. Diners, Soupers und Bälle jagen einander, die Nacht wird zum Tage, der Tag zur Nacht gemacht — es ist eine Hezjagd, die nur russische Nerven vertragen können.

Aber kehren wir zu unserer Wanderung durch die Stadt zurück. Vom Heumarkt gelangen wir in den Wosnessenski-(Auferstehungs-)Prospekt, der gewissermaßen als Gegen-

stüdt zum Newski-Prospekt die Stadt von Nordost nach Südwest durchschneidet und uns zur schönsten und prächtigsten Kirche der Stadt, zu der Isaakskathedrale, führt. Von Katharina II. im Jahre 1786 begonnen, ist der Bau erst im Jahre 1859 unter Leitung des berühmten Montferrand vollendet worden, und muß jedenfalls zu den bedeutendsten architektonischen Werken nicht nur Rußlands, sondern der Neuzeit überhaupt gezählt werden. In Gestalt eines Kreuzes aufgeführt, ist die Kathedrale nahezu 350 Fuß lang und 300 Fuß breit, während die in der Mitte des Kreuzes befindliche gewaltige Kuppel, welche wieder von vier kleineren Kuppeln umgeben ist, zur gleichen Höhe hinansteigt. Das Innere ist mit höchster Pracht und mit einer wahren Verschwendung der edelsten Materialien geschmückt; glänzend polirte Monolithen aus rothem Granit wechseln mit Pfeilern und Pilastern von Marmor, Malachit und Lapislazuli ab, die Wände sind mit weißen Marmortafeln, die Kuppeln mit vergoldeten Kupferplatten bekleidet — der ganze Bau hat über 25 Millionen Rubel gekostet.

Und wieder stehen wir an der Newa. Der Frühling ist gekommen, frei fluthet der Strom, belebt von unzähligen Dampfern und Booten, zwischen seinen Ufern dahin. Die Zeit des Eisganges ist vorüber, schon hat der Kommandant der Peter-Pauls-Festung dem Zaren im Winterpalast die alljährliche Meldung, „die Schifffahrt ist frei“, gemacht, und die ersten grünen Knospen lugen verstoßen aus den Anlagen hervor. Wir gehen über die prächtige Nikolaibrücke, in deren Mitte eine kleine mit ungeheuren Reichthümern ausgestattete Kapelle steht, hinüber

nach der Insel Wassili-Ostrow, deren Ostspitze mit zahlreichen, zum Theil schon erwähnten Krongebäuden bedeckt ist, und die hauptsächlich von Deutschen, Künstlern, Beamten u. s. w. bewohnt wird, während die nordöstlicheren Stadttheile, die sogenannte Petersburger Insel, Groß- und Klein-Dchta u. s. w. meist von dem ärmeren Theil der Bevölkerung bewohnt sind; hier dehnen sich noch in langen, endlosen Reihen die alten baufälligen Holzgebäude aus, welche aus den inneren Stadtvierteln in den letzten Jahrzehnten längst verschwunden sind, und während dort der Reichthum sich brüstet, zeigt sich hier stellenweise das Elend in seiner kräftigsten Gestalt. Das ist das Charakteristische von Peterssburg, daß es die Stadt der Gegensätze ist: Osten und Westen, alte und neue Zeit, europäische Kultur und asiatische Rohheit, größter Reichthum mit allen seinen Genüssen und tiefste Armuth treffen hier zusammen! Wer einmal in den Straßen der Stadt — und täglich bietet sich überall die Gelegenheit dazu — den Tataren neben dem langbezopften Chinesen, den Bergsohn des Kaukasus neben dem Kinde des finnischen Landes, den eleganten Lebemann auf feurigem Rosse, neben dem mühsam dahinschleichenden, in Lumpen gehüllten Invaliden der Arbeit gesehen hat, wer einmal am gleichen Tage durch die goldstrotzenden Gemächer des Winterpalastes ging und in eine Hütte am äußersten Ende von Dchta trat — nur der kann diese Gegensätze und ihre Bedeutung für die Zustände Rußlands erfassen und würdigen!

Aber, das ist nicht zu leugnen, es geschieht auch in St. Petersburg sehr viel zur Hebung des sozialen Elends.

Die Schulen sind zahlreich und gut, und an Wohlthätigkeitsanstalten ist kaum eine Stadt reicher als die russische Metropole. Das großartige kaiserliche Findelhaus, das mit seinen weitläufigen Gebäuden, Höfen und Gärten einen ganzen Stadttheil einnimmt, gewährt jährlich 8000 Kindern Aufnahme und Erziehung, die vielen Hospitäler und Krankenhäuser können zwischen 9000 bis 10,000 Kranke gleichzeitig aufnehmen, und die private Wohlthätigkeit ist ununterbrochen rege. Trotzdem ist in einzelnen Vorstädten das Elend groß, und die vorhandenen Mittel reichen zeitweise, besonders bei Beginn des Frühlings und Winters nicht aus, wozu freilich die ungesunde Lage der Stadt viel beiträgt; bezeichnend ist, daß nach statistischen Nachweisungen jährlich in den Petersburger Apotheken über zwei Millionen Recepte angefertigt werden!

Aber wenden wir uns zum Schluß unserer Skizze zu einem erfreulicheren Bilde, zu den reizenden Inseln, die von den verschiedenen Newa-Armen im Norden der Stadt gebildet werden, und die anziehendste Eigenthümlichkeit Petersburgs, mindestens für den Sommer, bilden. Niemand, der einigen Anspruch darauf machen möchte, zur guten Gesellschaft zu gehören, wird im Hochsommer in der Hauptstadt bleiben, Alles rettet sich vor der erstickenden Hitze und dem fürchterlichen Staub auf das Land, auf die „Datsche“ (Villa), welche zu besitzen oder wenigstens zu miethen, für jede Petersburger Familie die Quintessenz aller Wünsche ist. Und diese Villen sind in der That reizend; längs des Stromes inmitten der herrlichsten Gärten gelegen, versehen sie den Ahnungslosen, der die Haupt-

stadt des nordischen Zarenreiches besuchen wollte, scheinbar plöblich in ein tropisches Land, die Terrassen und Veranden sind mit den im Treibhaus gezogenen Gewächsen einer südlichen Zone bedeckt, mächtige Palmen wiegen sich im Freien und kleine Orangenhaine senden ihre würzigen Düste über das klare, helle Wasser. Die Apothekerinsel, die Inseln Jelagin, Kameni-Ostrow und Krestowski sind in den Sommermonaten die Sammelpunkte des ganzen Verkehrs; Petersburg ist anscheinend nach ihnen ausgewandert und vergnügt sich an den ländlichen Freuden des Angelns, der Jagd, am Baden und Bootfahren! Leider ist diese angenehme Zeit nur kurz, im Juni wandert man hinaus nach den kaum grünenden Landstücken — Ende August treiben die herbstlichen Stürme die Emigranten bereits wieder in die geschützten Mauern der Stadt zurück, zurück zur rastlosen Thätigkeit, zurück zum nimmerfattten Vergnügen!

Der Buchsweiler Weiberkrieg.

Eine geschichtliche Begebenheit aus dem Elsaß.

Von

Anton Ohorn.

(Nachdruck verboten.)

Um die Mitte des 15. Jahrhunderts saß auf dem Schlosse zu Buchsweiler im Elsaß Herr Jakob der Bärtige aus dem Geschlecht der Sichtenberge, ein guter, leutseliger und gerechter Mann, den seine Untertanen liebten und ehrten und seine Nachbarn hochachteten. Das zeigte sich zumal, als seine wackere Ehefrau verschieden, und man ihm von allen Seiten das lebhafteste Bedauern kundgab.

Herr Jakob war nicht mehr jung an Jahren, als sich dies zutrug, aber er war weichen Gemüthes, und der Verlust des treuen und guten Weibes machte ihn trübgesinnt, so daß es männiglich leid that um den lieben Herrn. Man rieth ihm Zerstreung an, und um solche zu finden, ritt er vielfach allein und unerkannt durch das Land und mischte sich bei den Festen unter das Volk.

So kam er einst auch in das freundliche Dorf Uttenheim im Badener Land, just als daselbst die Kirchmeß begangen ward. Es war ein wunderbar schöner Herbsttag, und das Völkchen tummelte sich im Freien auf der Wiese vor der großen Herberge, erlustigte sich mit Ringelstechen

und Tanz und saß im Grünen oder an den rohen Eichen-tischen beim Wein. Herr Jakob hatte sein Köpfelein eingestelt und ließ sich an einem Tische nieder, von welchem er das Gewühl der Tanzenden einigermaßen überschauen konnte. Es waren muntere Burschen und frische, rothwangige Dirnen, die nach den Tönen der kreisenden Fiedel und quiekenden Klarinette fröhlich und jauchzend den grünen Ager zerstampften. Auf allen Gesichtern lag sonnige Heiterkeit, nur der Edelherr saß mit seinem trüben, melancholischen Gesichte dabei.

Da trat eine frische Bauernmaid an ihn heran. Lange braune Zöpfe, mit rothem Seidenband durchflochten, fielen ihr über den Rücken, das Antlitz war von lichter Farbe, die Wangen glühten und aus den Augen loderte ein lustig schelmisches Feuer. Das geschmückte Nieder saß knapp und drall, und der hellfarbige Rock fiel in zierlichen Falten um die Knöchel der kleinen schlanken Füße. Sie redete Herrn Jakob an:

„Mit Vergunst, Herr Ritter, Ihr seht so trübe drein; heute muß Alles bei uns lustig sein, schüttelt ab, was Euch drückt, und tanzt einen Reih'n mit mir!“

Er sah sie erstaunt an und fand, daß sie hübsch war; er lächelte milde und entgegnete:

„Hab' Dank, mein schönes Kind; das Tanzen sollt' mir übel anstehen, ich hege noch Trauer um meine Hausfrau und bin ein alter Mann, der dem jungen Blut zum Gespött dienen würde.“

„Hoho, Herr Ritter, da thut Ihr Euch selber Unrecht, Ihr seid noch gar nicht alt und ein hübscher, stattlicher

Mann dazu, der einem Mädchen warm um's Herz machen könnte!"

„Ei, ei, das klingt ja sehr freundlich," sagte Herr Jakob und lächelte dazu, aber nicht mehr so milde und trübe, wie zuvor; „wie heißest Du denn?"

„Bärbel, lieber Herr!"

„Nun, Bärbel, willst Du mir eine Freude machen? Ja? Nun, so laß einmal den Reigen sein und setze Dich so lang an meine Seite und trinke von meinem Wein und plaudere mir eins vor, Du hast eine gar liebe, freundliche Stimme."

„Wenn's Euch Freude macht, Herr, so thu' ich's gerne. Die Burschen und Dirnen werden freilich schelten, aber was thut's, kann ich einen Trübgestimmten heiter machen, so hab' ich die größte Kirmeßfreude."

Dabei setzte sie sich neben ihn und traulich und munter wie ein Kind erzählte sie ihm vom Leben und Treiben der Dörfler, so daß er mitunter, was ihm lange nicht geschehen, hell auflachte und die Stunden ihm ungemein schnell vergingen.

Als die Sonne sank, erhob er sich, und wie er von ihr Abschied nahm, zog er ein Ringlein von seinem kleinen Finger der linken Hand und wollte selbiges ihr zum Danke geben. Aber sie lehnte es ab und sprach:

„Das nehme ich nimmer, Herr Ritter; ein Ringlein nimmt eine Dirne nur von ihrem Schatz oder Bräutigam."

„Und Du hast wohl einen Schatz?"

Sie lächelte lustig.

„Nein, und ich mag auch keinen; ein frei' Herz, ein lustig' Herz."

Da grüßte er sie noch einmal recht freundlich, sie nickte ihm zu und dann ritt er mit recht heiterem Angesicht durch die stille Dorfgasse hinaus.

Er kam nun öfter nach dem Dorfe Uttenheim und versäumte niemals in dem Hause vorzusprechen, wo Bärbel mit ihrer Mutter lebte, und seine Leute daheim fanden, daß er zusehends heiterer wurde.

Eines Tages aber erstaunte das gute Buchsweiler über die Maßen; in dem prächtigen alten Galawagen der Lichtenberger, in welchem man bei absonderlichen Gelegenheiten die hochselige Herrin gesehen, hielt ein in Seide und Flitterstaat gepuhtes junges Weib seinen Einzug in das stattliche Schloß, und Herr Jakob ritt mit strahlendem Antlitz zur Seite des Gefährts und redete lächelnd mit der blühend-schönen Frau, die mit blihenden Augen umhersah und sich offenbar an dem Erstaunen der guten Buchsweiler waidete. Niemand in der Stadt hatte etwas vernommen von einer neuen Vermählung Herrn Jakob's, und kein Mensch wußte zu sagen, woher die schöne junge Frau mit dem trotzigen Zug um den kleinen rothen Mund und mit den heiß blihenden Augen komme und wer sie sei.

Bald nannte man sie jedoch im ganzen Orte die schöne Bärbel und bewunderte sie, wenn sie, wie es oft geschah, sich in ihrem Putz und Schmuck sowohl auf der Gasse als auch an den Fenstern des Schlosses zeigte, aber schon nach wenigen Wochen flüsterte Einer dem Anderen zu, sobald man sie sah: „Die böse Bärbel!“ Die Leute wichen ihr auf der Gasse aus, um ihr keine Reberenz bezeigen zu müssen, und der Ingrim, welchen man gegen

sie hegte, entzog leider auch dem sonst so guten Herrn Jakob viel von der Liebe seiner Unterthanen.

Er war ein schwacher Mann, der dem schönen jungen Weibe gegenüber keinen Willen besaß, so daß sie eigentlich das Land nach ihrer Willkür beherrschte.

Besonders erzürnt waren die Weiber von Buchsweiler über den frechen Uebermuth der Fremden, die jeder Hausfrau eine Steuer auflegte und sich von jeder ein Pfund Garn jährlich abliefern ließ, die da verlangte, daß die Sahne der Milch von sämtlichen Kühen des Städtchens ihr gebracht werde, die ihre heimlichen Spione im Orte hielt, welche ihr jedes schlimme Wort hinterbringen mußten, das gegen sie gesprochen wurde, und das sie durch Gefängnißhaft bestrafte, und welche die armen Leute zwang, ihr wöchentlich einige Tage ohne das geringste Entgelt in der Frohne zu arbeiten.

Es kam auch manche Gewaltthat vor, die wohl noch ärger war, so daß eines Tages Frau Gundel, das Weib des angesehenen Taschners Veit Bodelmann, in ihrem Ingrimme laut auf der Straße rief: „Dieses freche Weib richtet das Land zu Grund; möchte sie der Büttel bald mit dem Staupbesen vom Schlosse fegen!“

Am anderen Morgen kamen bewaffnete Knechte und nahmen, trotzdem Meister Bodelmann und seine Gesellen sich wehren wollten, Frau Gundel gewaltsam mit sich fort, schleppten sie auf den Markt, wo der Pranger stand, schlossen sie mit dem Halsseisen an das Schandholz und hingen ihr eine Tafel um mit der Aufschrift: „Sie hat ihre Herrin gelästert.“ Landsknechte standen den ganzen Tag über da-

neben, aber die Buchsweiler, die sonst bei derartigen Verurtheilungen schaarenweis zusammenliefen, machten lieber einen großen Umweg, als daß sie an dem Tage über den Markt gegangen wären, und so war der Platz todtenstill, selbst die Fenster in den meisten Häusern auf dem Markte waren verhängt an jenem Tage. Das erbitterte die böse Bärbel nur noch mehr.

Frau Gundel aber hat ihr den Schimpf niemals vergessen, und sie war's, die ihren Mann unablässig antrieb, etwas zu unternehmen, um den Uebermuth des herrschsüchtigen Weibes zu brechen.

Im Jahre 1462 war abermals ein Trohntag ausgesprochen, und das arme Volk zog in Schaaren nach dem Schlosse, um dort die verschiedensten Arbeiten zuertheilt zu erhalten. Es war ein glühend heißer Tag, die armen Leute verschmachteten vor Durst, aber es ward ihnen kein Labetrunk geboten, keine Schattenrast gegönnt. Das böse Weib war bald da, bald dort mitten unter ihnen, scheltend, keifend, drohend und strafend. Eine arme Frau, die trotz ihres Schonung heischenden Zustandes zur Arbeit gezwungen wurde, erklärte sich endlich außer Stande zu derselben, und da sie trotz alles Scheltens ermattet und unthätig dalag, ließ die böse Bärbel sie greifen und in's Gefängniß werfen.

Da murrten sie Alle, die armen Leute, trotz der finsternen Blicke und der Drohworte des herrischen schönen Weibes, und Frau Gundel sprach selbigen Tages zu ihrem Eheherrn:

„Wenn Ihr Männer solches duldet, dann seid Ihr feige und erbärmlich und müßt Euch schämen vor Weib und Kind, die Ihr nicht zu schützen im Stande seid.“

Ähnlich redeten auch andere Frauen, und die Männer kamen endlich im Haus des Stadtkältesten Traugott Bobacher zusammen, um zu berathen. Sie wollten nicht sofort zu einem Gewaltakt greifen, denn Jakob v. Lichtenberg war doch ihr rechtmäßiger Herr, dem sie Unterthanentreue gelobt und der auch selbst allzeit gut gegen sie gewesen. Sie beschloffen darum, ihre Klagen gegen die böse Bärbel erst vor ihn zu bringen und von ihm Abhilfe zu erbitten. Dazu ernannten sie aus ihrer Mitte fünf Männer, darunter den alten Bobacher und Meister Bockelmann, und diese begaben sich schon am nächsten Vormittage in ihrem besten Sonntagsstaat nach dem Schlosse. Sie ließen Herrn Jakob um eine Unterredung bitten, was ihnen auch gewährt ward, aber da sie in das hohe Gemach eintraten, sahen sie in einem Polsterstuhle an der Seite ihres Herrn das schlimme Weib in feinen flitternden Gewändern und mit einem bösen Lächeln um den Mund.

Da wollte anfangs Keiner von ihnen reden, und wie sie einige Augenblicke schweigend standen, schlug die böse Bärbel ein lautes höhnisches Lachen auf; das reizte den Ingrimme der Männer, und Jeder drängte jetzt näher an Herrn Jakob, der alte Bobacher aber nahm das Wort:

„Herr, Ihr wisset, daß wir allzeit getreue und folg-same Unterthanen gewesen und Euch geliebt und verehrt haben als unseren guten Herrn. Bereitwillig hat Euer Ohr jederzeit unsere Klagen angehört und Eure Gerechtigkeit hat uns in unserem Recht geholfen. Wir mögen's nicht glauben, daß das anders geworden im Buchsweiler Land. Recht und Schutz heischen wir von Euch, Herr, wie

in alten Tagen, denn wir, unsere Weiber und Kinder werden unwürdig behandelt, wie wir es nicht gewohnt sind und wie es niemals Brauch gewesen unter der Herrschaft der Lichtenberge. Ihr wißt, wie wir mit Euch getrauert haben in den Tagen der Trübsal, da Eure edle Gattin starb, und wie wir uns freuten, als Ihr aus Eurem Trübsinn Euch aufrafftet; damals haben wir dem Weibe an Eurer Seite gedankt und wir hätten es gesegnet, wenn es Euer Engel und der des Landes zugleich geworden wäre. Aber sie ward es nicht; wir seufzen und stöhnen unter ihrer harten Hand und rufen zu Euch: Herr, helft uns in unserer Noth! Seid unser Regent und Vater, wie Ihr es allzeit gewesen, und gebt das Regiment nicht in die Hand des fremden Weibes, auf daß Eure Unterthanen nicht aufhören müssen, Euch zu segnen!"

So sprach der schlichte alte Mann, und Herr Jakob war sichtlich ergriffen. Die böse Bärbel aber war blaß geworden vor Ingrimme und sendete wüthende Blicke nach den Männern, die im tiefsten Schweigen verharrten. Hilflos und eines Entschlusses unfähig, ließ der Ritter seine Augen von ihnen nach dem schönen Weibe an seiner Seite schweifen, als ob er von ihr ein Wort der Rechtfertigung erwarte. Aber sie schwieg hartnäckig, und da die peinliche Pause lang genug gewährt, sagte endlich Herr Jakob:

„Geht heim, Ihr guten Leute, ich will Eure Klagen untersuchen und will Euch bald Bescheid sagen lassen.“

Da senkten sie trübe die Häupter und schritten stumm hinaus, denn sie wußten Alle, daß es beim Alten bleiben würde, auch wenn sie nicht das höhnische Lächeln ge-

sehen hätten, das über das Angesicht des herrischen Weibes ging.

Dieses aber wendete sich nun zu dem Ritter, stemmte die Arme frech in die Seiten und sagte:

„Nun, Jakob, was denkst Du denn zu thun? Deine Buchsweiler sind ja recht liebenswürdige Leute. Siehst Du nun ein, daß Du allezeit viel zu gut gewesen bist, und daß Dir das Volk über den Kopf gewachsen ist? Hier heißt es, die Zügel schärfer anziehen, wenn dieser Geist nicht zur Empörung führen soll. Thue meinethalben, wie Du magst, aber das Eine sag' ich Dir: wird nur ein Titelchen geändert an den Dingen, wie sie jetzt sind, so gehe ich auf Nimmerwiederkehr und mit uns ist's aus!“

Sie wandte sich ab, und vergebens suchte er sie zu beschwichtigen und zurückzuhalten. Als er allein war, dachte er einen Augenblick daran, sie ziehen zu lassen, aber seine Leidenschaft hatte ihn dermaßen verblindet, daß er nicht von ihr zu lassen vermochte, und schon der Gedanke, sich von ihr zu trennen, war ihm entsetzlich. Und so kam es denn, daß den Bürgern der Bescheid ward, ihre Klagen seien grundlos und Herr Jakob verlange nach wie vor Gehorsam und Unterthanenpflicht.

Aber auch der stärkste Gedulbsfaden zerreißt einmal, und so war's auch bei den Buchsweilern. Dem Meister Bockelmann schwoll bei den fortwährenden spizigen Reden der Frau Gundel der Kamm, und er that sich mit anderen Handwerksmeistern und Gesellen zusammen zu entschlossener That. In einem der Stadthorthürme befand sich die Rüstkammer und daselbst waren die Waffen aufgespeichert. An einem

dunklen Abend rückten die Bürger von allen Seiten gegen dasselbe heran, die Wachen wurden, ehe sie sich dessen versahen, überwältigt, man bemächtigte sich unter lautem Jubel der Waffen, und, geführt von Bockelmann, zogen nun beim Zwielicht der Sterne die entschlossenen Buchsweiler hinaus aus der Stadt, um anderwärts sich Hilfe und Unterstützung zu suchen.

Als die Kunde von dem Aufstande nach dem Schlosse kam, erschrak Herr Jakob, die böse Bärbel aber gerieth in den heftigsten Zorn. Wenn die Männer böswillig die Stadt verlassen und sich gegen ihren rechtmäßigen Herrn aufgelehnt hätten, rief sie, so hätten sie damit selbst sich ihres Eigenthums für verlustig erklärt. Recht und billig wäre es darum, auch die Weiber und Kinder aus der Stadt zu vertreiben und sich ihrer Habe zu bemächtigen.

Der milde Sinn Herrn Jakob's sträubte sich längere Zeit gegen eine solche Zumuthung, aber das schlimme Weib drang immer heftiger in ihn, bis er, längst schon zu einem Widerstand gegen ihre Wünsche unfähig, auch hier nachgab. Schon am nächsten Morgen früh verkündete ein Herold durch die Gassen den harten, unmen schlichen Befehl, aber seine Vollziehung sollte nicht so leicht werden.

Am nächsten Tage ritt die böse Bärbel selber in die Stadt, um den Auszug anzusehen und schadenfroh daran sich zu ergötzen. Sie schickte den Amtsvogt mit Knechten in die Häuser, um, wenn es nöthig sei, gewaltsam die Weiber und Kinder zu vertreiben. Aber da begab sich ein gar seltsames Schauspiel.

Von allen Seiten liefen die Frauen zusammen, wo

immer der Bogt sich sehen ließ, und die Eine trug eine Art, die Andere eine Heugabel, eine Dritte einen alten Speiß, die Vierte eine Holzkeule, die Fünfte einen Knüttel, kurz, was eine Jede eben finden konnte, in der Hand und sie schlugen in blinder Wuth auf die Knechte ein, die kaum im Stande waren, sich ihrer Haut zu wehren. Immer mehr wuchs der Haufe an, immer toller ward das Lärmen, immer dichter fielen die Streiche, Steine flogen nach den Männern, sowie nach dem bösen Weibe, das vor ohnmächtiger Wuth bebte und zitterte und mit genauer Noth wieder hinter die schützenden Mauern des Schlosses kam, wohin beinahe das wilde Heer der Frauen ihr nachgedrungen wäre. Das war der Buchsweiler Weibekrieg.

Indeß waren die ausgewanderten Männer nach dem zwei Stunden von der Stadt entfernten Schlosse Lichtenberg gezogen, wo Jakob's Bruder Ludwig, ein biederer und leutfeliger Herr, saß. Dem klagten sie ihre Noth, baten ihn um Hilfe, und er erklärte ihnen, daß er bereit sei, die böse Wärbel zu verjagen.

Er sammelte seine Knechte, erhielt auch noch einige Mannschaft von dem Bischof von Metz, sowie von dem Markgrafen von Baden und den Bürgern aus Straßburg, und so rückte er mit Fußvolk, Reitern und Geschütz vor Buchsweiler. Da die Männer der Stadt im Lager Ludwig's waren und die Weiber eine drohende Haltung annahmen, sah sich Herr Jakob bald genöthigt, die Stadt selbst preiszugeben und sich mit seinen Knechten auf die wohlbefestigte und mit Mundvorrath versorgte Burg zurückzuziehen. So kamen die Buchsweiler Männer wieder zu

ihren tapferen Frauen und halfen gleichzeitig ihren bisherigen Herrn und Gebieter belagern.

Diesem wurde es auf die Dauer unbehaglich auf seinem Schlosse, trotzdem die schöne Bärbel ihre Liebe gegen ihn zu verdoppeln schien, denn die Geschütze der Belagerer machten gewaltige Breschen in die Mauern und die Mundvorräthe gingen, da man nicht allzu sparsam gewesen, auf die Neige. Trotz alledem war Herr Jakob nicht geneigt, zu kapituliren, da sein Bruder verlangt hatte, daß er das böse Weib, die Ursache alles Übels, von sich thue. Als dieser aber drohte, daß er ihn weder an Gut noch an Leib schonen wolle, wosfern er nicht seinen Unterthanen Friede und Recht gebe, und als selbst die Vertrauten Jakob's demselben dringend zur Nachgiebigkeit riethen, da kam es zu einer sehr aufregenden Scene zwischen ihm und der Bärbel. Sie beschwor ihn mit Bitten und Thränen, mit den heißesten Liebesungen, sie nicht zu verstoßen, so daß Herr Jakob froh war, endlich einen Ausweg gefunden zu haben.

Er schlug ihr vor, sie solle darein willigen, Buchsweiler zu verlassen, dann wolle er ihr ein reiches Jahrgeld aussetzen, davon sie gleich einer Herrin leben könne, wolle ihr auch ein stattlich Haus schenken in der Reichsstadt Hagenau, und versprach, recht oft sie in ihrer Verbannung zu besuchen. Darauf ging Bärbel endlich ein, und im sicheren Geleit von Kriegsknechten zog sie, umhüllt von dem Gespötte der Buchsweiler Männer und Weiber, hinaus aus der Burg und dem Städtchen, und der Friede war wieder hergestellt.

Die beiden Lichtenberger Brüder söhnten sich indeß erst im Jahre 1471 aus, als es mit Ludwig zu Ende ging, und Jakob ließ diesem nach seinem Tode eine großartige Leichenfeier in Straßburg veranstalten.

Er war wieder den Seinen ein milder Herr und verzieh ihnen ihre Empörung, aber die schöne Bärbel vergaß er nicht. Diese saß in ihrem Edelhause in Hagenau, trug wie vorher Gewänder von Sammt und Seide, und Herr Jakob kam oft genug sie zu besuchen. Ihr Hochmuth und ihre Prunksucht machte sie auch in Hagenau verhaßt, so daß sie hier gar keinen Umgang hatte, aber sie suchte sich an den Frauen dadurch zu rächen, daß sie bemüht war, an Glanz und Prunk Alle zu übertreffen.

Herr Jakob v. Lichtenberg starb im Jahre 1480, und von da ab wurde der um seinetwillen einigermaßen verhaltene Haß gegen Bärbel ein offener und unverhohlener. Wo sie sich öffentlich zeigte, wurde sie verspottet und verhöhnt, aber zum Troß der Menge erschien sie öfter als vordem und glänzender als vorher in der Deffentlichkeit.

Da wollte es das Geschick, daß auch Meister Bodelmann, der Taschner, von Buchsweiler nach Hagenau übersiedelte, wo er ein Haus geerbt hatte und bald zu den angesehensten Leuten gehörte. Frau Gundel hatte es noch immer nicht vergessen, daß sie einst um der bösen Bärbel willen am Pranger gestanden hatte, und sie wurde jezt die Seele der feindlichen Bewegung, die gegen Letztere im Gange war.

Unglücksfälle, welche in Familien vorkamen, die ihrem Abscheu gegen das Weib keinen Zwang angethan, einige

zufällige Erkrankungen in Häusern, welche Bärbel betreten hatte, und manches Andere gaben Anlaß, daß man sie in Hagenau für eine böse Zauberin und Hexe ausschrie; Frau Gundel sorgte dafür, daß diese Berichte noch durch analoge Vorfälle aus Buchsweiler vermehrt und erweitert wurden, und sie war es auch, die es offen aussprach, daß Bärbel durch Zauberkünste den alten Jakob v. Sichtenberg verückt und seinen Unterthanen entfremdet hatte. Und da die böse Bärbel auf ihrem Hochmuth beharrte, und je mehr man sie anfeindete, desto trotziger, höhniischer und schadenfroher ward, so wuchs die Erbitterung dermaßen, daß der Rath von Hagenau sich veranlaßt sah, sie wegen offenkundiger Zauberei zu verhaften.

Sie leugnete allerdings die widersinnigen Anschuldigungen, welche man gegen sie erhob, aber als man sie nach der rauhen Forderung des hochnothpeinlichen Halsgerichts auf die Folter spannte, da gestand sie Alles, was man nur von ihr hören wollte, und das Gericht verurtheilte sie demgemäß zum Tode durch Feuer.

An einem klaren Herbstmorgen ward vor dem Thore der Stadt der Scheiterhaufen errichtet; das Armensünderglöcklein klang, und begleitet von einem Mönche kam ein bleiches, gebrochenes Weib auf einem Karren daher, das keine Aehnlichkeit mehr hatte mit der schönen Bärbel. Mit wankenden Knien stieg sie den Holzstoß hinan und wurde an dem Pfahle festgebunden, dann ward ihr noch einmal das Urtheil verlesen und das weiße Stäbchen zerbrochen. Ein Hentersknecht zündete das dürre Reisig um die Scheiter an und prasselnd lohete die Flamme empor.

Da trat aus der Menge ein Weib mit haßglühenden Augen und schrie hinauf zu der Verurtheilten:

„Heute stehst Du am Pranger, Hexe von Buchsweiler!“

Es war Frau Gundel, die aber im selben Moment einen derben Schlag auf die Wange erhielt von der Hand Herrn Bockelmann's, der ihr zurief:

„Schäme Dich, Weib!“

Die Bärbel aber richtete sich bei der Stimme Gundel's hoch auf, kein Zug ihres Gesicht's verrieth Schmerz oder Seelenangst, die Erinnerung an Buchsweiler gab ihr in den letzten Minuten noch einmal ihren ganzen bösen Troß wieder und lautlos stand sie noch, als schwarzer Rauch und rothe Lohes sie in ihren schauerlichen Mantel hüllten. So starb die böse Bärbel im Jahre 1480.

Die Büsten Jakob's v. Dichtenberg und der bösen Bärbel, angefertigt von der Hand des berühmten Bildhauers Niklas v. Lehen, befinden sich noch heute auf der Stadtbibliothek in Straßburg. Sie waren ursprünglich angebracht auf dem Treppenaufgang der im Jahre 1463 in Straßburg erbauten neuen Kanzlei, und lassen das gutmüthig lächelnde Antlitz des schwachen Grafen, sowie das energisch geschnittene herrische Gesicht des schlimmen Weibes noch deutlich erkennen.

Der hygienische Nutzen der Zimmerpflanzen.

Von

Dr. Boehnke-Reich.

(Nachdruck verboten.)

Es ist mehrfach behauptet worden, daß lebende Pflanzen in Zimmern, namentlich wenn diese als Schlafräume benutzt werden, schädlich wirken. Es gibt aber nicht wenige Gründe, welche gegen diese Annahme sprechen, wie dies besonders von Dr. Anders in Philadelphia näher ausgeführt worden ist.

Drei Hauptfunktionen des Pflanzenlebens, welche bei dieser für die Gesundheitspflege nicht unwichtigen Frage in Betracht kommen, sind: Einathmen von Kohlensäure, Ausathmen von Sauerstoff, Entwicklung von Ozon. Nun ist es erwiesen, daß Schwankungen in der Menge dieser drei Gase infolge des Vorhandenseins einer beliebigen Anzahl von Pflanzen keinen wahrnehmbaren Einfluß auf die Qualität der Luft eines Zimmers haben; das Aus- und Einathmen derselben geschieht viel zu langsam, um die Luft binnen kurzer Zeit zu verbessern oder zu verschlechtern.

Es findet aber in den Pflanzen noch ein anderer Vorgang statt, der vom Gesichtspunkte des uns beschäftigenden Gegenstandes viel wichtiger ist, nämlich die Transpiration, d. h. die Ausdünstung von Feuchtigkeit aus den

Blättern. Um einen Begriff von der Größe dieser vierten Funktion zu geben, sei erwähnt, daß die Washington-Ulme zu Cambridge in Massachusetts mit ihren 200,000 Quadratfuß Blätterfläche innerhalb 12 Stunden $7\frac{3}{4}$ Tonnen Wasser ausdünstet. In 24 Stunden transpirirt eine Zimmerpflanze mehr als ein halb mal so viel, als eine in freier Luft. Aus diesen Thatsachen scheint naturgemäß zu folgen, daß lebende Gewächse das Verhältniß von Wasserdampf in der Luft eines umschlossenen Raumes erhöhen müssen. Und dies wurde durch Versuche in einem Spital erwiesen.

Während der Sommermonate, in welchen Fenster und Thüren viel geöffnet waren, zeigte sich die Wirkung der Pflanzenausdünstung kaum wahrnehmbar; andererseits jedoch, wenn der Luftwechsel nicht so begünstigt war, hatte das Aufstellen einer genügenden Anzahl gut bewässerter Gewächse, falls die Luft nicht schon hinlänglich feucht war, die Wirkung, daß die Feuchtigkeitsmenge in derselben beträchtlich zunahm. Dies ist von spezieller Wichtigkeit, wenn die Gebäude durch Trockenluft-Heizung erwärmt werden.

Obgleich die Wissenschaft nicht genau anzugeben vermag, wie viel relative Feuchtigkeit in der Luft der Gesundheit am zuträglichsten ist, so ist doch nach den ersten Autoritäten in dieser Hinsicht anzunehmen, daß sieben Achtel dessen, was die Luft bei einer bestimmten Temperatur überhaupt enthalten kann, die normale Menge sind. Bei wiederholten Versuchen fand Anders, daß in Philadelphia der Feuchtigkeitsgrad der Luft gewöhnlich unter diesem Normalgehalt ist. Es wurde ferner gefunden, daß durch offenes Kaminfeuer oder Dampfheizung der Luft viel Feuchtigkeit

entzogen wird; noch größer war bei derselben Temperatur der Unterschied in den durch Trockenluft-Ofen geheizten Räumen. Hieraus ergibt sich, daß die Luft eines mit trockener Luft erwärmten Zimmers viel zu wenig Feuchtigkeit besitzt, um der Gesundheit zuträglich zu sein.

Es ist zwar richtig, daß bei gewissen Körperzuständen, z. B. bei chronischem Rheumatismus, trockene Hitze sehr wohlthätig wirkt, aber dies beweist nichts dagegen, daß ein passender Feuchtigkeitsgehalt der Luft für das allgemeine Leben vortheilhaft ist. Wenn nun die Anwesenheit einer bestimmten Anzahl kräftig lebender Pflanzen im Stande ist, die relative Feuchtigkeit eines mit trockener Luft geheizten Zimmers zu vermehren, so ist es klar, daß wir in ihnen ein sehr bequemes Mittel haben, üble Folgen abzuwehren. In allen Fällen, in welchen künstliche Hitze, namentlich trockene Luft, angewandt wird, werden Pflanzen unter sorgfamer Aufsicht hygienische Mittel von großem Werthe.

Wir wollen Alles übergehen, was über die Unnehmlichkeiten der Gewächse für unsere Sinne und über die Aesthetik derselben gesagt werden könnte, und uns nur auf die gesundheitliche Seite unseres Gegenstandes beschränken.

Hauptsächlich in chronischen Krankheiten, ganz besonders bei Leiden der Athmungsorgane, lassen sich gute Wirkungen erwarten, wenn wir die Krankenzimmer mit lebenden Pflanzen ausstatten, denn gerade bei solchen Leiden thut trockene Hitze den größten Schaden. Zimmerpflanzen üben außerdem noch bei manchen Leiden einen günstigen Einfluß, der mit der atmosphärischen Feuchtigkeit in keinem Zu-

sammenhange steht. Bei Nervenleiden, bei Melancholie und Bleichsucht, bei eigentlichen Gemüthskrankheiten, bei großem Kummer und Langeweile u. s. w., wo es nöthig wird, den Geist zu zerstreuen und von düsterem Brüten abzulenken, gibt es nichts Besseres, als Beobachtung und Pflege von Pflanzen.

In der heimlich hinraffenden Krankheit Lungenschwindsucht (Phtisis) sind Zimmergewächse dem Patienten ganz besonders zuträglich. Als Beweis sei folgende Beobachtung angeführt, welche Dr. Hiram Gorson in Conshohocken (Pennsylvanien) mittheilt:

„Meine Mutter, ihre beiden Schwestern und ihr einziger Bruder starben Alle noch nicht fünfzig Jahre alt an der Schwindsucht. Die Kinder meines Onkels und meiner Tanten lebten zwar länger und in anscheinend guter Gesundheit, aber schließlich fielen auch sie Alle der Schwindsucht zum Opfer. Auf Seiten der Familie meines Vaters war keine Spur dieser Krankheit, sondern frohrende Lebenskraft vorhanden. Dennoch starben drei meiner Brüder — kräftige, rüstige Männer bis in die letzten Jahre vor ihrem Tode — an der Schwindsucht im Lebensalter von fünfundfünfzig, sechsundfünfzig und achtundsiebzig Jahren, und eine meiner Schwestern starb sechsundsechzig Jahre alt an derselben Krankheit. Ich erwähne diese Fälle nur als Beweis der Vererbung dieser Krankheitsanlage. Vor dreißig Jahren wurde meine älteste Schwester, damals über fünfzig Jahre alt, von ihrem Hausarzte für ein unrettbares Opfer der Schwindsucht erklärt und ihr Tod für den nächsten Sommer prophezeit. Sie liebte Blumen und Pflanzen ungemein

und kultivirte diese im Zimmer und im Freien. Der Winter hielt sie im Hause, bisweilen Wochen lang im Bette fest. Ihr Krankenzimmer glich fast einem Gewächshause. Freunde und Bekannte tadelten oft, daß sie so viele lebende Pflanzen im Zimmer habe, und wiesen auf die von denselben ausgehende Gefahr hin. Aber es trat keine Verschlimmerung ein, — im Gegentheil: jeder folgende Frühling fand sie wieder im Garten, die Blumen pflegend. So lebte sie Jahr für Jahr, bis sie erst achtundzwanzig Jahre nach jener ärztlichen Prophezeiung im Alter von fünfundachtzig Jahren starb. Ich habe viele Leute gekannt, welche blühende Gewächse in den Zimmern hatten, aber Niemand, der so wie meine Schwester vollständig mit ihnen lebte. Winter für Winter waren wir auf ihren Tod gefaßt, der Husten, der Auswurf, die Körperschwäche berechtigten uns zu diesen Befürchtungen, und dennoch fand ihr fünfundachtzigstes Jahr sie fröhlich und glücklich mit ihren Pflanzen und ihren Freunden. Sollen wir hienach nicht annehmen, daß die Ausdünstungen der Pflanzen in diesem Falle heilkräftig wirkten und ihr Leben verlängerten?"

Wenn auch das Halten von Pflanzen deutlich vorhandene Lungenwindsucht nicht heilt, so ist es doch sehr förderlich zur Verlängerung des Lebens und macht durch Erleichterung der Symptome die Existenz wenigstens erträglich, was bei dieser weitverbreiteten, langwierigen Krankheit sehr hoch zu schätzen ist.

Beobachtung hat gelehrt, daß vorgeschrittene Fälle von Phtisis günstig beeinflusst werden durch eine Atmosphäre von größerem Feuchtigkeitsgehalt, als es in gesundem Zu-

stande erforderlich ist; folglich müssen solche Lungen-
schwindsüchtige eine größere Anzahl Pflanzen um sich haben, als
Diejenigen, welche erst im Anfangsstadium dieser Krankheit
stehen.

Die Pflanzen müssen gut ausgewählt und in gutem
Gedeihen erhalten werden. Bei der Auswahl ist in's Auge
zu fassen, daß die Gewächse weiche dünne Blätter haben
müssen, daß Pflanzen mit großer Blattoberfläche zu bevor-
zugen sind und daß endlich starkriechende Pflanzen vermieden
werden müssen, weil sie oft Kopfschmerzen und andere un-
angenehme Symptome hervorrufen.

Um die praktische Anwendung der aus Versuchen ge-
wonnenen Ergebnisse zu erleichtern, ist folgende Vorschrift
als die beste ermittelt worden.

Ein Zimmer, welches etwa 20 Fuß lang, 12 Fuß breit,
12 Fuß hoch ist und mit Trockenluft-Heizung erwärmt
wird, sei mit einem Duzend kräftiger Pflanzen, welche weiche
dünne Blätter haben, ausgestattet, jedes Gewächs habe
etwa eine Gesamtblätterfläche von 6 Quadratfuß; die
Pflanzen sind gut zu bewässern und so aufzustellen, daß
sie die direkten Strahlen der Sonne (Morgensonne ist vor-
zuziehen) mindestens einige Stunden erhalten, wodurch das
Verhältniß des Wasserdampfes in der Luft ziemlich auf
den Stand gebracht wird, welcher für den Gesunden als
normal anzusehen ist.

Um die möglichst besten Resultate zu erhalten, müssen
nicht nur die bei Tage bewohnten Räume, sondern auch
das Schlafzimmer mit Pflanzen besetzt sein. Es war lange
Zeit die allgemeine Ansicht wissenschaftlicher Forscher, daß

Pflanzen in Schlafzimmern der Gesundheit schädlich seien, weil sie während der Nacht Kohlensäure ausathmen, aber es ist durch Experimente bewiesen worden, daß zwanzig Gewächse im kräftigsten Wachsthum nur so viel Kohlensäure ergeben, wie ein schlafender Säugling ausathmet. Dies ist demnach kein stichhaltiger Einwand gegen die Aufstellung von Pflanzen im Hinblick auf den aus ihrer Gegenwart entspringenden Nutzen.

Neue klimatische Kurorte werden dem Publikum beständig anempfohlen, aber nur zu oft bringt ein Versuch mit ihnen nur Enttäuschung, und der Schwindsüchtige wird nur noch elender durch die Anstrengungen der Reise und durch das drückende Gefühl, von der liebevollen Pflege der Verwandten zu Hause getrennt zu sein. Und selbst wenn eine günstige Wirkung der Reise vorauszusehen wäre, ist letztere in den weitaus meisten Fällen aus pekuniären oder anderen Gründen nicht ausführbar.

Hienach muß es dem Kranken als ein unschätzbarer Gewinn erscheinen, ein so leicht erreichbares, vollständiges und angenehmes Gesundheitsasyl nahe zur Hand zu haben, wie es ihm zu Hause durch ein mit erfrischenden Pflanzen ausgestattetes Zimmer dargeboten wird.

Mannigfaltiges.

Antwort einer Königin. — Walthers Scott schildert im Roman „Kenilworth“ sehr anziehend das erste Zusammentreffen der Königin Elisabeth von England (1558 bis 1603) mit Sir Walthers Raleigh. Elisabeth hatte ihren Palast verlassen, um in einem Boote eine Ausfahrt auf der Themse zu unternehmen. Da es jedoch die ganze Nacht geregnet hatte, so war der Erdboden am Strande so aufgeweicht, daß sie keinen Schritt wagen durfte, ohne mit ihren zierlichen Schuhen tief einzusinken. Zufällig befand sich Sir Walthers Raleigh, ein junger Edelmann, in der Nähe. Derselbe hatte kaum die Verlegenheit der Königin bemerkt, als er ohne Säumen seinen kostbaren Mantel von den Schultern warf und als improvisirten Teppich auf dem Boden ausbreitete. Er hatte keine Undankbare verpflichtet! Elisabeth reichte dem ritterlichen Jünglinge, den sie mit Wohlgefallen betrachtete, einen Diamantring, den sie vom Finger zog, und ernannte ihn zum Mitgliede ihres adeligen Gefolges.

An einem der nächsten Abende, als die Königin im Schlossparke zu Greenwich lustwandelte, theilte ihr eine ihrer Ehrendamen mit, sie habe vor wenigen Augenblicken den jungen Cavalier belauscht, als er, sich vorsichtig umsehend, einen nahegelegenen Pavillon betreten und dort auf eine der Fensterscheiben mit seinem Diamantringe einige Worte geritzt habe. Neugierig begab sich Elisabeth in den Pavillon, wo sich Sir Raleigh bei ihrer Annäherung in einen versteckten Winkel zurückzog, und las an der bezeichneten Stelle folgende Worte:

„Gern schwäng' ich mich zu lichter Höhe auf,
Doch droht ein jäher Sturz — das ist der Dinge Lauf!“

Eine Weile betrachtete die jungfräuliche Königin diese bedeutungsvollen Worte, dann setzte sie mit scharfem Diamant als Antwort darunter:

„Entfinke der Muth Dir vor der schwanken Leiter,
So kriech' Du getrost am Boden weiter!“

Diese Scene hat dem Maler Follingsby den Stoff zu einem werthvollen Gemälde geliefert. R.

Die letzten Augenblicke des französischen Generals Moreau, der von Amerika herüber gekommen war, um den Verbündeten gegen den Kaiser Napoleon zu dienen und in der Schlacht bei Dresden dadurch tödtlich verwundet worden war, daß ihm eine Kanonenkugel beide Beine wegriß, sind höchst merkwürdig. Als er sein Ende herannahen fühlte, rief er Herrn Spinine und diktierte ihm folgenden Brief an den Kaiser Alexander von Rußland: „Sire, ich gehe mit den nämlichen Gefühlen der Ehrfurcht, Bewunderung und Ergebenheit, die Eure Majestät mir vom ersten Augenblick an, als ich das Glück hatte, mich Ihrer Person zu nähern, immer einflößten — in das Grab.“ Moreau hielt bei diesen letzten Worten inne und schloß die Augen. Eine Weile wartete Herr Spinine ganz ruhig, in der Meinung, daß Moreau über die Fortsetzung des Briefes etwas nachdenken wolle. Als er endlich zum Lager des Generals herantrat, war dieser bereits in die Ewigkeit hinübergeschlummert.

3.

Abenteuer eines Schafes. — Das originelle Geschöpf, dessen Geschichte wir nach dem Berichte des englischen Seeleutenants Bagnold erzählen, wurde noch ganz jung von einem englischen Landgut auf das Kriegsschiff „Arab“ versetzt und besuchte nacheinander Island, Grönland und Norwegen; hier schickte man es zur Waide auf's Land. Als es den Tag hernach

das Boot vor der Stelle, wo es behaglich maidete, vorbeirudern sah, schien es plötzlich von einer Art Heimweh befallen zu werden. Es sprang nämlich in's Wasser und schwamm nach dem Boote infolge eines kühnen Entschlusses, der sein Leben nun für immer vor den Nachstellungen der Fiescher schützte. Vor Boulogne wohnte es hernach 13 Gefechten der englischen Marine mit den Franzosen bei, ohne Schaden zu erleiden. Bedenklicher war das 14. Rencontre, denn gelegentlich desselben verlor es das eine seiner großen Hörner. Hierauf fuhr es längs der Küste des westlichen Afrika's hin, kam nach Brasilien und langte später in Westindien an. Endlich besuchte es Irland, worauf es nach England zurückgebracht wurde. „Tom“ — so der Name, welchen die Matrosen des „Arab“ ihrem Liebling gaben — war so zahm, daß er aus der Hand fraß und seinem Beschützer, dem erwähnten Marinelieutenant, wie ein Hund folgte; hielt man ihm ein Kohlblatt hin, so tanzte Tom und machte närrische Kapriolen, auch hielt er sich lieber in der Kajüte oder auf dem Lande am Kamine auf, als im Stalle. Mehrere Monate lang verzichtete das Thier auf Heu und Gras, verschlang dagegen die Schalen von Kartoffeln und Äpfeln mit Bier, liebte es auch, an den Enden von Stricken und Packleinwand zu nagen und von dem mit Grog angefeuchteten Pudding der Matrosen zu naschen. Die Gelehrigkeit dieses Thieres war außerordentlich und machte den Zuschauern viel Vergnügen. Tom fraß von dem Teller, steckte den Kopf durch den Arm Desjenigen, der bei Tische saß, trank Wein, Genever, Bier und Thee — letzteren jedoch nur, wenn er recht süß gemacht war. Tom ramnte die Treppen auf und ab; kam er in die Küche, so liebte er es, den Deckel vom Topfe abzuheben und neugierig hineinzugucken. Es war dem originellen Geschöpfe, welches den größten Theil seines Lebens auf der See zubrachte, nicht vergönnt, sein Leben auch auf dem „Arab“ zu beschließen. Tom's Protektor schenkte das Thier, welches so manche Stürme

und Müheligkeiten glücklich überstanden hatte, bald nach seiner Heimkehr einer Dame in Salisbury, wo aber Tom bereits einige Tage nach seiner Ankunft, wohl aus Heimweh nach der See, starb.

Eine Urtheilsfällung des Kaisers Rudolph von Habsburg. — Es erschien einst ein Kaufmann vor Kaiser Rudolph und klagte, er habe einem Gastwirth zu Nürnberg einen Sack mit Geld (200 Mark) aufzuheben anvertraut; der Wirth aber stelle dies in Abrede, Zeugen wären keine vorhanden gewesen und da der Wirth ein reicher, angesehenener Mann sei, könne er nichts gegen ihn ausrichten. Einige Zeit verging; der Kaiser kam nach Nürnberg, die Stadt sandte eine Deputation zur Begrüßung des Herrschers, und unter diesen Abgesandten befand sich auch jener verklagte Wirth. Der Kaiser sprach sehr freundlich mit den Männern, zu dem Wirth aber sagte er: „Du hast einen hübschen Hut hier, mein Freund, ich gäbe Dir gern den meinen dafür.“ Das machte dem Wirth große Freude, er gab seinen Hut her und empfing denjenigen des Kaisers. Dieser behielt die Gesandten noch eine Zeit lang bei sich, dann entließ er sie, mit Ausnahme des Wirthes. Vorher aber hatte Rudolph an die Wirthsrau den Hut ihres Mannes mit dem angeblichen Auftrage desselben gesandt, sie möchte den lebernen Sack, der so und so aussehe, an ihn einsenden, und zum Wahrzeichen dafür sende er ihr seinen Hut. Gleichzeitig hatte der Kaiser den Kaufmann vorgefordert, dem das Geld vorenthalten worden war, und dieser mußte seine Klage dem Wirth in's Angesicht wiederholen. Letzterer behielt jedoch seine ganze Kaltblütigkeit bei und sagte: der Kaufmann sei ein thörichter Mann und mit sonderbarer Phantasie behaftet; hoch und theuer vermesse er sich, daß nichts bei ihm hinterlegt worden sei. Da hielt der Kaiser dem Betrüger den lebernen Sack, welcher unterdessen hergesandt worden war, vor die Augen. Zitternd und todtenblaß gestand der Wirth sein

Verbrechen und flehte fußfällig um Gnade. Rudolph legte ihm eine hohe Buße auf und befahl, daß dem Kaufmann sein ganzer Schaden vergütet werde, was natürlich vollständig geschah.

G. Sch.

Ueber die Höhengrenzen des Baumwuchses, mit besonderer Bezugnahme auf die Gebirgssysteme der vereinigten Staaten, hat die Akademy of Natural Science in Philadelphia höchst interessante Nachforschungen angestellt, deren Ergebnis wir Folgendes entnehmen: In den Gebirgen Colorado's hat der Nadelholzgürtel eine Breite von etwa 4000 Fuß und hört 11,000 Fuß über dem Meerespiegel plötzlich auf. Die Fichten kommen vor bis zu einer Höhe von 3000 bis 4000 Fuß, über diese Waldgrenze hinaus findet man sie nur noch als kaum 4 Fuß hohe Krüppel und die meisten sind sogar nur 1 bis 2 Fuß hohe Büsche; aber was diese Koniferen an Höhe verlieren, das suchen sie in der Breite wieder zu gewinnen, indem sie ihre fast den Boden berührenden Äste weit hinausstrecken. In diesem Zustande findet man sie bis zu einer Höhe von 12,500 Fuß. Die Waldgrenze des Mount Washington in New-Hampshire, welcher wenig über 6000 Fuß mißt, ist in einer Höhe von 4000 Fuß zu finden, während der das Südende des nämlichen Gebirgstokes bildende Mount Webster bei einer Höhe von 4000 Fuß nur bis zu 3000 Fuß bewaldet ist. Auf dem sich 6300 Fuß über die Meeresfläche erhebenden Roan Mountain in Nord-Carolina erstreckt sich der Wald an mehreren Stellen bis auf den Gipfel und noch in einer Höhe von 6000 Fuß wurde eine Schwarzeiche mit einem Stammumfang von 5 Fuß (3 Fuß über dem Boden gemessen) gefunden, welche volle 40 Fuß in der Höhe maß.

Diese Thatsachen stoßen die alte Theorie, daß die Waldgrenze in den Gebirgen durch klimatische Verhältnisse, wie durch das Durchschnittsquantum des Feuchtigkeitsniederschlages und durch

die örtliche Durchschnittstemperatur bestimmt werde, vollständig über den Haufen. Auf dem Mount Washington angestellte Beobachtungen ergaben dagegen, daß dort die Waldgrenze vor Zeiten weit höher als gegenwärtig gelegen hatte, und daß sie immer noch langsam aber stetig, herabsinkt. Dieses Phänomen ließ sich indessen leicht erklären, denn ein bei dem Bau der bis auf den Gipfel des Berges führenden Bahn gemachter Durchstich auf der gegenwärtigen Waldgrenze ergab, daß das dort bereits eingetretene Absterben der Fichten auf das Schwinden des Erdreiches zurückzuführen sei, denn der eine üppige Vegetation ermöglichende gute Waldboden war nur $1\frac{1}{2}$ bis 2 Fuß dick und war durch dichtes Wurzelgewebe zusammengehalten, sonst wäre er, gleich den einst tiefer gelegenen Erdschichten, von den thalwärts strömenden Wassern, welche von dem Gipfel zur Zeit der Schneeschmelze und nach starken Regengüssen herniederbrausen, auch bereits fortgeschwemmt worden. Diese dünne Schicht Humuserde genügte zur Ernährung des üppig wuchernden Gestrüpps und der massenhaft emporgeschossenen Fichtenschößlinge, aber sie reichte nicht aus für die ausgewachsenen Bäume, welche dort schon massenhaft abgestorben sind. Der junge Baumnachwuchs wird dort natürlich verkümmern und verkrüppeln und die Höhengrenze der Wälder wird tiefer und tiefer herabgedrückt. Dr. St.

Kriegsgebräuche. — Unter Kaiser Karl V. kam der Gebrauch auf, daß eine Stadt, welche durch die Artillerie des Belagerers eingenommen wurde, ihre Kirchenglocken oder ihre Positionsgeschütze an die feindliche Artillerie verlor, von welcher sie die genannten Gegenstände durch eine größere Summe wieder einlösen konnte. Gegen Ende des dreißigjährigen Krieges war dieser Gebrauch noch in Übung, wie folgender Auszug eines Schreibens an den Bürgermeister und Rath der Stadt Buzbach in der Wetterau beweist:

„Diemeil es aber bräuchlich, auch von Kaiser Carolo quinto

solches verwilligt worden, so eine Stadt oder Festung durch die Artollerey-Personen eröffnet wird, deswegen ihnen Satisfaction zu thun, oder die Glocken oder große Stück verfallen sein sollen. Als gelangt an H. Bürgermeistern vnd Rath vnser dienstl. Ersuchen, vns hierinnen auch Satisfaction zu erweisen vnd vns also alle Gerechtigkeit nit absprechen. Verbleiben d. H. ihre Willige allezeit:

Sämptliche fürstl. hess. Petardirer vnd Feuerwerker.

Signat. d. 28. Oktober 1645.

An den Rath zu Buzbach.“ —

Durch eine für die damalige Zeit hohe Summe hat der Rath von Buzbach auch bald darauf die Kirchenglocken wieder eingelöst. G. Sch.

Ein Heirathsvermittler, welcher übel ankam, war Jean François Sarrafin, ein bekannter französischer Schriftsteller und Sekretär des Prinzen Conti. Der Minister Mazarin hatte Sarrafin 20,000 Thaler versprochen, wenn er eine Heirath zwischen seinem Herrn, dem Prinzen, und der Nichte des Ministers, Mademoiselle Martinosi, zu Stande brächte. Dies gelang dem schlauen Sekretär; als er aber von Mazarin die versprochene Belohnung forderte, lachte der Minister ihn nicht allein aus, sondern zeigte die Sache auch noch dem Prinzen Conti an, der seinen intriganten Sekretär sofort aus dem Hause jagte. Sarrafin hat später nie wieder den Heirathsvermittler spielen wollen. 3.

Herausgegeben, gedruckt und verlegt von G. Schönlain
in Stuttgart.

JUL 13 1912



UNIVERSITY OF MICHIGAN



3 9015 01907 9212

Filed by Preservation 1992

